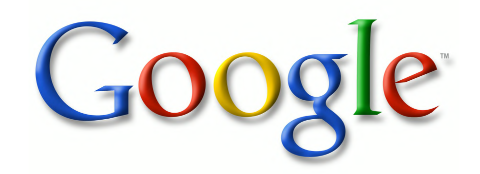
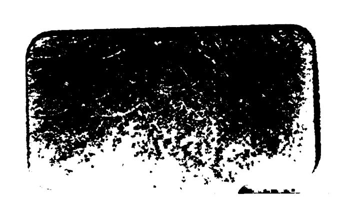

Google



2. Auflage.

Aus dem Tagebuch eines brasilischen Urwaldpfarrers.

Von

P. Ludwig Hoppe, weil. Reisepredíger der Riograndenser Synode.

Mit Geleitswort

von C. Klingemann, Superintendent in Essen.



Auf Amtswegen.

1901.

Verlag von G. D. Baedeker in Essen.

's Mark.

Aus dem Tagebuch eines brasilischen Urwaldpfarrers.

Von

P. Ludwig Hoppe,
weil. Reiseprediger der Riograndenser Synode.

Mit Geleitswort
von

E. Klingemann, Superintendent in Essen.

Acht Illustrationen.

Zweite Auflage.

1901.
Verlag von G. D. Baedeker in Essen.

Den Frauenvereinen

der Gustav Adolf-Stiftung,

den unermüdlichen Hüterinnen evangelischen Glaubens

in der Diaspora,

in Verehrung gewidmet

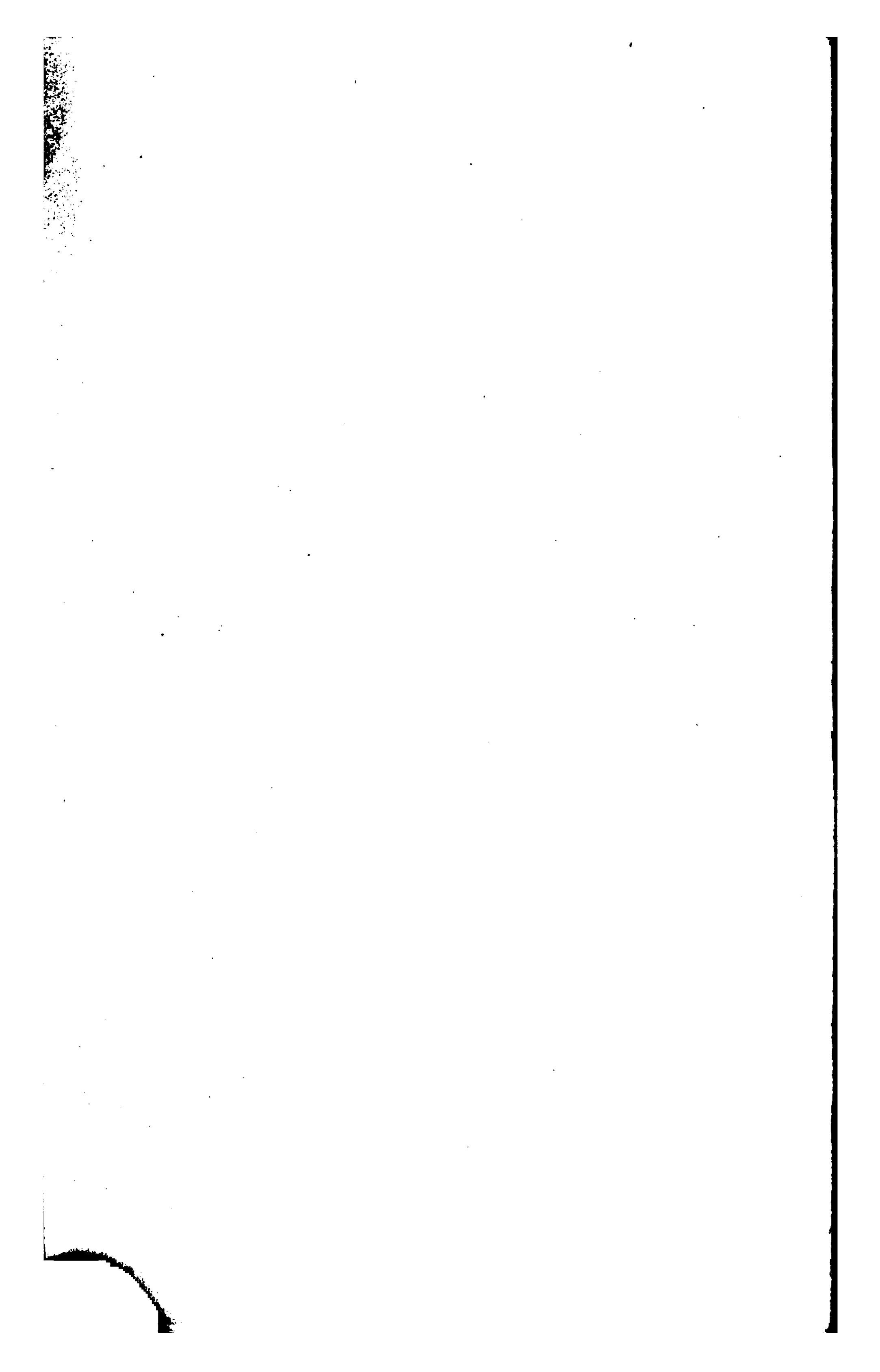
vom Verfasser.

Vorwort.

Dank der erhöhten Aufmerksamkeit und warmen Teilnahme, welche die hohen evangelischen Kirchenbehörden zugleich mit den Leitern der Gustav Adolf-Stiftung und anderer in der kirchlichen und Schularbeit hervorragend thätiger Korporationen der ausländischen Diaspora zuwenden, dank der Begeisterung für alldeutsche Gedanken, die immer weitere Kreise zieht, ist auch das Verständnis für unsere evangelische Sache in den deutsch-brasilischen Kolonien gewachsen. So sehr wir uns dieser Thatsache dankbar freuen, steht es doch zweifellos fest, daß jene Zunahme des Interesses in keinem Verhältnis steht zu der wachsenden kirchlichen und nationalen Bedeutung unserer evangelisch-deutschen Kulturarbeit. In der außerordentlichen, durch Mangel an geeigneter Litteratur hauptsächlich verschuldeten Unkenntnis der Notstände und Bedürfnisse unserer deutschen Koloniebevölkerung in Brasilien liegt die Erklärung. Meine Propagandareisen von der Nordsee bis zu den Alpen zum Besten der „Geschwister Engel-Lehrerinnenstiftung für Brasilien" haben mich zu dieser Ueberzeugung geführt.

Möchten die schlichten Bilder, welche ich auf den folgenden Blättern von meinen Amtserlebnissen und Studienfahrten in Brasilien gebe, ihren doppelten Zweck erfüllen: die Augen der Freunde deutsch-evangelischen Volkstums und der Reichsgottesarbeit in Brasilien auf den Kampf unserer Brüder im Urwald um ihre heiligsten Volksgüter zu lenken — und mit den Augen zugleich Herz und Hand zu öffnen! So werden wir fröhlicher als bisher furchtlos und treu unsere Pionierarbeit treiben können, Gott zur Ehre und dem deutschen Namen zum Ruhme.

Der Verfasser.



Geleitswort.

Mit großer Freude gebe ich dem schönen Buche meines Freundes Hoppe ein Geleitswort mit auf den Weg. Es fehlt unserem christlichen Volk die Erkenntnis seiner überseeischen Aufgaben an den Brüdern, an dem eigenen Fleisch und Blut. Es fehlt aber auch jegliche Kenntnis von den Zuständen, der Lebens- und Denkweise in den fernen Ansiedelungen unserer deutschen Brüder, von ihren Leiden und Erfolgen, von ihrem Ringen um Erhaltung heimischer Art und Sprache, von ihrer kirchlichen Versorgung oder Verwahrlosung.

Man erwarte nicht etwa lauter Erfreuliches, lauter rosig gefärbte Bilder in dem Buche zu finden. Es ist vielmehr eine Reihe ernster Erlebnisse, schmerzlicher Eindrücke, die unser Erzähler bei seinen Arbeitsreisen durch die deutschen Siedelungen im brasilianischen Urwald empfangen hat, was an unserem Geistesauge vorüberzieht. Kein Leser wird sich des betrübenden Empfindens erwehren können: Wie ist doch da drüben so vieles versäumt, so wertvolle Zeit verloren worden! Wie hat doch unsere deutsche Christenheit eine so schwere Schuld der Versäumnis ihren in die Ferne gezogenen Gliedern gegenüber auf sich geladen!

Und doch sind wir schon als Deutsche jenen fernen Brüdern verpflichtet. Wir geben unseres Volkes Zukunft, wir geben uns selbst auf, wenn wir's gelassen und gleichgültig mit ansehen, wie unseres Volkes ausgewanderte Tausende entdeutscht werden und in ihrem innersten Wesen entarten. Und wenn deutsche Volkskraft in Südbrasilien Großes geleistet, sich eine neue Heimat, ein neues deutsches Wesen geschaffen hat, so fehlt es doch nicht an den trüben Bildern, die von solcher Gefahr der Entdeutschung und Entartung zeugen.

Dem aber liegt die allergrößte Gefahr zu Grunde. Entdeutscht in dem Kern ihres Wesens werden unsere Brüder, wo sie entchristlicht werden. So werden die lebendigen Schilderungen unseres Buches zu einem warmen Aufruf an die national und kirchlich denkenden Kreise unseres christlichen Volkes: Helft, legt mit Hand an in Werken der Bruderliebe, daß unsere Kirche und unser Volkstum dort keine Einbuße erleiden!

Ohne Kirche und kirchliche Versorgung kein Christentum! Das ist ein Satz, der, daheim oft verkannt, in der Ferne in seiner Wahrheit begriffen wird. Ohne lebendiges, kirchlich gepflegtes Christentum kein gesundes, blühendes Deutschtum! Das ist eine Erfahrung, die auch nationaler Arbeit die bewährten Wege der Vereinigung mit evangelisch-kirchlichen Bestrebungen weist. — Möchten diese Lehren des Buches in weiten Kreisen Beachtung finden und segensreiche Frucht schaffen!

Essen, im Dezember 1900.

C. Klingemann, Superintendent.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Erster Abschnitt.

Kapitel 2.

Lehrreiche Gedanken über das Aufblühen der national-brasilisch-protestantischen Kirchen.

Demoralisation der römischen Weltgeistlichkeit. Jesuit oder Katholik? Die brasilisch-protestantischen Kirchen: Ihre Missionsfreunde; ihre Mittel; ihre Missionspraxis; ihre Organisation. Unvergleichliche Schwierigkeiten der deutschen Kirche. Die Riograndenser Synode. Kritische Bemerkungen. Einige praktische Vorschläge. Hofprediger Schubart und der Diasporabote.

Kapitel 3.

Was verdankt das Deutschtum in Brasilien der Schulthätigkeit der evangelischen Kirche?

Allgemeiner Zustand der Schulen auf den Kolonien. Blinde Blindenleiter. Vergebliche Liebesmühe der brasilischen Regierung. Deutsche Antwort auf eine unglaubliche Zumutung. Römische Schulen. Verkappter und abgeschabter Jesuitismus: Abre os olhos — die Augen auf! Die Jesuiten und der Alldeutsche Verband. Die Jesuiten am oberen Taquary. „Gesäuberte" römische Kolonien und das Deutschtum. Die evangelische Kirche und deutsches Schulwesen in Brasilien. Um der Parität willen. Ein unbefangenes Urteil über evangelische Schulen. Hervorragende Leistungen derselben. Das synodale Lehrerseminar in Santa Cruz. Verdienste des Evang. Oberkirchenrates in Berlin. Die neueste Schöpfung auf dem Schulgebiet: eine Lehrerinnen-Stiftung für Brasilien. Ein Weckruf an die deutschen evangelischen Frauen.

Kapitel 4.

Erfolge der evangelisch-deutschen Kirche auf rein kirchlichem Gebiete.

Die alten und die jungen Pioniere. Erfreulicher Rückblick. Synodale Reisepredigt und deren Kinder: Das Waisenhaus „Asyl Pella"; das evangel. Altenheim „Bethanien"; Indianermission; Skandinaviermission. Das synodale Sonntagsblatt. Die „Deutsche Post". Brasilische Schullitteratur. Die Erziehungsanstalt Santa Isabella (Santa Catharina). P. Tischhauser und die Württemberger. Die Thätigkeit der Heimatkirchen: Das Morgenrot einer besseren Zeit. Freiherr Propst D. von der Goltz und die Eisenacher Kirchenkonferenz. Lutherischer Konfessionalismus. Die Teilnahme des Deutschen Reiches, des deutschen Kaisers und deutscher Fürstenhäuser. Die Diasporakonferenz. Wertvolle Richtlinien. Der Ev. Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer. Divisionspfarrer a. D. Direktor Fabarius. Dr. Aldinger.

Kapitel 5.

Sieben Wünsche an verschiedene Adressen.

Vierter Abschnitt.

Studienreisen durch Brasilien und Heimkehr.

Erster Abschnitt.

Kapitel 1.

Ausreise.

Abschied von der Heimat. Der letzte Abend in Hamburg. Die Nordsee. Gnädige Bewahrung. Auf dem Atlantischen Ozean. Eine seltsame Nacht. Meereswunder. Walfische, Delphine und Meeresleuchten.

Es war ausgangs des Jahres 1897. Die wenigen Wochen zwischen meiner feierlichen Ordination in meiner Heimatstadt Essen am 7. November und dem Tage meiner Abreise von Hamburg gingen pfeilschnell dahin. Da gab es so viel zu sorgen und zu bedenken, daß die Gedanken an den Trennungsschmerz nicht übermäßig stark in den Vordergrund treten konnten. Das hatte sein Gutes für den Reisenden wie für die Zurückbleibenden. Solch ein Abschied ist kein leichtes Ding. Da hat man seine stillen Stunden wohl nötig, um sich die Schwingen zum neuen Fluge stärken zu lassen und sich Mut für das leicht zagende Herz zu holen. Endlich kommt der Abschiedstag. Sie lassen mich ziehen, schweren aber gefaßten Herzens, Vater, Mutter, Geschwister, Freunde. Sie sind davon durchdrungen: Der Herr Zebaoth ist mit ihm; der Gott Jakobs ist sein Schutz. Sie geben mir das Geleite. Ein letzter Händedruck, ein letztes Tücherschwenken, im Vorbeifahren ein letzter Gruß an das traute Elternhaus in der Hohenburgstraße — und in wenigen Minuten ist die rauchgeschwärzte und doch so liebe Heimatstadt meinen Blicken entzogen.

Aus dem Tagebuch
eines brasilischen Urwaldpfarrers.

Von

P. **Ludwig Hoppe**,
weil. Reiseprediger der Riograndenser Synode.

Mit Geleitswort

von

C. Klingemann, Superintendent in Essen.

Acht Illustrationen.

Zweite Auflage.

1901.
Verlag von G. D. Baedeker in Essen.

Den Frauenvereinen

der Gustav Adolf-Stiftung,

den unermüdlichen Hüterinnen evangelischen Glaubens

in der Diaspora,

in Verehrung gewidmet

vom Verfasser.

nach Dover keine Nachricht durch Flaggen- oder Raketensignale von uns geben zu können. Wir mußten nun bis zu unserer Ankunft auf der Insel Teneriffa (in der Höhe der nordafrikanischen Küste) warten. War auch die See stark bewegt, so passierten wir doch glücklich den Kanal. Wir ahnten nicht, daß am anderen Tage viele Menschenleben durch Sturm umkommen würden auf derselben Strecke, die Gottes Güte uns ungefährdet durchfahren ließ. Der liebe Kollege, P. Jungclaußen in Hamburg, den ich nach dem Gottesdienst im Seemannsheim noch persönlich kennen gelernt, hatte mir die Seeleute besonders ans Herz gelegt. Ich hatte ihm gern versprochen, mein Bestes thun zu wollen, um so lieber, als mich immer schon danach verlangt hatte, mit ihnen in Berührung zu kommen. Nicht mancher Tag ist vergangen, an dem ich nicht mit diesem oder jenem vertraulich geredet hätte. Sie hatten meist schwere, trübe Erfahrungen gemacht. Für Seemannsmission hatten sie nicht viel übrig. Sie konnten es nicht glauben, daß ihnen, den Seeleuten, jemand ein Herz voll Liebe und Freundlichkeit entgegenbringe, ohne eigennützige Zwecke zu verfolgen. Mit ihnen habe noch keiner als Freund persönlich gesprochen. Ist das nicht eine Mahnung an die christlichen Kreise, auch der Seemannsmission mehr wie bisher zu gedenken, damit mehr Seemannsmissionare unterhalten werden können! Leider, Gott sei's geklagt, können die wenigen Sendlinge, über die Maßen schon belastet, den einzelnen nicht so nachgehen, wie es notwendig wäre. Auch die wetterharten, oft finster dreinschauenden Seeleute haben ein liebebedürftiges und für Liebe empfängliches Herz in ihrer Brust. Man versuche nur, die rauhe, harte Schale zu durchdringen, und unerwartet viel Verständnis für das wird man in ihnen finden, was dem Menschenherzen erst wahre Befriedigung gewährt. —

Das war eine eigentümliche Nacht, die den vergangenen Tagen mit ihrem friedlichen Charakter folgte. Sie belehrte uns deutlich darüber, daß wir in den Ozean hineingekommen

waren. Unsere Schlafkasten — man verzeihe den treffenden Ausdruck — sonst ungewohnt eng, erwiesen sich auf einmal als viel zu breit. Keinen Augenblick lag man ruhig. Ständig wurde man hin- und hergerollt. Das mußte sich der ruhebedürftige Körper gefallen lassen. Glaubte man in die eine Ecke sich festgedrückt zu haben — im nächsten Augenblicke fühlte man sich von einer unsichtbaren Gewalt auf die andere Seite gedreht. Was nicht niet- und nagelfest im Schiffe war, mußte weichen. Da flog draußen mit Donnergepolter ein schwerer Korb herab von seiner Höhe. Nunmehr einsam thronend vermochte sein Nachbar, ein stattlicher Koffer, seine Aufregung nicht mehr zu zähmen. Mit kühnem Sprunge setzte er seinem Reisegefährten in die Tiefe nach. Als die beiden sich gefunden, wanderten sie gemeinsam, den Schiffsbewegungen folgend, die ganze Nacht im Gang umher, so geräuschvoll wie möglich. Aufgeschreckt aus ihrer Ruhe fühlten auch die Wasserkannen in der Waschkommode sich gedrungen, ihre Springkünste zu zeigen. Sehen konnten wir das Schauspiel nicht. Wir begnügten uns damit, aufmerksam das liebliche Plätschern des verschütteten Wassers und das dumpfe Kollern der rollenden Kannen zu verfolgen. Mit dem Gebrause des Meeres mischte sich das Summen und dumpfe Gedröhne der unablässig arbeitenden Schraube zu eigenartiger Harmonie. Das Taktschlagen besorgte die Maschine mit markerschütterndem Stampfen. Nie bin ich so rasch aus dem Bette gekommen wie am andern Morgen. Kaum hatte ich mich aufgerichtet, da fand ich mich auf dem gegenüberliegenden Sopha meiner Kabine wieder. Das ging ohne Mechanik und Federkraft. Unter Aufbietung aller turnerischen Fähigkeiten vervollständigte ich meinen Anzug. Der Kaffeetisch sah merkwürdig aus. Ein handbreithohes Gestell, die gefürchteten „Schlängelleisten", mit 12 viereckigen Feldern war auf der Tischplatte angebracht. Dem Tafelgeschirr war so nur ein beschränkter Raum zum Hin- und Herwandern gegeben. Nichtsdestoweniger hüpfte ab und zu eine Kanne oder Tasse über die

ihr gesetzten Schranken zur Heiterkeit derer, die nicht von dem angerichteten Schaden betroffen waren.

Auf Deck waren die wandelnden Fahrgäste seltsam höflich. Verbeugung über Verbeugung machten sie, unfreiwillig natürlich. Angenehm war die Lage keineswegs, trotz der vielen wirklich komischen Szenen. Oft legte sich das Schiff so sehr auf die Seite, daß es ängstlichen Gemütern unheimlich wurde. Gut war es, daß die endlich siegreich durchbrechende Sonne mit ihrem warmen Schein ein Ende der Leiden ankündigte.

Am ersten Abend auf dem Ozean wurde uns ein wunderbarer Sternenhimmel beschert. Nie habe ich ihn so bewundern dürfen, wie auf dem Meer, wo kein Berg und kein Wald, kein Rauch und kein Gewölk den freien Blick hinderte. Während ich am Achterdeck stehe und, hingerissen von der Pracht des Abendhimmels, die Wunder des Herrn in Seiner Schöpfung betrachte, werden meine Gedanken hinaufgezogen zu Ihm, der über den Sternen thront.

„Mein Auge sieht, so weit es blickt,
Die Wunder Deiner Werke.
Der Himmel, prächtig ausgeschmückt,
Preist Dich, Du Gott der Stärke.
Wer hat die Sonn' an ihm erhöht?
Wer kleidet sie mit Majestät?
Wer ruft dem Heer der Sterne?"

Daß wir Ihm, dem Herrn Himmels und der Erden, dessen Macht und Weisheit mir aufs neue überwältigend sich kundgiebt, als Seine Kinder uns nahen dürfen — welche Herablassung! Vor mein geistiges Auge tritt alles, was Er an den Menschenkindern, was Er auch an mir Großes gethan hat. Da dringt aus dankerfülltem Herzen mir das Lied:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt?
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der Ihm gebührt? —
Nein, Seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht;
Der Herr hat mein noch nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch Seiner nicht!"

Fünf Tage sind wir auf See. Ist's Traum oder Wirklichkeit? Frühling ist's auf einmal geworden. Die Sonne scheint so warm. Die Luft ist so milde, das Meer nur leicht bewegt, ohne weiße Kämme, ohne Dünung. Um 6 bis 7 Monate glaubt man sich zurückversetzt. Wonnige Tage winken. Regenzeit und Winterqual haben für lange Zeit ein Ende. Wir geben uns ganz dem Genusse der lieblichen Sonnentage hin. An Bord ist alles lebendig. Niemand hält sich in Salons und Kabinen unnötig lange auf.

Auf der Meeresfläche wird es auch belebter. In der Ferne sehen wir einen mächtigen Wasserstrahl emporschießen. Auf den Freudenruf „ein Walfisch!" eilt alles an die Backbordseite. Auf einmal taucht ganz in unsrer Nähe ein mittelgroßer Walfisch in die Höhe. Einen gewaltigen Strahl bläst er in die Luft und verschwindet dann rasch in die Tiefe. „Hier ist noch einer!" „Dort wieder einer!" So sehen wir bald eine große Anzahl. Dann entdeckte einer einen Delphin. Ich kam noch gerade zur rechten Zeit an die Steuerbordseite, um den mir von Kindheit an merkwürdigen Fisch anzusehen und mich seiner Luftsprünge zu freuen. Als die Sonne zur Rüste ging, durften wir ein unnachahmliches Schauspiel, ein Feuerwerk in den Meereswogen, bewundern. Das Meer läßt es sich anscheinend nicht immer ohne weiteres gefallen, daß die Schiffe seine Fluten durchfurchen. Es giebt seinem Unwillen zuweilen kräftigen Ausdruck, indem es seine Wellen sich hochauftürmen läßt. Mit wirbelndem Schaum hüllt es die ganze Umgebung des Schiffes ein, schleudert auch wohl einmal eine mächtige Sturzwelle über Bord, und wehe allem, was lose am Deck ist. Es wird ein Raub der Wellen. Wir haben dennoch unsre Freude daran, zumal wenn das Meereswunder, das sogenannte Meeresleuchten, sichtbar wird. Erst vereinzelt, dann zu Tausenden und Abertausenden tauchen Leuchtkugeln aus dem Gischt empor, von bläulicher Farbe. Die Schaumberge durchleuchten sie mit feenhaftem Licht. Während ihres Auf- und Abtanzens springen einige auch ab,

so daß wir sie genauer betrachten können. Dieses Naturschauspiel verdanken wir Milliarden kleiner, dem Auge nicht sichtbarer Lebewesen. Die gegenseitige Reibung ruft jenes bläulich schimmernde Licht hervor. Letzteres bedeckt zu Zeiten weite Flächen.

Kapitel 2.

In der Höhe von Nord-Afrika.

Besuch auf Teneriffa. Freundschaftsbezeugungen auf See. Gottesdienst an Bord. Fliegende Fische.

Das Hauptereignis in den ersten 8 Tagen war indessen unsre Landung auf Teneriffa, einer der kanarischen Inseln in den nordafrikanischen Gewässern. Die Einfahrt in die Rhede von Teneriffa sollte besonders schön sein. Doch war es noch fast Nacht, als wir einliefen. Zudem hatte die trübe Witterung den Genuß sehr herabgemindert. Auf unsrem Schiffe wehte die gelbe Quarantäneflagge, die nicht eher eingezogen werden durfte, als bis der Hafenarzt sich von dem Gesundheitszustand auf dem Dampfer überzeugt hatte. So lange durfte kein Mensch an Bord kommen oder das Schiff verlassen. Bald nach der Abfahrt des Herrn Gutachters kamen auch schon viele Boote. Das ganze Deck war voller Händler. Indier breiteten ihre Schätze aus aller Herren Länder aus. Orangen, Bananen, Cigarren wurden in Mengen feilgeboten. Kaum hatten wir das Land betreten, als wir von einer Menge kleiner und großer Jungen umschwärmt wurden. Wir verstanden natürlich kein Wort. Es war uns anfangs nicht unangenehm, daß sich uns einer in „tadellosem“ Deutsch als Führer anbot. Er drängte sich mit selbstbewußter Miene vor: „Eck spiek do-itsch!“ Langsam durch die Straßen wandelnd, wußten wir zuerst nicht, was wir uns besonders anschauen sollten. Alles war uns neu und bemerkenswert. Das Nebeneinander der Kennzeichen alter und neuester Zeit fiel uns jedoch gleich auf. Die vielen uralten Häuser an

der sanft ansteigenden Bergstraße haben es sich gewiß nicht träumen lassen, daß sie noch einmal im modernsten elektrischen Licht allabendlich erglänzen würden. Es war mir sonderbar, daß man hier auf einer afrikanischen Insel eine so bedeutsame Errungenschaft unseres Jahrhunderts umfassender verwertet als z. B. in meiner lieben, sonst so kultivierten Heimatstadt. Der einzige Schmuck der kastenförmig gebauten Häuser bestand in grellfarbigem Anstrich und kleinen Veranden. Die Bewohner waren stattliche Erscheinungen. An den feurigen Augen, den anmutigen Bewegungen merkte man, daß etwas spanisches Blut in ihren Adern rollt. Sie sind ein Mischvolk von Spaniern, Normannen und Guanchen, den Ureinwohnern. Ihr Anzug war meist dürftig, von bunten Stoffen. Manche sahen arg zerlumpt aus. Nur die Fußbekleidung war über alle Kritik erhaben — sie fehlte nämlich fast durchweg. Von einigen Merkwürdigkeiten nahmen wir noch im Vorbeigehen Notiz, so z. B. von Milchhändlern, die ihre Kuh von Haus zu Haus führten, bis ihr Vorrat an „frischer" Milch erschöpft war. In der Markthalle waren wir unsres Lebens kaum sicher. Von jedem sollten wir kaufen. „Ein half marko", „buena, buena cavallerio", „ein marko", so erscholl es immer wieder. Das Militär, die spanische Besatzung, aus Infanterie und Artillerie bestehend, zog natürlich unsere Aufmerksamkeit auf sich. Sie nahmen sich in ihren kleidsamen Uniformen recht gut aus. Von preußischer Schneidigkeit kann natürlich keine Rede sein. Mir, als preußischem Reservemann, wollte es kaum glaublich erscheinen, als ich einen hohen Offizier mit Schleppsäbel und — einem Pariser Spazierstöckchen lustwandeln sah.

Die kleinen Trabanten erwecken mein lebhaftes Interesse. Trabt da neben uns her ein Männlein von etwa 4 Jahren, mit rührender Ausdauer. Pechschwarz ist sein Haar, ebenso dunkel leuchten seine Augen. Er schaut mich so vergnügt an, daß ich ihn immer wieder ansehen muß. Musikalisch ist er auch. Er spitzt die Ohren, so oft ich auf seine Bitte

„um penny“ (einen Pfennig!) in die Tasche greife und mit Geldstücken klimpere. Endlich verschwindet er, und mit ihm ein „penny“ aus meiner Tasche. Die kleinen Mädchen waren ebensowenig schüchtern wie die Buben. Unser Begleittrupp sang andauernd dieselbe Melodie auf den einen Text: „i—a—um—penny“. Wie die wilde Jagd waren sie dahinterher, wenn einer, um das Anhängsel los zu werden, ein paar Münzen auf das Pflaster warf. Den Segen einer Schule schien die kleine Gesellschaft nur in bescheidenem Maße zu genießen. Ihre Raffiniertheit ließ dagegen nichts zu wünschen übrig. „No passe!“ — „Damit kann ich nichts anfangen!“ Das war die Antwort eines kleinen Knirpses auf ein Geschenk von brasilischen Münzen. Die Kleidung war dürftig, die Stimmung trotzdem fröhlich, selbst bei dem Kerlchen, der nur mit einem Hemdchen bekleidet umhertrippelte.

Drei Stunden hatte uns der Herr Kapitän beurlaubt mit der schweren Androhung, er werde zur bestimmten Zeit abfahren, auch wenn wir nicht zur Stelle seien. Das war deutlich, aber wohl nicht unnötig. Das Ein- und Aussteigen hatte seine Schwierigkeiten. Da die Wellen auf der Rhede den Nachen beträchtlich hoben und senkten, so hieß es jedesmal den Augenblick wahrnehmen, in dem der Nachen die Schiffstreppe berührte. Köstlich war das Verfahren bei dem Ausladen der Kühe aus einem benachbarten Schiff. Man warf sie einfach ins Wasser, band je 3 mit den Hörnern am Nachenrand fest und fuhr ans Land. Es blieb den Tieren nichts übrig, als kräftig zu schwimmen und so sich über Wasser zu halten. Einen grausamen Anblick gewährte dagegen das Einladen der Tiere. Es wurden ihnen Ketten um die Hörner gelegt und auf solche grause Art wurden sie an Bord gewunden. Manches arme Tier ist infolge dieser Tortur verendet. Wer Lust hatte, kaufte bei den Indiern ein. Manche glaubten, ein gutes Geschäft gemacht zu haben. Ein Blick in die Mienen der durchtriebenen Gesellen besagte aber, wen sie für den Schlaueren ansahen. Die bekannten

Töne aus dem Nebelhorn ertönten, das Zeichen zur bevorstehenden Ankerlichtung war gegeben. Was hatten wir in den 3 Stunden nicht alles erlebt und gesehen!

Alle waren zeitig zur Stelle. Natürlich verging bis zur Abfahrt noch eine gute Weile. So hatten wir noch Zeit, uns das schöne Panorama einzuprägen. Die Insel glich einem gewaltigen Gebirgsdom. Steil aufsteigend, ragen die mächtigen Felsenmassen aus dem indigo-farbenen Meer hervor. Der alles überragende Bergriese, der Vulkan Pico de Teyde (3716 m hoch), krönt das Ganze. In scharfen Linien hob sich das Gebirge von dem schmutzig-grauen Wolkenhintergrund ab. Tiefe Thäler senkten sich in die Hauptgebirgsmassen. Die Phantasie konnte leicht rege werden angesichts der merkwürdigen Bergbildungen, der Basaltkegel, der Riesenzacken, die mit ihrer unfreundlichen Färbung etwas Wildromantisches an sich hatten. Alles kam einem so öde, so starr, so tot vor. Daß dahinter ein fruchtbares Bergland sich ausdehnte, sollte man kaum glauben. Aber doch ist es so. Nicht umsonst hießen diese Inselgruppen „insulae fortunatae“ (gesegnete Inseln) bei den Alten. Die wundervolle milde Luft zieht noch heute Hunderte Genesung Suchender herbei.

Die schöne Insel „Grand Canaria“ konnten wir eben noch in der Abenddämmerung erkennen. Dann sahen wir lange kein Land mehr. Einige Tage später hatten wir die Freude, einen Dampfer „unserer“, d. h. der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschifffahrts-Gesellschaft zu begrüßen. Es war die „Paragassú“. Sie hatte am Achterdeck die deutsche Flagge gehißt. Bald wehte auch die unsrige lustig im Winde. Erwartungsvoll schauten wir aus, was man uns vermittelst der Flaggensprache sagen würde. Langsam stiegen 4 Flaggen am Mast empor. Ihre Bedeutung war: „Wir wünschen euch eine glückliche Reise!“ Sogleich wurde der freundliche Wunsch unsrerseits erwidert. Da keiner von beiden etwas Wichtiges mitzuteilen hatte, so beschränkte sich die Unterredung auf den Austausch der Grüße und Wünsche. Die deutsche Flagge

wurde noch dreimal „gedippt". Dann war die „Paragassú" bald unsrem Gesichtskreis entschwunden. —

In zuvorkommendster Weise hatte der Herr Kapitän auf eine Andeutung hin mir gestattet, an Bord einen Gottesdienst abzuhalten. Dafür war ich ihm recht dankbar; denn es war mir ein Herzensanliegen, in der heiligen Adventszeit den Auswanderern und Schiffsmannschaften von der Gnade Gottes in Christo zeugen zu können. Auf dem Achterdeck versammelten wir uns, um in Gottes Natur, angesichts des blau schimmernden Meeres dem himmlischen Vater Preis und Anbetung darzubringen. Der Bedeutung der gottesdienstlichen Feier entsprechend, hatte der erste Offizier das Deck herrichten lassen. Alles glänzte in peinlichster Sauberkeit. Ein großes Segel trennte Achterdeck und Zwischendeck. Das Sonnensegel bildete ein schirmendes Dach gegen die Glut der Sonnenstrahlen. Der Niedergang zum Zwischendeck war mit einer großen deutschen Flagge geschmückt, ebenso wie der Tisch in der Mitte, der die Stelle des Altars vertrat. Die beiden großen Rettungsboote, auf starker Unterlage ruhend, bildeten einen freundlichen Seitengrund. Denkt man sich noch dazu die säulenartigen Ventilatoren, so hat man das Bild unsrer Schiffskirche. Von den Schiffsmannschaften, die abkommen konnten, fehlte kaum einer. Offiziere und Passagiere hatten sich gleichfalls eingefunden. Als die heimatlichen Klänge „Ach bleib mit Deiner Gnade", „Lobe den Herrn", „Ich bete an die Macht der Liebe" hinaustönten auf den Ozean, mochte es wohl manchem wehmütig ums Herz geworden sein. Aber erquickend mußte allen doch gerade in dieser Morgenstunde der Gedanke sein, daß es eine Gemeinschaft im Geiste giebt, die keine Entfernung zu beeinträchtigen vermag. Den Mittelpunkt unserer Andacht bildete das herrliche Gotteswort 1. Joh. 3, 1: „Sehet, welche Liebe hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder sollen heißen." Wir folgten den Liebesspuren Gottes in der Menschheitsgeschichte und suchten sie im Leben jedes Einzelnen zu

erkennen. Tröstlich war uns die Erinnerung an die Thatsache, daß auch die Heimsuchungen ein „Daheim-Aufsuchen" Gottes sei (Hebr. 12, 5—6). Zur Erwägung ernster Fragen ließen wir uns anregen. Wie stehen wir zu dieser Liebesbotschaft? Glauben wir ihr oder glauben wir nicht, und wollen wir damit Gott zum Lügner machen? Wie finden wir den Weg zum Vaterherzen Gottes? Die trostreiche Versicherung bildete den Schluß der Mahnungen, daß mit dem Steuermann Jesus an Bord jedes Schifflein allen Stürmen trotzen könne und gewiß seinen Lauf bis in den Hafen der ewigen Seligkeit vollenden werde.

Da wir in Teneriffa gehört hatten, daß gleich nach unsrer Fahrt durch den Kanal heftige Stürme viele Opfer an Schiffen und Menschenleben gefordert hatten, so gab uns das sonderliche Veranlassung zu innigem Dank für gnädige Bewahrung. Gebe Gott, daß manche einen bleibenden Segen von der erhebenden Feier mitgenommen haben!

Am folgenden Sonntag hielt der lutherische Prediger P. Kuhr, der im Auftrage des lutherischen Gotteskastens nach Brasilien reiste, Gottesdienst. Wieder hatten wir einen gesegneten Sonntagmorgen.

In der äquatorialen Region bewährte sich die Sonne zur Abendzeit als die unerreichte Meisterin in der Kunst des Malens. Den Versuch einer Beschreibung des von der scheidenden Sonne beleuchtenden Tropenhimmels möchte ich nicht wagen. Das läßt sich einfach nicht beschreiben. Es that mir nur leid, daß die Meinigen nicht mit mir Zeugen der Herrlichkeiten sein konnten, die Gott den Seefahrer schauen läßt. Oft war schon bei Tisch von fliegenden Fischen die Rede gewesen. Alle waren gespannt, solche zu sehen. Ohne es zu wissen, hatte ich sie schon beobachtet, meinte aber, es seien kleine Vögel. Erst mit bewaffneten Augen erkannte ich die wahre Gestalt. Fische von der Größe eines Herings mit unverhältnismäßig großen Flügeln flogen daher. Aus den Wellenspitzen plötzlich auftauchend sausten sie in Zickzack-

linien durch die Luft. Es war sonderbar anzuschauen. Außer mir hätte noch mancher gern ein Exemplar besessen. Nicht selten fliegen sie in Schwärmen über das Deck, angezogen von dem Glanz der Lichter am Bord, wobei dann viele herunterfallen. Bei der Höhe unseres Dampfers mochte es kaum noch vorkommen. Möglich auch, daß die Katzen, die Freunde eines guten Leckerbissens, den Braten sich nicht hatten entgehen lassen. Wider Erwarten erhielt ich, dank der Aufmerksamkeit des II. Offiziers, einen fliegenden Fisch zum Geschenk. Ich schnitt dem letzteren den Bauch auf, nahm ihm die Eingeweide heraus, füllte den leeren Raum mit Tabak aus und nähte den Bauch wieder zu. Auf einem Brett ausgespannt wurde er tagelang der Sonne zum Ausdörren ausgesetzt. In braunem Firnisgewande bildet er heute eine Zierde meiner Sammlung.

Kapitel 3.

Auf der südlichen Erdhälfte.

Aequatorfeier. Eine Verbrecherinsel. Unliebsamer Verzicht. Rio de Janeiro. Das südliche Kreuz.

Endlich kam der Tag, an dem wir den Aequator passieren sollten. Es war der 9. Dezember. Um 8 Uhr morgens wurden die Langschläfer aus ihrer Ruhe durch einen Kanonenschuß aufgeschreckt. Ein zweiter und dritter folgte und verkündete allen Schiffsinsassen vernehmlich, daß sie nunmehr auf der südlichen Halbkugel der Erde sich befänden. Ein großes Fernrohr war auf der Kommandobrücke aufgestellt. Die Aequatorlinie war klar und deutlich zu erkennen. Auffallend schien es nur dem einen oder anderen, daß sie so sehr gerade war. Denn nach Aussage der niemals übertreibenden Seeleute hatte die Schiffsschraube sich mit dem Aequator verwickelt und hatte man im Morgengrauen Mühe gehabt, das Schiff wieder loszubekommen! Die Böllerschüsse waren zugleich das Zeichen zum Beginn der Vorbereitungen für

die Neptunsfeier am Spätnachmittag. Auf dem Zwischendeck wurde aus Segeltuch eine fast 2 cbm fassende Wanne hergestellt und voll Seewasser gepumpt. Angesichts dieses Riesenkübels mochte es manchem ängstlich zu Mute werden. Der Abend naht. Von ferne her tönt Musik, weniger herzerfreuend als ohrbetäubend. Sie ist ebensowenig geisterhaft wie die Teilnehmer an dem Festzuge, der, im Halbdunkel kaum erkennbar, erst im Bereich des elektrischen Lichtes zu seiner Geltung kommt. Wer ist der Greis im grünenden, wallenden Gewande? Sein Bart hat Meter Länge und Armes Breite. Weiß ist die Farbe seiner Haare, weiß wie der Wellen Schaum. Wer anders könnte es sein, als Neptun, der Gott des Meeres, von dem die graue Vorzeit schon berichtet? Wer anders dürfte es wagen, mit Szepter und Krone sich zu schmücken, den Insignien des Königs der Tiefe? Die Musik verstummt. Der Hofstaat gruppiert sich um den Herrscher. Totenstille herrscht, als er das Gehege seiner Zähne öffnet, um zu künden, was ihn bewog, an die Oberwelt zu kommen. Nur das Rauschen der Wellen in der Wanne und das Brausen der Meereswogen unterbricht die feierliche Stille. Mit geisterhafter Stimme hebt der Meeresgreis an zu sprechen, die nüchterne Prosa verschmähend:

„Ich, Neptun, von Zeus Gnaden aller Meere und Gewässer Gott, entbiete euch allen gnädigen Gruß!“

„Herr Kapitän, längst uns bekannt
Als schneidiger Führer, Ihnen reich' ich die Hand;
Den Neptunsorden zugleich am meergrünen Band.
Ich erbitte dafür die Erlaubnis mir sehr
Zu sein eine Stunde des Schiffs Kommandeur!“

Natürlich ward seiner Bitte die Gewährung. Dann fährt er fort:

„Wir kommen, um unsere Rechte zu wahren
Und um von euch jetzt zu erfahren,
Ob alle von mir schon sind empfangen,
Damit wir diese nach Ordnung belangen.
Hofastronom, berechne mir:
Auf welcher Breite segeln wir?“

Der Angeredete geht möglichst umständlich mit dem Sextanten um und stützt sein gedankenschweres Haupt auf den Arm, um die schwierige Berechnung anzustellen. Endlich hebt er an:

„Ich habe gerechnet hin und her,
Nach oben und unten und nochmals quer.
Gelotet, geloggt, die Höhe gemessen;
Mit dem Kompaß gepeilt, kein Dezimal vergessen.
Und dies ist nun der Rechnung Befund:
Am Aequator sind wir zu dieser Stund'."

Seinem Auftreten nach war der Aktuar der Bedeutendste von allen. Durch seine goldumränderte Riesenbrille schaut er die Umstehenden prüfend an, blättert in seinen Akten eifrig umher und deklamiert in wundervollen Reimen:

„Ich bin des Meergotts Aktuar
Und das hat was zu sagen;
Wer gerne nicht ins Wasser geht,
Der wird hineingetragen.

Drum rasch herbei und aufgepaßt!
Es hilft euch doch kein Sträuben!
Wer etwa jetzt entfliehen will,
Der muß erst recht dran gläuben."

Der Barbier tritt vor. Baß erbleicht selbst der Mutigste beim Anblick seiner Instrumente. Seine Knittelverslein wagt keiner zu bekritteln:

„Jenachdem man Marken hat,
Findet das Rasieren statt.
Wollen Sie per erster Klassen
Ihres Bartes Stoppeln lassen?
Nur nicht ängstlich, junger Herr!
Meine Messer schneiden sehr.
Feinster Stahl, Solinger Ware!
Schneiden auch die stärksten Haare!
So, recht freundlich, junger Mann,
Daß ich glatt rasieren kann."

Während der junge Mann noch bemüht ist, den Seifenschaum zu entfernen, greifen vier Seemannsfäuste seine Pedale. Ein Plumps — und in der Tiefe keucht und schäumt

der Aermste. Er gehört nun zu den „Eingeweihten“. Einem biederen Pommeraner gelang es, die Lacher auf seine Seite zu bringen. Einen der wenig zart besaiteten Konstabler faßte er unversehens und zog ihn hinab in die nasse Flut. Großer Jubel erfüllte da die Luft und Bravorufen und Händeklatschen. Einen zweiten Vertreter der heiligen Hermandad aus dem „Gefolge“ ereilte dasselbe Geschick. Auch er mußte gute Miene dazu machen. Zum Schluß bemerkte der Aktuar noch die Mohrengestalt eines dem Maschinenraum eben entstiegenen Heizers. Als „Schwarzdrossel“ mußte er ins Wasser. Der Name paßte zu dem Mann. Mann und Name paßten zum Wasser, das mittlerweile sein grünes Gewand in ein „schwarzdrosselfarbenes“ geändert hatte, ein bemerkenswertes Zeichen, daß es nun genug des grausamen Spieles sei.

Der Mond war unterdessen immer höher gestiegen und goß sein Licht in freigiebigster Weise aus über das Meer. Gern hätte er dem Treiben da unten auf Deck zugeschaut. Das große Sonnensegel ließ es nicht zu. Sollte er den Menschen darum gram sein? Darüber war er erhaben. Als der Schwarm sich verlief, strahlte sein Antlitz immer noch freundlich glänzend. Neidlos wollte er ein Fröhlicher mit den Fröhlichen sein.

Fernando Noronho.

In der Frühe des 10. Dezember kam die Insel Fernando Noronho in Sicht. Sie liegt 3° 5′ südlicher Breite und 32° 28′ westlicher Länge. Ein dreifaches Interesse hat sie für uns. Zum erstenmal schauen wir brasilischen Grund und Boden. Wir werden daran erinnert, daß wir mit Macht dem Ziel unserer Reise zustreben, und dann bieten sich dem Auge des Naturfreundes ungeahnte Reize. Stundenweit ist Fernando Noronho mit seiner Längsausdehnung von 10 km dem bloßen Auge sichtbar. Während lange Strecken ganz allmählich und nur bis zu geringer Höhe aus dem Meer sich

erheben, ragen an anderen Stellen die Felsen steil empor. Der 190 m hohe Pico, ein Vulkan, erscheint wie der Turm einer gewaltigen Kirche. Aus den vielen grünen Bäumen und den weiten, bebauten Flächen schließen wir, daß der rötliche Boden recht ertragfähig sein muß. In der That sollen Jahre mit dreimaliger Ernte keine Seltenheit sein. Wer aber arbeitet und erntet? Haben sich auf diesem weltverlassenen Platze Bauern angesiedelt oder haust hier seit alten Zeiten ein kleiner Volksstamm? Beides ist nicht der Fall. Es sind die bedauernswertesten Existenzen, die hier viele Jahre, ja zum Teil die ganze Zeit ihres Lebens zubringen müssen. Fernando Noronho ist eine Verbrecherinsel. Remedios, an der Nord-Ost-Seite, ist die große brasilische Verbrecherkolonie und birgt an 1500 Insassen. Der Gedanke daran trübt die Freude an dem Anblick der sonst so gesegneten Insel. Von hier aus giebt es kein Entrinnen. Wieviel Thränen der Reue, der Wut und des Schmerzes mögen dort den Boden schon genetzt haben? An den Namen Fernando Noronho knüpft sich übrigens auch eine kleine heitere, historisch verbürgte Episode. In den siebenziger Jahren sollte ein brasilisches Kriegsschiff dorthin Proviant bringen. Nach längerer Zeit kehrte es unverrichteter Sache zurück. Die Insel sei spurlos verschwunden, was ja bei dem vulkanischen Charakter derselben wohl leicht erklärlich werde. „Höheren Ortes“ ließ man sich davon nicht so rasch überzeugen. Ein englisches Schiff übernahm den Auftrag, die Insel zu suchen und richtig: Fernando Noronho stand immer noch an seiner alten Stelle. Neben dieser tröstlichen Gewißheit besaß die Regierung einen neuen, weniger erfreulichen Beweis von der Fähigkeit eines Teiles seiner Marineoffiziere. Besser ist es seitdem nicht geworden. Die brasilischen Kriegsschiffe, selbst die neuester Konstruktion, mit ihren lädierten Maschinen, verrosteten Kanonen und wenig disziplinierten Mannschaften bilden keine große Gefahr für die Menschheit, höchstens etwa für die eigene Besatzung.

Von jetzt an steuerten wir immer in ziemlich paralleler Richtung zur brasilischen Küste. Nach vier Tagen gelangten wir in die Höhe von Rio de Janeiro. Wer es weiß, daß die Einfahrt in den Hafen von Rio eins der schönsten Panoramen der ganzen Erde ist, wird unsern Schmerz verstehen, vorbeifahren zu müssen. Nur der vielgerühmte „Zuckerhut", jedem Briefmarkensammler von den brasilischen Marken und Postkarten her bekannt, kam in Sicht. Auch der 715m hohe Corcovado, der „Buckel", war deutlich erkennbar.

Ueber dem „Zuckerhut" prangt auf den Briefmarken das „südliche Kreuz". Abend für Abend hatten wir nach diesem Sternbild, dem „Entzücken der Reisenden", ausgeschaut. Als wir endlich unter den vielen kreuzähnlichen Gebilden das richtige herausgefunden, waren wir ausnahmslos enttäuscht. Es hält doch keinen Vergleich aus mit den großen Sternbildern des nördlichen Sternhimmels, dem großen und kleinen Bären, dem Orion u. s. w. Je länger man jedoch auf der südlichen Erdkugel lebt, um so mehr wird einem das „südliche Kreuz" lieb. Der Wanders- und Reitersmann orientiert sich an ihm auf seinen langen Fahrten. Es zeigt dem Kundigen die Stunde an. Denn man kann beobachten, wie es sich um den „Kohlensack", eine ganz dunkle Stelle in der Milchstraße, herumdreht, und aus der Stellung des Kreuzes läßt sich die Stunde berechnen. Wenn in den hellen Nächten die einzelnen Sterne in voller Klarheit sich zeigen, so trennt man sich ungern von dem Anblick des um seiner Symbolik willen so einzigartigen Gestirnes.

Von Rio an behielten wir die Küste immer im Auge. Es bestätigte sich, worauf wir schon aufmerksam gemacht waren, daß die Küstenfahrt manche Gefahren in sich berge. Die Einfahrt in die Häfen ist besonders gefahrvoll. Diese sind vom offenen Meer meist durch Barren oder Sandbänke getrennt. Die großen Flüsse bringen Unmassen von Sand vom Gebirge her. Das Meer staut sie zurück, so daß ständig sich verändernde Sandbänke vorgelagert bleiben.

Kapitel 4.

Auf brasilischem Boden.

Erste Eindrücke in Paranaguá. Eine köstliche Ueberraschung. Entzückende Bergfahrt durch den Urwald. Ein Wunderwerk deutscher Hochbaukunst. Curityba. São Francisco. Paciencia. Das letzte Stück Heimat. Weihnachtsfest in Brasilien. Novo Hamburgo.

Der erste Hafen, den wir anlaufen sollten, war Paranaguá. Ein schweres Wetter drohte. Hoch ging die See. Heftig stampfte das Schiff und nahm viel Wasser über. Manchmal war es, als ob das Deck zusammenbrechen wollte unter dem gewaltigen Druck der niederstürzenden Wassermassen. Der Thermometer zeigte noch gegen Abend + 30° R. im Schatten. Das will auf offenem Meer etwas sagen. Es war unerträglich schwül, bis die erste frische Brise kam. Mehr und mehr ballten sich die schwarzen Wolken zusammen, und dann brach an vier Stellen zugleich ein so furchtbares Gewitter los, wie ich es nie erlebt hatte. Es ging ohne Schaden für uns vorüber. Das St.-Elms-Feuer an den Spitzen der Masten war das letzte Zeichen der schweren Kämpfe in den höheren Regionen. Das Meer war aber noch lange heftig erregt. Dreimal machten wir in der Nacht den Versuch, über die Barre hinwegzukommen. Dreimal mußten wir wieder zurückdampfen. Das Wasser stand 21 Fuß über der Sandbank. Unser Schiff hatte aber 18 Fuß Tiefgang. Endlich passierten wir die gefährliche Stelle am Morgen des anderen Tages. Kapitän und Steuermann, die kein Auge zugemacht hatten, mochten froh sein, als wir in die Bucht einfahren konnten. Langsam fuhren wir landeinwärts. Vom Festlande her drang ein balsamischer Duft. Mit frischem Grün war das Erdreich allenthalben bedeckt. Großen Blumensträußen gleich gruppierten sich hier und da blühende Fliederbäume. Ein Blütenmeer bedeckte die Berge zur Rechten und zur Linken. Aus dem Waldesgrün lugten niedliche Häuschen in buntem Anstrich hervor. Mit neugierigen Augen verfolgten

uns die Neger, groß und klein. In der Ferne tauchten Dreimaster auf. Barken und Dampfer in größerer Zahl sagten uns, daß wir den Hafen von Paranaguá vor uns hätten. Nicht lange dauerte es, und wir lagen still, der Ankunft von Zollbeamten harrend. Ein kleiner Petroleummotordampfer „Candido de Abreu“ brachte sie uns, mitsamt einigen Gästen. „Dort ist der Pfarrer von Curityba“, rief mir der stets zuvorkommende Kapitän zu. Ich eilte auf den Herrn Kollegen zu, um mich ihm vorzustellen. „Wie, in aller Welt, kommen Sie hierhin?“ Im ersten Augenblick war ich recht verwundert. Ich kannte den Herrn gar nicht. Da schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf. „Ach, Siegfried Schulz, mein alter Studiengenosse aus Halle a. S.!“ Der Vollbart hatte ihn unkenntlich gemacht. Seit Jahren hatten wir uns nicht gesehen. Das war eine Freude und Ueberraschung, im fremden Lande so ganz unerwartet sich wiederzusehen! Wir fuhren sogleich an Land. 24 Stunden standen uns für unsern Ausflug nach Curityba zur Verfügung. 12 Stunden sollten auf die Eisenbahnfahrt allein kommen. Da läßt sich denken, daß wir für solche Anstrengung außerordentliche Genüsse einzutauschen hofften. Aber nicht erst am Ziel winkten uns diese. Die Fahrt selbst, und sie in erster Linie, sollte sie uns bieten. Zuerst freilich sollte die Reise durch die Ebene recht langweilig sein. Dem konnte ich nicht beistimmen. Denn was wäre nicht irgendwie für den von Interesse, der zum ersten Male den Boden eines so eigenartigen Landes, wie es Brasilien doch ist, betritt! Für einen solchen hat alles den Reiz der Neuheit, selbst das, woran andere nichtachtend vorübergehen. Mir war es recht, daß der Zug in einem ganz gemütlichen Tempo sich fortbewegte. So konnte ich nach beiden Seiten hin bequem Ausschau halten. Anfänglich glaubte ich mich in ein Treibhaus hinein versetzt. Was in der alten Heimat mit großer Sorgfalt und mit noch größeren Kosten gepflegt wird, das wächst hier in Unmengen wild. Was gäbe man daheim wohl um die

massenhaften Ananasbüsche mit ihrer Menge köstlicher Früchte? Welchen Wert würden die Palmenwedel darstellen, die hier auf heimischem Boden noch viel schöner anzuschauen sind! In allen möglichen Arten und Größen sehen wir Palmen. An Schönheit wetteifern mit ihnen die Farn. Hatte ich bisher nur Farn-Kräuter gekannt, so konnte ich hier Farn-Bäume bewundern. Bis zu 5 m Höhe ragen sie empor. Daneben stehen im schönsten Blütenschmuck die Fliederwälder. Mais- und Batatenfelder deuten auf die Nähe von Menschen. Da taucht denn auch so etwas wie ein Haus auf. Ist dieser Unterschlupf wohl eine menschliche Wohnung? Vier Pfähle sind in die Erde getrieben. Das Flechtwerk, mit Erde beworfen, stellt die Wände dar. Ein Dach von Schilf und Palmenblättern oben darauf — und fertig ist die Wohnung. So eine Hütte war unser Ideal gewesen, wenn wir als Knaben zum Indianerspiele hinauszogen. Darin hielten wir Kriegsrat und rauchten kalt eine Friedenspfeife mit Roßkastanienblättern. Die so gar bescheidenen Hüttenbewohner waren offenbar Brasilianer, im Lande geborene. Ueberall wo Deutsche sich niedergelassen hatten, waren die Anpflanzungen sauber. Die Häuser hatten ein solides und freundliches Aussehen. In Morretos hielt der Zug. Es war die erste größere Station. Fast alle Passagiere stiegen aus, tranken ein winziges Täßchen schwarzen Kaffee und ergingen sich auf dem Bahnsteig. Im friedlichen Durcheinander bewegten sich Weiße, Schwarze und Gelbe, Europäer, Afrikaner und etliche modern gekleidete Indianer auf dem engen Raume. Der Zahnstocher spielt eine große Rolle. Er scheint ebenso unentbehrlich wie die Cigarette. Männer mit dem Zahnstocher in dem einen, mit der Cigarette in dem anderen Mundwinkel sieht man öfter. Für aufzubewahrende, angebrannte Cigaretten wird der Platz hinter dem Ohre als der geeignetste angesehen, der bei uns für Federhalter und Bleistift reserviert ist. Die Herren von der Eisenbahn hatten es nicht eilig. Alles ging recht gemütlich zu. Während das

Federvieh zwischen den Wagen emsig nach Futter suchte, saß ein Neger, seinen cigarro rauchend, auf dem Geleise. Auf das Zeichen zum Einsteigen schob sich allmählich einer nach dem anderen in sein Wagenabteil. Einem Fahrgast machte es Freude, den Negerjungen einen Nickel aus dem Fenster heraus zu zeigen, worauf sie mit unglaublicher Schnelligkeit hinter dem Zug herrasten. Den Lohn für ihren Wettlauf ernteten sie leider nicht, da eine Brücke demselben ein Ende machte.

Gleich hinter dem Bahnhof beginnt die Steigung der Bahnstrecke. Das Keuchen der Lokomotive verrät, welche Mühe es ihr verursacht, die 12 Wagen hinaufzuziehen. Je höher wir kommen, um so schöner wird die Aussicht. Immerfort wechselt die Szenerie. Bis zu gewaltigen Höhen erheben sich zur Linken die Bergriesen. Ein weißer Wolkenturban verhüllt ihr Haupt. Jetzt schauen sie noch mit Verachtung auf uns herab. Wie lange wird's dauern, da werden wir uns über sie erhaben fühlen. Mit starkem Gefälle stürzt ein Gießbach herab. Unter dem Gleise braust er einher. Wir verfolgen mit den Augen seinen Lauf, sehen, wie er wildschäumend durch das Felsgestein sich Bahn bricht, wie er endlich im Waldesdunkel verschwindet. Mitten durch den Urwald geht unser Weg. Ringsum ist alles grün. Leider ist es uns nur von Zeit zu Zeit vergönnt, in das Innere zu blicken. Breite, hohe Wände aus Schlinggewächsen versperren uns die Aussicht. Ein undurchdringliches Dickicht zieht sich der Bahn entlang. Kein Sonnenstrahl dringt hier hinein. Ungestört treiben die kleinen und großen Mörder der Tier- und Pflanzenwelt ihr unheimliches Wesen. Mörder der Pflanzenwelt, wer mag das sein? Nun, sieh nur die mächtigen Bäume an, wie sie traurig ihre Aeste ausstrecken! Von weitem nur scheinen sie lebenskräftig zu sein. Es täuscht der Schein ihres hellgrünen Kleides. Näher besehen ist dieses Kleid des Baumes Totenhemd, von den Schlinggewächsen fest und immer fester gewirkt. Mit seinem Lebens-

mark machen sie sich für ihre Arbeit bezahlt. Doch nicht lange wird es dauern, und er wird umstürzen wie so mancher seinesgleichen! Aber mit seinem Fall kommt auch das Ende vieler seiner Mörder, die er unter seinem Riesenleichnam Baum begraben wird. Wie viele Schmarotzer auf einem einzigen hausen, ist kaum zu glauben. Lianen (bis zur Dicke von 4 Fingern) hängen von den Aesten hoch herab. Ganze Büsche von Kakteen haben sich häuslich eingerichtet. Orchideen von seltener Schönheit blühen in Menge, und wo keine größere Pflanze den Raum beansprucht, bedecken Moos und Gräser Stamm und Geäste. Auf ebenerem Boden fließen die Bäche breiter und ruhiger dahin. Das Wasser erscheint dunkel. Bäume und Sträucher bilden ein schützendes Dach gegen die Sonne. An manchen Stellen ziehen sich quer über den Bach Brücken von Lianen mit Orchideen schön geziert. Manches lauschige Plätzchen ist da verborgen. Den Frieden des Waldes unterbricht nur das Plätschern des Wassers. Gern wären wir einmal ausgestiegen, um im kühlen Schatten uns zu erquicken und die reizvollen Bilder aus größerer Nähe zu studieren. — Ein schriller Pfiff ertönt. Wir lehnen uns aus dem Fenster hinaus. An der nächsten vorspringenden Felswand bemerken wir eine kleine Oeffnung. Es scheint ein Tunneleingang dort zu sein. Ein tiefes Dunkel umgiebt uns, eine Wohlthat für die angestrengten Augen. Ein neuer Pfiff, und mit dem Tageslicht dringt ein frischer Luftzug in die mit unerträglichem Dunst angefüllten Wagen. Erleichtert atmen wir auf. Wir stecken die Köpfe zum Fenster hinaus, um mit vollen Zügen die reine Luft einzuatmen. Da fährt ein Schrecken durch unsere Glieder. Mit beiden Händen halten wir uns am Fensterrahmen fest. Denn am Rande eines gähnenden Abgrundes fährt der Zug entlang, so nahe, daß die Trittbretter noch ein wenig über den Mauerrand hinwegragen. Einem der Reisegefährten ist es schwindelig geworden. Kein Wunder. Auch andere hätten ein Unbehagen bekennen können. Entzücken und Graus faßte einen zu gleicher Zeit. Doch

das Gefühl des Grauens wich dem des Entzückens bald. Wer beschreibt die Herrlichkeit der Landschaft, welche vor uns sich ausbreitet? Aus einer Höhe von vielen hundert Metern schauen wir hinab in ein weites, tiefes Thal. In den Thalmulden, auf den Höhen ist keine kahle Stelle. Allmählich erst flacht sich das Bergland ab. Morretos und Porto de Cima beleben mit ihren weiß gestrichenen Häuschen die Landschaft in der Ebene. Das Meer giebt dem Panorama den wundervollsten Abschluß. Wir sehen das Meer deutlich, trotz der großen Entfernung. Die Luft ist selten klar. Halbmondförmig zieht sich die Bahn am Rande eines Riesenthalkessels entlang. Man weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, über die Großartigkeit und Schönheit dessen, was hier in der Natur geschaffen ist, oder über die Kühnheit des menschlichen Geistes, der sich auch durch die denkbar größten Hindernisse nicht hat abschrecken lassen, seine Leistungsfähigkeit zu erproben. In der That, hier ist so Großes geschaffen, wie man in der Welt seinesgleichen nicht bald finden wird. Ich kann es wohl verstehen, daß Reisende eigens zu dem Zwecke nach Brasilien gereist sind, um dieses Meisterwerk moderner Hochbaukunst zu sehen. Auf einer kleinen Strecke zählte ich 18 Brücken und eine ganze Reihe von Tunnels. Man macht sich kaum die richtige Vorstellung von den ungeheuren Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten. Der unwirtliche Urwald ringsum, der unsichere Boden, die steilen Felsenhänge, die langen Regenmonate, die vielen schweren Gewitter, in ihrem Gefolge die Abstürze der reißenden, alles vernichtenden Gießbäche, ungeachtet der sonstigen tausendfachen Gefahren — wie haben sie doch an Tüchtigkeit, Umsicht und Ausdauer der leitenden Ingenieure Anforderungen gestellt! Was für Summen mag der Bau verschlungen haben! Man bedenke die hohen Transportkosten des ganzen, großen Eisenbahnmaterials von Europa nach Brasilien, die noch höheren Kosten für mühsame Weiterbeförderung der schweren Eisenteile vom Hafen und endlich

die Arbeitslöhne, welche bei der Schwierigkeit der Arbeit hoch bemessen werden mußten!

Der Genuß des unvergleichlichen Naturbildes wird leider durch eine geschichtliche Erinnerung getrübt. Wer könnte an dem Kilometerstein 65 vorbeifahren, ohne an das entsetzliche Drama von Paraná zu denken. Es war in der eben abgeschlossenen Revolutionszeit. Auf Befehl der Regierung wurden 6 der angesehendsten Bürger aus Curityba verhaftet, unter dem Vorwande, sie sollten sich vor dem Gericht in Rio de Janeiro verantworten. Im Vertrauen auf ihre gute Sache reisen sie ab. Nach einiger Zeit hält der Zug, dort wo zur Rechten der Teufelskopf steil emporragt und zur Linken ein Abgrund sich aufthut. Der Leutnant läßt seine Soldaten antreten, verliest den Gefangenen den Mordbefehl und schenkt ihnen einige Minuten Gnadenfrist zum letzten Gebet. Vergebens flehen sie um Erbarmen, vergebens bieten sie Hab und Gut. Man zerrt sie aus dem Wagen. Das grause Mordgeschäft der blutgierigen Rotte beginnt. Bald ist's gethan. In den Lüften kreisen die Aasgeier . . . Ein stummer Zeuge ist der Kilometerstein 65. Er sollte noch mehr schauen. Dem hingemordeten Vater setzte eine Tochter ein Kreuzchen von Baumzweigen. Noch hängt ein verdorrtes Kränzlein daran. Mit zitternder Hand hat sie es gewiß befestigt. Ob sie es in dem Augenblick wußte, was ihr bald darauf widerfuhr? Das „Drama de Paraná“ war noch nicht zu Ende. Mit einer Dräsine (Bahnmeisterwagen) fuhr das junge Mädchen von Curityba fort und gerade an der Stelle stürzte es mit dem Wagen in die Tiefe, wo der geliebte Vater ein so schreckliches Ende gefunden.

Noch einen Blick werfe ich auf Kreuz und Kränzchen. Mit Mühe verwinde ich den Eindruck, den diese Erinnerungen wach rufen. Fast 1000 Meter befinden wir uns über dem Meeresspiegel. In immer schnellerer Fahrt geht es über den Campo dem Reiseziele zu. Curityba tritt in den Vordergrund unseres Interesses. Schon sehen wir Kirchtürme und

Schornsteine. Jeder packt sein Bündel. Ehe wir es denken, steht der Zug still. Wir befinden uns im Bahnhofe. Wir sind erstaunt über das ansehnliche, massive „Empfangsgebäude“, und unsere Verwunderung wächst bei dem Anblick der vielen Kutschwagen auf dem großen Vorplatz, angesichts der langen, breiten, freilich ungepflasterten Straßen, der zahlreichen prächtigen öffentlichen Gebäude und palastartigen Privathäuser. Solche Zivilisation hatten wir nicht erwartet.

Ein Stück Heimat fanden wir im Pfarrhause wieder. Die Pfarrfrau kutschierte mit meinem Reisegefährten in ihrem leichten Einspänner voraus, während ich mit meinem Kollegen den Weg zu Fuß machte. Im Pfarrhause fühlten wir uns rasch heimisch. Eine deutsche Hausfrau schaltete und waltete ja dort. Im Fluge eilten die wenigen Abendstunden dahin. In aller Frühe mußten wir die Rückreise nach Paranaguá antreten. Daran ließ sich nichts ändern. Trotz der knappen Zeit konnten wir die evangelische Kirche noch eben besichtigen. Die Gemeinde darf stolz darauf sein. Sie hat sich ein in jeder Beziehung würdiges Gotteshaus geschaffen. An äußerer Pracht kann es sich zwar mit den römischen Kirchen nicht messen. Aber was thut's, wenn es die Pflegestätte des kostbarsten Schatzes, des lauteren Evangeliums ist? Hinter dem Glanze, den dieses ausstrahlt und hinter der Lichtfülle, die das rein gepredigte Gotteswort in die Herzen der Menschen bringt, verschwindet doch alle äußere Pracht und Herrlichkeit.

Wir schieden mit innigem Danke und aufrichtigem Bedauern über die Kürze unseres Besuches von unseren lieben Gastfreunden.

Als der Morgen des anderen Tages graute, lichteten wir die Anker. Glücklich kamen wir über die Barre, aber nicht etwa dank des Beistandes des Lotsen. Der verließ uns — echt brasilianisch — als die eigentliche Gefahr erst begann. In rascher Fahrt kamen wir nach St. Francisco. Hier stiegen fast alle Zwischendeckspassagiere und einige Kajütenfahrgäste aus. Die Stimmung war keine gehobene.

Das unaufhörliche Rasseln der Ketten an den Dampfkrahnen, welche das Löschen der Ladung besorgten, das Schreien und Rufen der Neger, das Hin- und Herrennen der Arbeiter, Matrosen, Zollbeamten, Auswanderer, deren sorgenvolle Mienen — alles das ließ uns die Stunde der Weiterfahrt herbeisehnen. Am späten Abend holte ein kleiner Dampfer die Auswanderer ab. Ein letztes Hurrah riefen sie uns zu und wir erwiderten es. Raketen stiegen in die Luft und bengalisches Licht leuchtete ihnen ein Stück Weges. Unsere herzlichen Segenswünsche geleiteten sie. Mit einer bis dahin unerreichten Geschwindigkeit von 288 Meilen durchfuhren wir die letzte Strecke bis nach Rio grande. Das Meeresufer verflachte sich, je weiter wir nach dem Süden kamen. Man sah nichts von der Küste als den weißen, von der Sonne grell beleuchteten Sand. Ein Lotse war nicht mehr zu haben. So mußten wir die ganze Nacht vor der Barre am Rio grande liegen bleiben. Am 23. Dezember fuhren wir in den Hafen ein.

Paciencia.

Was bedeutet „paciencia“? Ist es eine Stadt? Ist es eine Sehenswürdigkeit? Oder was ist es Besonderes? denn es steht das Wort ja am Kopfe des Abschnittes. Dem Kenner der lateinischen oder französischen Sprache wird der Sinn dieses portugiesischen Wortes sofort klar sein. Es bedeutet „Geduld“ und ist gewissermaßen das Schlagwort der Brasilianer. In allen Tonarten wird es gesungen. „Paciencia“ ist die Antwort auf unsere Fragen nach der voraussichtlichen Dauer unseres Aufenthaltes im Hafen von Rio grande, nach der Länge der Fahrt auf der Lagoa dos Patos nach Porto Alegre. „Paciencia“ steht auf der Stirne aller zu lesen, mit denen wir in Berührung kommen, zumal der Zollbeamten. „Paciencia“ rufen wir uns zur gegenseitigen Stärkung zu. Das ist sehr heilsam. Die schönste Gelegenheit haben wir, uns in einer edlen Tugend zu üben. Merkwürdig rasch

machen wir darin Fortschritte. Keine Klagen über langsamen Betrieb, Verspätung, über gänzliches Ausbleiben kommt über unsere Lippen. Daran ist freilich die Wärme nicht wenig schuld. + 30° R. im Schatten ist für uns Nordländer eine reichlich hohe Durchschnittstemperatur in diesen Tagen. — Aber ich greife schon vor. Noch sind wir auf dem Dampfer. Allerdings nur wenige Stunden noch. Sie sind rasch dahin, da noch allerhand zu besorgen ist. Alles scheint uns traurig anzusehen: die Kabine, unsere Herberge in den vergangenen 4 Wochen; die Salons, der Ort mancher gemütlich verbrachter Stunden; das Deck, sonst zu unserer Verfügung allein stehend, jetzt mit allerhand fremden Menschen gefüllt. Da fühlte man sich nicht mehr heimisch. Man kam sich so überflüssig vor und atmete erleichtert auf, als der kleine Hafendampfer anlegte, um uns abzuholen. Doch, daß ich keine falschen Vorstellungen erwecke. Im Grunde war es mir doch recht schwer, unser Schiff, das letzte Stück Heimat, zu verlassen. Noch einmal mache ich einen letzten Rundgang, steige in den tiefen Maschinenraum hinab, drücke den Leuten nochmals die berußte Rechte. In den Logis treffe ich die meisten Matrosen an, dazu den Bootsmann und den Zimmermann. Sie sind mir alle mehr oder weniger bekannt geworden. Manche Stunde saß ich mit ihnen zusammen, von Seemanns-freuden, mehr noch von Seemannsleiden plaudernd. Ewigkeits-fragen, Bedenken der Leute über allerlei Einzelheiten der Bibel erörterten wir oft lebhaft und gründlich. So waren wir einander näher getreten. Diesem und jenem schenkte ich noch ein Neues Testament zum Andenken. Ich weiß, daß sie es nicht unbenutzt lassen. Die meisten von ihnen hatten in ihrem Spind ein Gesang- oder Gebetbuch, in dem sie auch wirklich lasen. Als ich ihnen die schwieligen Hände drückte, und sie meine Wünsche freundlich erwiderten, da empfand ich es schmerzlich, daß ich mich ihnen nicht noch mehr hatte widmen können, die doch in ihrem einsamen Dasein so wenig Freundlichkeit erfahren. Während unser kleiner Dampfer

uns entführte, standen sie alle auf Deck, die Matrosen mit ihren Mützen, die Stewards (Kellner) mit ihren Servietten winkend.

Muß ich mich schämen, es zu sagen, daß ich damals den Trennungsschmerz wieder in seiner ganzen Schwere empfand, daß es mir kaum gelang, meine Thränen zu unterdrücken? Ich konnte den Blick von dem heimatlichen Schiff nicht abwenden. Ich meinte, es solange wie möglich anschauen zu müssen. In raschem Fluge zogen dabei die Erlebnisse der letzten Wochen an meinem Geiste vorüber, die Gestalten aller derer, von denen ich so viel Liebe erfahren hatte. Dann raffte ich mich energisch zusammen. Die Vergangenheit war abgeschlossen. Die Gegenwart forderte den ganzen Mann. Langsam suchte sich der Dampfer seinen Weg durch die schmale Fahrstraße. Dann stoppte er. Wir waren am Quai von Rio grande. Anderthalb mühevolle Tage verbrachten wir im Zollhause. Die Hitze war unerträglich. Die Hoffnung, vor den Feiertagen noch fertig zu werden, ließ uns jedoch über alles hinwegsehen. —

Heiliger Abend ist's. Wir wollen ihn, einer liebenswürdigen Einladung folgend, in der Familie des Herrn W. zubringen. Zwar mußte ich noch einige kurze Besuche machen, da die verschiedensten deutschen Familien gastlich uns ihr Haus geöffnet hatten. Von meinem verehrten Herrn Kapitän Feldmann, der es an nichts hatte fehlen lassen, um uns die Reise angenehm zu machen, konnte ich zu meiner großen Freude persönlich herzlichen Abschied nehmen.

Mehreremal strahlte mir der Weihnachtsbaum (hier Pinienbaum) entgegen. Mit Wehmut betrachtete ich ihn. Stockte die Unterhaltung, so war ich gewiß im Geiste daheim, sah den Vater den geschmückten Tannenbaum anzünden, hörte, wie Eltern und Geschwister teilnehmend des Sohnes und Bruders in weiter Ferne gedachten. Wenn je, dann verspürte ich da den Zug nach der Heimat. — Gegen 9 Uhr hatte ich den letzten Besuch beendet. Die Leute saßen vielfach draußen.

Drinnen mochte es ihnen wenig erträglich sein. In der That war es drückend schwül. Während ich allerlei Einkäufe besorgte, freute ich mich der fröhlichen Gesichter meiner kleinen Freunde, die ich bald schauen sollte. — Da begann es auch bei mir Weihnacht zu werden:

„Fröhlich soll mein Herze springen,
Dieser Zeit, da vor Freud'
Alle Englein singen.
Hört, hört, wie mit vollen Choren
Alle Luft laute ruft:
Christus ist geboren.“

So konnte ich anstimmen, als ich mitten unter den Kleinen saß. Wie lauschten sie andächtig, als ich ihnen vom lieben Christkindlein erzählte. Wie oft mußte sich der „Onkel“ umdrehen und bücken, um alle die Herrlichkeiten zu bewundern, die das Christkind gebracht hatte. —

Rasch änderte sich das Bild. Um 11 Uhr mußten wir hinaus in die dunkle Nacht. Geräuschlos glitt der Nachen durch die Wellen dahin. In wenigen Minuten befanden wir uns an Bord des brasilianischen Dampfers „Itaituba.“ Deutsch schien kein Mensch zu verstehen. Bei Tisch herrschte babylonisches Sprachengewirr: portugiesisch, spanisch, englisch, italienisch und deutsch wurde gesprochen. Zum Glück entdeckte ich in meiner Sprachenkammer einen notdürftig ausreichenden Schatz französischer Sprachkenntnisse. Zur Verwunderung der übrigen ließen wir am ersten Tage das Diner im Stich. Es war uns nicht soviel wert wie eine letzte Begrüßung „unserer“ Paranaguá. Den I. Maschinisten, den I. Offizier, den Schiffsarzt, die Matrosen und Stewards erkannten wir deutlich. Lebhaft winkten wir uns zu, solange wir uns sahen. Ade!

Viel Zeit gebrauchte die „Itaituba“, um nach Porto Alegre zu kommen. Endlich, endlich kam die Stadt in Sicht. Noch ein paar Zollchicanen, dann waren wir frei. Mit knapper Not erreichten wir den Zug nach Novo Hamburgo. Ein Landauer — man höre und staune — brachte uns nach

Hamburgerberg. Er hielt vor einem langgestreckten, durch eine Reihe stattlicher Palmen gezierten Gebäude. Es war das freundlich aussehende Pfarrhaus — mein vorläufiges Ziel. Ich betrat es mit dem stillen Wunsch, daß Er mich auch ferner freundlich geleiten möge, der Herr, der unser treuer Führer auf unsrem großen Seewege gewesen war.

Zweiter Abschnitt.

Auf den Spuren des Urwaldpfarrers.

Kapitel 1.

Geistlicher Urwald. Die villa Triste. Pfingstfest oder Götzenfest? Auf eigenem Acker in Venancio Ayres. Gemeindesorgen. Häusliche Sorgen. Weihnachten im Urwald.

Den Weg, den ich während meines erst halbjährigen Aufenthaltes in Brasilien gehen sollte, war kein leichter. Aeußerlich betrachtet, erging es mir zwar nicht übel. War auch die Hitze eine, selbst für hiesig geborene, außerordentlich große, mußte ich auch sogleich in den ersten Wochen Tagesritte bis zur Dauer von 9 Stunden machen — das ertrug mein Körper, von der Militärzeit her an Strapazen reichlich gewöhnt, mit Leichtigkeit. Aber je mehr ich von den religiösen Zuständen im Lande hörte, je mehr ich persönlich Einblicke in manche Gemeinde that, um so trauriger wurde mir zu Mute. Nicht leichten Herzens teile ich mit, was ich an Eindrücken bekommen und was ich erlebt habe. Es ist keine

dankbare Aufgabe, traurige Verhältnisse darzulegen, dankbar nur in dem Falle, wenn andere dadurch die Freudigkeit gewinnen, an der Abstellung der Notstände mitzuarbeiten.

An Kirchen, wenigstens kirchenähnlichen Bauten, mangelt es nicht. Reitet man z. B. von Novo Hamburgo bis zum Cima da Serra, etwa 12 Stunden, so findet man an dem Wege und in den Seitenthälern über 13 Kirchen. Sie bedeuten ebensoviele Gemeinden. Aber was sind das großenteils für Gemeinden! Um der Ehre des Namens „evangelische Gemeinde" willen sollte man diese Bezeichnung auf viele gar nicht anwenden. Denn was sie verbindet, ist nicht das gleiche Bekenntnis, nicht das Bedürfnis nach religiöser Gemeinschaft, nicht das Verlangen nach Gottes Wort, sondern oft nichts anderes, als der gemeinsame Haß gegen eine andere Partei. Einer oder zwei, die eine Rolle spielen wollen, erregen Unfrieden, Mißtrauen und hetzen so lange, bis zwei Parteien entstehen. Von Versöhnlichkeit ist entweder auf einer oder auf beiden Seiten keine Rede. Die kirchliche Trennung ist im Augenblick fertig. Der Haß macht opferfreudig. Eine Kirche ist bald gebaut. Um einen „Pfarrer" ist man nicht verlegen. Dazu macht man den ersten besten. Eine kräftige Stimme und ein wenig Mundfertigkeit sind ausreichende Eigenschaften. Kann ein derartig ausgerüsteter Mensch den Kindern etwas Lesen und Schreiben beibringen, dann „dient" er gar trefflich. Die Vergangenheit, selbst der Lebenswandel spielen aber eine untergeordnete Rolle. „Pfarrer sein" ist eine der vielen Stufen, auf denen sich verunglückte europäische Existenzen zu einem besseren Dasein emporarbeiten. Die Vorstufe ist meist „Lehrer spielen". Vom Lehrer zum „Pfarrer" ist's nur ein Schritt. Die Existenzen, mit denen in der Hafenstadt nichts mehr anzufangen war, wurden gewöhnlich auf die Kolonien geschickt, um eine „vakante" Lehrer- oder „Pfarrer"-stelle zu suchen. Aus Europa verschwundene oder abgeschobene Offiziere, Advokaten, Schauspieler, Kaufleute, Handwerker haben das mitgemacht. Zur Ehre mancher

sei's gesagt, daß sie baldigst ein ehrliches Brot zu verdienen gesucht haben und mit Beschämung auf diesen Lebensabschnitt zurückblicken. Manche dagegen sind so herabgekommen, daß sie ihr Leben lang nicht daran denken, das Geschäft daranzugeben. Das hat mir oft einen Stich gegeben, wenn ich in einer Kirche predigen mußte, welche von einem derartigen Menschen, dem „Pseudopfarrer" der separierten „Gemeinde" geschändet wurde. Aber wie ist solches möglich? Haben die Leute denn keinen Funken von religiösem Gefühl mehr, daß sie — gerade heraus gesagt — Komödie mit dem Heiligsten treiben lassen?" —

Die Frage ist ganz natürlich. Ich habe mich selbst immer wieder so gefragt und frage mich noch heute so. Aber an der Thatsächlichkeit dieser Erscheinung ist nicht zu zweifeln. Obige Züge sind dem Leben entnommen. Das vorher angegebene Schema der Entstehungsgeschichte einer separierten Gemeinde kann auf zahlreiche „Gemeinden" angewandt werden. Wir werden noch die Erklärung für die Thatsache finden, wie jene traurigen Zustände sich haben herausbilden können. Doch zuvor möchte ich aus eigener Erfahrung berichten, auf welche tiefe Stufe eine scheinbar „gute" Gemeinde hierzulande sinken kann. Ich nenne dabei die in Rede stehende Gemeinde aus triftigen Gründen nicht mit ihrem richtigen Namen.

Nach mancherlei Vertretungsreisen im Dienste der Riograndenser Synode rüstete ich mich auf die Reise nach Rio Pardinho zur Synodal-Versammlung. Mit größter Erwartung sah ich ihr entgegen. Sollte sich doch nun entscheiden, welcher ständige Wirkungskreis mir zugewiesen würde. Auch sollte ich auf der Synodalversammlung die meisten der Amtsbrüder persönlich kennen lernen. Man konnte sich nicht recht einigen, welche Gemeinde ich übernehmen sollte. Welche bedarf am dringendsten der Neubesetzung? Das war die schwierige Frage. Bald wurde diese, bald jene Stelle in Vorschlag gebracht. In einer Abendsitzung der Brüder schilderte einer derselben die aller Beschreibung spottenden

Zustände in der Villa Triste. Mir waren sie wohl bekannt. Wochenlang hatte ich in ihrer unmittelbaren Nähe amtiert. Mir war auch die schwere Herzensbekümmernis des Amtsbruders bekannt, welcher viele Jahre in der unglücklichen Gemeinde gewirkt hatte. Jetzt trieb in derselben seit Jahren ein Mensch sein Unwesen, von dem sich jeder besser denkende mit Abscheu abwenden mußte. Ein so lange sorgsam gepflegtes Arbeitsfeld von roher Hand schonungslos zerstört und verwüstet zu sehen, wie sollte das einen treuen Diener Jesu Christi nicht mit tiefstem Schmerz erfüllen? Zur Hilfe war man allseitig gern bereit. Aber, was sollte gethan werden? Eine Bitte der Gemeinde an die Synode um einen rechten Pfarrer lag nicht vor. Ja, man wußte bestimmt, daß jener Mensch mit Erfolg einen Widerwillen gegen die Synode, als ein „Zwangsinstitut“ in der Gemeinde, großgezogen hatte. Und dann — wovon sollte der entsandte Pfarrer leben? Die Synode war, wie gewöhnlich, arm wie Hiob. Da empfand man so recht wieder die Unfähigkeit, aus Mangel an Mitteln einen notwendigen Schritt in Sachen des Reiches Gottes zu unternehmen. Ueber allen diesen Beratungen und Bedenken wurde es mir klar, daß ich es wagen müsse, auch ohne Garantien in die Gemeinde Villa Triste zu gehen. Es war meine feste Ueberzeugung, daß nach Gottes Willen ihr wenigstens die Möglichkeit gegeben werden müsse, sich das Recht auf den Namen einer „christlichen“ Gemeinde zu erwerben.

Mein Angebot wurde gern angenommen. Ausdrücklich wurde dabei hervorgehoben, daß es sich um einen Versuch handele. Eine Besserung der Verhältnisse liege gegenwärtig kaum im Bereiche der Möglichkeit. Die Zusicherung gebetskräftiger Unterstützung war mir eine wertvolle Gabe für meinen Weg. Wie dieser sich gestalten würde — wer konnte es wissen? Aber die Gewißheit, keinen selbstgewählten Weg zu gehen, ließ mich nicht irre werden. Festigkeit gab mir die Stütze, von der die Missionsharfe singt:

„Einen goldnen Wanderstab
Ich in meinen Händen hab',
Aus dem Himmel ist er her,
Nach dem Himmel weiset er:
Dieser Stab, seht, ist mein Glaube,
Hält mich aufrecht hier im Staube.
Trennt auch Leib und Seele sich,
Auf ihn trau' und baue ich."

Pfingsten stand vor der Thür. Darum machte ich mich bald auf. An den heiligen Feiertagen glaubte ich noch am meisten Verständnis zu finden für eine an Herz und Gewissen sich wendende ernste Predigt.

Wohl schlug mir das Herz stärker als zuvor, als ich am Ziel meiner Reise anlangte. Da war mir der Psalm 94 rechter Trost und Glaubensstärkung:

„. . . . Herr, wie lange sollen die Gottlosen, wie lange sollen die Gottlosen prahlen? Und so trotziglich reden und alle Uebelthäter sich so rühmen? Herr, sie zerschlagen Dein Volk und plagen Dein Erbe . . . . Sie rüsten sich wider die Seele des Gerechten und verdammen unschuldig Blut. Aber der Herr ist mein Schutz, mein Gott ist der Hort meiner Zuversicht."

Ein kleines Häuflein Edelgesinnter fand sich noch in der Gemeinde. Sie waren gutes Mutes. Bisher habe es stets geheißen: „Wir haben ja keinen anderen Pfarrer! Nun würden sich viele von dem . . . . . . abwenden, wo ein anderer wirklich da sei. Die wenigen Freunde sahen den Wüstling überhaupt nicht als Pfarrer an. Von ihnen erfuhr ich die Lage der ganzen Sache. Die Gemeinde bestand aus zwei Teilen, der „unteren" und „oberen" Villa Triste. Erstere bildete den hauptsächlichsten und ausschlaggebenden Teil. In ihr lag, auch ihr gehörend, Pfarrhaus, Kirche und Schule. Die „obere" hatte sich in 3 Teile gespalten. Ein Teil hatte sich zum Bau einer Kirche vereinigt. Als die Grundmauern schon über der Erde waren, paßte einem anderen Teil der Platz nicht. Die ersten bauten aber weiter, worauf die

anderen 10 Minuten davon einen Kirchbau in Angriff nahmen. „Si duo certant, tertius gaudet“, d. h.: „Wenn Zwei sich streiten, freut sich der Dritte“. Jenen beiden Parteien gingen die Mittel aus. Da kam die dritte Partei, der Schulverein, und sagte: „Wir helfen keiner von beiden. Wir reparieren das baufällige Schulhaus. Das wird unsere Kirche und Schule zugleich.“ In welcher Kirche nun der Ortspfarrer predigen sollte, das machte noch keinem Sorge. Die Frage nach dem Pfarrer hatte ja weniger auf sich. Das machte sich nachher schon. Nur die eine Kirche sollte der gegenwärtige nimmer betreten. Aber auch deren Angehörige sahen die Personalfrage nicht als dringend an. Man gestattete mir wider alles Erwarten, in dem Gottesdienstlokal der „Oberen“, der Schule, zu predigen. Die große Menge von Pferden ringsum deutete auf viele Besucher. Sogar zwei Gesangvereine waren vertreten. Die Predigt schien nicht ohne Eindruck geblieben zu sein. Die Leute meinten, „der neue Pfarrer kann bleiben, wenn die „Unteren“ dem alten kündigen.“ Das war ein schlimmes „Wenn“. In dem Hause meines Gastfreundes angelangt, hörte ich, daß dieser in der „Vende“ (venda = Kaufladen) sei. Dort traf ich ihn und mit ihm eine Anzahl angesehenster Gemeindeglieder, darunter einen Kirchenvorsteher. Mein Gastfreund erklärte: „Es ist alles aus.“ Man hatte ihn in der Kirche schon bedroht auf seine bloße Bitte, den Vorstand sprechen zu dürfen. Nun redete ich mit den Leuten. Ohne Scheu erzählten sie von ihrem . . . entsetzliche Sachen, die freilich bei einem tief gesunkenen Trinker nicht Wunder nehmen können. So verachtet war er allgemein, daß ihm kein Mensch auch nur für eine Stunde seinen Maulesel geborgt hätte. Aber ihre Kinder ihm anzuvertrauen, bereitete ihnen weniger Bedenken. Wie man es sonst nur bei den ärmsten Negern hier findet, mußte er nun stundenweit zu Fuß gehen. Man sollte glauben, die Leute hätten mit beiden Händen zugegriffen, um derartigen skandalösen Verhältnissen ein Ende zu machen. Alles lag ja danieder.

Zum Gottesdienst kam fast keiner mehr — das war noch ein Glück — die Kinder blieben ohne Unterricht. Die Gemeinde war ohne Zusammenhang. Aber weit gefehlt. Hinter allerlei Redensarten versteckte sich ihr Entschluß, es beim alten zu lassen. Die Parole war: „Ich halte es mit der Majorität.“

Mit Hochdruck war gearbeitet worden, um diese Majorität zustande zu bringen. Wahllos war man in der Verbreitung von Verdächtigungen und Verleumdungen gewesen. Die Quelle dieser trüben Flut ist unschwer zu erraten. Mit Leichtigkeit konnte ich alle entstandenen Bedenken beseitigen. Nun fragte ich, in welchem Hause ich mietweise, auf eigene Kosten vorläufig, ein Zimmer bekommen könnte. Ich wollte mit einem bescheidenen Zimmer, einem Bett, einem Stuhl und einem Tisch gern zufrieden sein. Aber von denen, die meine Bitte hätten erfüllen können, zog sich einer nach dem anderen zurück aus Furcht vor geschäftlichem Nachteil und aus Besorgnis, Unfrieden zu säen. Also doch noch edle Motive bei alledem! Den wohlgemeinten Rat bekam ich noch mit, von dem geplanten Gottesdienst in der Venda lieber abzustehen, da man nicht wissen könnte, was passieren würde. Ich verstand den Wink, dachte aber nicht daran, fortzubleiben. Nur beschloß ich, nicht in Amtstracht zu kommen, sondern eine Erbauungsversammlung abzuhalten. Gleich zu Beginn derselben stellte ich die Absicht der mit unlauteren Vorsätzen Erschienenen ins rechte Licht und erreichte damit, daß es keiner wagte, eine Störung herbeizuführen. Daß von außen die Thüre zuweilen aufgestoßen wurde, hatte nichts weiter auf sich. Sie wurde einfach wieder geschlossen. Im Anschluß an die Pfingstgeschichte sprach ich von dem Geheimnis der ersten Pfingstpredigt im Blick auf die Predigt, den Prediger und die Gemeinde. Den Versammelten stellte ich den ganzen Ernst der Lage in der Gemeinde vor Augen, bat sie um Christi, ihrer selbst und namentlich ihrer Kinder willen, sich zu ermannen und die freundlich dargebotene Retterhand nicht zurückzustoßen. Den Bruderkrieg gedächte ich nicht zu ent=

fesseln. Mit Friedensabsichten sei ich gekommen. Könnte ich sie nicht verwirklichen, so würde ich wieder gehen. Meiner Glaubensfreunde Gebet und das meinige würde bleiben, daß Gott der Herr die Gemeinde vor gänzlichem Ruin bewahren und sie noch einmal zur besseren Einsicht, zur Umkehr bringen möge.

Unmittelbar nach Schluß der Versammlung ritt ich heim. Mit traurigen Mienen kehrten meine Gastfreunde bald darauf zurück. Da wußte ich genug. „So schwer es uns wird, Herr Pfarrer, aber wir können Sie nicht halten. Es ist alles verloren.“ Das war das einmütige Resultat, zu dem meine Freunde kamen. Als die Sonne unterging, sah ich aus weiter Ferne die hohen Berge, welche die Villa Triste umsäumen. Manche jubilierten an jenem Abend, aber auf den Trümmern einer großen Gemeinde. Die Zeit wird es lehren, welche Bedeutung der Weheruf hat: „Aber ihr habt nicht gewollt.“ Gottes Gericht wird hereinbrechen über die Gemeinde, die das Heilige in den Schlamm zerren läßt. Es wird auch jenen Menschen aus dem Abgrund ereilen, der zum Mörder vieler unsterblicher Menschenseelen geworden ist. Gott sei ihm gnädig, ehe der Satan des Alkohols den letzten Tribut von ihm fordert!

Nur die, welchen unsere Verhältnisse auf den Kolonien unbekannt sind, können den Vorwurf erheben, die Sache sei zu früh aufgegeben. Wohl hätte ich eine kleine Schar um mich sammeln können; aber aus reinem Haß gegen die „Feinen“, „die etwas Bessereres sein wollen“, würde die Mehrzahl jenen sonst verachteten Menschen als ihren Mann betrachtet und festgehalten haben. Ist erst die Parteileidenschaft entfacht, dann hört jede ruhige und gesegnete Amtsthätigkeit auf. Zudem stehen Menschenleben auf dem Spiel. Den Beruf aber hatte ich nicht, der indirekte Urheber solcher Schreckenszustände zu werden. —

So gingen die Pfingsttage zu Ende. Welch ein Unterschied zwischen diesen und den ersten Pfingsten! Am Abend des zweiten Tages mußte ich noch unfreiwilliger Zeuge des

Schlusses einer achttägigen Pfingstfeier sein. Auch ohne meine persönlichen Erfahrungen hätte ich davon schon genug gehabt. Das war kein christliches Fest mehr. Nein, das war ein Götzenfest.

Es widerstrebt mir, selbst davon zu erzählen. Darum füge ich die lebenswahre Schilderung Beschorens, des verdienten Naturforschers, hier ein, welche sich mit meinen Beobachtungen völlig deckt:

„Santo Angelo war in den letzten Tagen sehr animiert, denn es wurde das Fest „do Divino Espirito Santo“ (des göttlichen heiligen Geistes) gefeiert. Es war das erste Mal, daß ich einem derartigen Feste beiwohnte, und ich kann mir nicht versagen, hier eine Schilderung desselben hinzuzufügen.

Ein solches Fest ist wirklich ganz hübsch und bringt Abwechselung in das höchst eintönige Kampanhaleben. Es kommen viele Leute zusammen, die Damenwelt präsentiert sich fortwährend in den hübschesten Toiletten, jeden Tag ist „etwas los“, es giebt Musik, Bälle, Festessen, Novenas, Feuerwerk, Luftballons, „Auktion“, Cavalhadas, Prozessionen, Raketengeknatter und noch mancherlei; aber religiöser Sinn und Frömmigkeit zeigt sich, scheint mir, nicht in diesen Festen, welche wohl als „Volksfeste“ recht hübsch und unterhaltend, aber als „Kirchenfeste“ doch wohl etwas zu weltlich sind; jedoch:

Cada terra seu uso
Cada roca seu fuso!

Der Festgeber ist der Festeiro (Imperador), welcher am Schluß des vorigen Festes durch das Los bestimmt wurde, wie auch sein „Hofstaat“. Sein Hauptbestreben ist zuerst, durch Almosen der Gläubigen die nötigen Gelder, oder wenigstens einen Teil derselben, zur Bestreitung der nicht unbedeutenden Ausgaben zusammenzubekommen, und da wird denn die Bandeira (Fahne) ins Feld geschickt. Im ganzen Munizip, wie auch in den benachbarten zieht die „Bandeira do Divino Espirito Santo“ — die Fahne des göttlichen heiligen Geistes — umher; begleitet wird der Fahnenträger von einem oder zwei

Sängern und den Musikern, d. h. einem Trommler, einem Violinisten und einem, der den Triangel schlägt; viele Gläubige schließen sich der „Bandeira“ an, der eine aus religiösem Gefühle oder aus Erfüllung einer „promessa“, der andere, um auf anständige Weise bummeln und etwas Besseres essen zu können.

Kommt der Zug in die Nähe eines Hauses, so beginnt der Gesang, begleitet von Triangel, Violine und der kleinen Trommel, was sich wirklich recht hübsch anhört, und die Bewohner kommen ihm entgegen, um ihn zu begrüßen, um die Fahne zu empfangen, um sie andächtig zu küssen und ins Haus zu tragen; dann giebt ein jeder dem „Espirito Santo“ ein Almosen nach seinen Verhältnissen. Wir finden dies wohl alles lächerlich und sehen es als Götzendienst an, aber das Volk weiß es nicht anders: es ist der „Heilige Geist“, welcher in ihre Hütte tritt, und das kann nur Glück und Segen bringen; mancher Kranke hofft wohl seine Genesung durch ihn und erwartet sehnsüchtig die Ankunft der „Bandeira“, um einen inbrünstigen Kuß darauf zu drücken; die Leute kennen keine andere Weise, ihr religiöses Gefühl auszudrücken, und so wie sie es thun, entspricht es ihrer Anschauungsweise und ihrer festen Ueberzeugung.

Neun Tage vor Pfingstsonntag beginnt das Fest um Mittag mit Raketengeknatter und Glockengeläute. Glockengeläute!!! Könnte ich nur einmal noch das heimatliche Glockengeläute hören, das mächtig ergreifende Geläute, das bei Festen von allen Kirchtürmen harmonisch zusammenhallt, das einfache, aber nicht minder zum Herzen greifende melodische Abendgeläute vom Turme einer Dorfkirche!

An den folgenden neun Abenden werden die „Novenas“ abgehalten, zu denen die Gläubigen bei anbrechender Nacht abermals durch Raketengeknatter eingeladen werden. Der Geistliche begiebt sich in vollem Ornate nach dem „Imperio“ im Hause des Festgebers; hier befindet sich die silberne Krone desselben, die „Bandeira“, und wird auch die Auktion der

von dem Festgeber gekauften Sachen wie der von den Gläubigen gemachten Geschenke abgehalten. Von hier begiebt sich unter fortwährendem Geknatter und den lustigen Tönen eines Marsches der Geistliche, die Fahne, der „Imperador“ und sein Gefolge und die Anwesenden nach der Kirche, wo die Messe ihren Anfang nimmt. Diese selbst hat mich wenig interessiert, aber meine Ohren labten sich am vorzüglichen Gesange, und meine Augen an dem Anblicke so manches hübschen Gesichtes, verschönert noch durch seinen andächtigen Ausdruck.

Nach beendigter Andacht geht es zurück, abermals mit Raketen und Musik, nach dem Imperio, wo Erfrischungen herumgereicht werden, worauf die Auktion ihren Anfang nimmt. Der Erlös derselben ist auch zur Deckung der gemachten Ausgaben bestimmt; bei dieser Gelegenheit werden oft die unbedeutendsten Sächelchen zu unglaublich hohen Preisen versteigert, besonders wenn sich zwei Prätendenten treiben, von denen jeder den Gegenstand erwerben will, um ihn dann seiner Dame mit schmachtendem Lächeln und graziöser Verbeugung zu überreichen. Das ist alles recht hübsch, lustig und amüsant, — aber ich sehe nur nicht ein, was es mit Religion, Pfingsten und dem heiligen Geist zu thun hat.

An drei Abenden sollten Luftballons aufsteigen, jedoch alle drei wurden von dem in ihnen wütenden Feuer verzehrt, ehe sie in höhere Regionen steigen konnten.

Am Sonntage gab es als Einleitung in früher Morgenstunde Reveille und um 10 Uhr feierliches Hochamt; bei dieser Gelegenheit war die Kirche wirklich überfüllt und wurden von der Damenwelt die speziell dazu reservierten Festkleider und allerneuesten Toiletten, von den Nationalgarde-Offizieren die neuen Paradeuniformen angelegt.

Nach abgehaltenem Hochamt wurde durch das Los der neue „Imperador“ bestimmt und diesem die silberne Krone übergeben.

Um 1 Uhr versammelte sich die ganze Bevölkerung zur Prozession. Der Zug wurde eröffnet von den Irmâos de

Nossa Senhora do Rosario, die nur aus Schwarzen bestehen und welche über der Kleidung ein weißes ärmelloses Hemd trugen. Die Prozession teilte sich in fünf Gruppen, vier schlossen sich an die „Andora" und eine an den Priester an („Andor" ist das Traggerüst, auf welches die Heiligenbilder gestellt werden). In der Prozession befanden sich São João, Santo Antonio, N. Senhora de Rosario und der Divino Espirito Santo. Interessant war mir die Bemerkung, daß die Gruppe, welche Santo Antonio umgab, fast nur aus kürzlich verheirateten Frauen und jungen Mädchen bestand. Ich glaube, hier liegt ein tiefer Sinn: Santo Antonio (ich weiß nicht, ob der von Padua) gilt bekanntlich als „Casamenteiro", d. h. Heiratsstifter. Sollten die jungen Frauen nicht vielleicht eine „promessa" zu erfüllen gehabt haben? Und sollten die jungen Mädchen ihn vielleicht begleitet haben, um ihn günstig zu stimmen? Jedem „Andor" schwebten zwei Engelchen vor, kleine Mädchen, leicht und luftig gekleidet. Neben dem Priester ging der höchstgraduierte der anwesenden Offiziere und trug den schirmartigen Baldachin. Musik, Raketen, Batterien u. s. w. fehlten dabei natürlich nicht. Die Prozession durchzog die ganze, nicht sehr große Stadt und kehrte dann wieder zur Kirche zurück."

Sollten Andersgläubige aus meinen Schilderungen den Schluß ziehen: „Seht, wir — auch in Brasilien — sind doch bessere Leute", so möchte ich sie mit Hinweis auf ihre Pfingstfeste hier zu Lande allein zur Vorsicht mahnen und an das Sprichwort erinnern: „Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen." Freilich, das klägliche Schauspiel von Pseudopfarrern oder „gemachten" Pfarrern und deren Komödien bieten ihre Gemeinden nicht dar. Dafür ist ihre Ehrfurcht vor dem Priester eine zu große. Auch in der äußeren Hochhaltung der Kirche und ihrer Einrichtungen sind sie den unseren voraus. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit ist ganz anders bei ihnen ausgeprägt. Alles dieses gern zugestanden. Sucht man jedoch in ihnen nach Bethätigung

wirklicher Frömmigkeit, wirklich christlicher Gesinnung, nach Herzensüberzeugung, so können sie keinerlei Anspruch erheben, etwas Besseres zu sein. Das ist die volle Wahrheit und muß um der Gerechtigkeit willen gesagt sein. Wäre ich in der Lage, anders darüber mich auszulassen, so würde ich es mit derselben Freimütigkeit thun, wie ich aus dem eigenen Lager berichte.

Um indessen keine unrichtigen Vorstellungen zu erwecken, bemerke ich sogleich, daß ich mit dem von der Gemeinde Villa Triste entworfenen Bilde keine Durchschnittsgemeinde gezeichnet habe, d. h. eine Gemeinde, wie sie mehr oder weniger alle hier sind. Meinem lieben Amtsvorgänger, der zu den alleraltesten Pfarrern des Landes gehört, erschien es fast unglaublich, daß es eine derartige Gemeinde heute noch gäbe. Ich habe die Leser mit Gemeinden bekannt gemacht, die gewissermaßen dasselbe oder doch etwas ähnliches sind, wie der wilde Urwald in der Kolonie. Es ist bei uns längst nicht mehr alles Urwald. Blühende Kolonien sind aus ihnen schon in Menge hervorgegangen. Aber es ist noch viel Urwald da. Für viele, viele ist noch dankbares Arbeitsfeld vorhanden. So wäre es auch verkehrt, wollte man die evangelischen Gemeinden mit einem großen wilden Urwalde vergleichen. Das mag wohl vor Jahrzehnten haben geschehen können, heute geht es nicht mehr an. Die evangelische Bruderliebe hat sich schon aufgemacht und ist den Brüdern in die weite Ferne nachgegangen. Was sie gewirkt hat, darf sich wohl sehen lassen. Leider tritt an so vielen Stellen uns der Gedanke immer wieder entgegen: Viel eher, mit viel größerer Energie, mit größerem Aufwande hätte die Arbeit, die Fürsorge für die Tausende evangelischer Glaubensgenossen in den Urwäldern in Angriff genommen werden müssen. Jenes Pseudopfarrertum ist eine der unglücklichen Folgen völliger Vernachlässigung ihrer ausgewanderten Glieder seitens der Heimatkirchen. Die Gemeinden wären nicht so in Mengen verwildert und heruntergekommen, wäre man sich eher in

der Heimat der Missionspflicht an den auswärtigen Brüdern bewußt geworden. Denken wir uns nur einmal eine Heimatprovinz jahrzehntelang ohne den Segen geistlicher Pflege und ohne Schulbildung. Wie würde es da in vielen Gemeinden aussehen? Kann man sich da wundern, daß in den brasilischen Urwäldern unter den denkbar traurigsten Umständen den Gemeinden vieles verloren gegangen ist?

Aber wir wollen nicht klagen. Vielmehr wollen wir im Blick auf das, was geschehen ist, Gott loben und danken, daß Er auch die späte Saat hat gedeihen lassen und sie immerfort mit Seinem Gnadensamen erfreut. Wir leben aber nicht in der Erntezeit. Das erfahren die meisten der Arbeiter, die hier draußen stehen. Da giebt's vielfach noch die gröbste, schwerste Urwaldsarbeit zu thun. Baumriesen, die hindernd im Wege stehen, müssen gefällt werden. Dornen und Dickicht müssen niedergeschlagen und verbrannt werden. Der aufkeimenden Saat droht immerwährend Verderben durch wilde Tiere, Unkraut, Hagel, Dürre und Nässe. Da heißt's, stets „fröhlich in Hoffnung" zu bleiben und in Geduld und Zuversicht auf Gottes Fügung der Zeit der Ernte entgegenzuschauen. Rückt Er sie vielleicht auch in ferne Zeiten, läßt Er die Arbeiter scheinbar auch ohne Erfolg, so bleibt es doch dabei:

„Er kennt die rechten Freudenstunden,
Er weiß wohl, was uns nützlich sei.
Wenn Er uns nur hat treu erfunden
Und merket keine Heuchelei,
So kommt Er, eh' wir uns verseh'n,
Und lässet uns viel Gut's gescheh'n."

Das sollte ich reichlich in der Arbeit erfahren, die mir in dem großen Bezirke des Munizipiums Venancio Ayres zugewiesen wurde. Ich machte mich nicht mit großen Erwartungen auf den Weg dorthin. Wäre es überhaupt nötig gewesen, so hätten die kalten Douchen, welche ich bisher schon so reichlich bekommen hatte, wohl zur Abkühlung und zum Ernüchtern ausgereicht. Mit meinem getreuen und bewährten Maultier „Max" machte ich mich also auf. Zunächst ging es

nach Porto Alegre mit der Bahn, von dort vermittelst eines kleinen Dampfers von der Beschaffenheit der allerältesten Rheindampfer flußaufwärts auf dem Rio Jacuhy. Bald bogen wir in den Rio Taquary ein und fuhren bis zum Hafen von Mariante. In flottem Tempo ritt ich landeinwärts. Der Weg war nicht schwer zu finden. Die Freude an dem Urwald, an den Riesenbäumen, dem unentwirrbaren Dickicht, den bunt schillernden Vögeln und Schmetterlingen, den Apfelsinenbäumen mit ihren köstlichen, aus dem dunklen Laub hervorlugenden Früchten, an der majestätischen Ruhe ringsum dauerte nicht lange. Der Campo, kahles, wellenförmiges Gelände, breitete sich vor mir aus. Kurzes, mageres Gras bedeckte den Boden, eine magere Kost für die weidenden Kühe und Pferde. Endlich taucht wieder Berg und Wald auf. Eine lange Bergkette von dunkelblauer Färbung dehnte sich vor mir aus. Ueber 50 Erhebungen konnte ich zählen. Meinen zukünftigen Wohnort, den Stadtplatz Venancio Ayres, konnte ich erst sehen, als ich unmittelbar in seiner Nähe war. Er lag in einem Thalkessel. Aufsteigender Rauch verriet mir seine Lage.

Einen großartigen Empfang hatte ich nicht. Kein Mensch vermutete in dem schlichten Reiter den neuen „Pfarrherrn". Einen Ersatz für die fehlenden Ehrenpforten, Böllerschüsse und was sonst zu einem festlichen Einzug gehört, brachte der Himmel. Der that seine Schleusen auf und goß endlose Ströme von Regen unter stetem Donner und Blitz herab, gerade als ich abgesattelt hatte. Mit geringen Unterbrechungen regnete es fast 3 Wochen. Derweilen fand ich Unterkunft und gastliche Pflege in einem Kaufhause, dessen Besitzer der Sohn meines altehrwürdigen Vorgängers war. Mit diesem über Altes und Neues, über Vergangenheit und Gegenwart zu plaudern, hatte ich reichlich Muße. Es waren mir erquickliche und lehrreiche Stunden. Was ich von den Zuständen in meinen 6 Gemeinden zu hören bekam, war freilich nicht besonders ermutigend. Ihre Geschichte war wenig erbaulich.

Unter sich voller Zwietracht, hatten sie es nicht möglich machen können, einen Pfarrer längere Zeit zu halten. So hatte eine ganze Reihe nach einiger Zeit wieder den Wanderstab ergriffen. Auch zwei „selbstgemachte" Pfarrer hatten sich nicht lange halten können. Um das Maß des Unglückes voll zu machen, kam dann die Leitung der Gemeinden in die Hand eines Mannes, von dem sich jeder mit Betrübnis wenden muß. Seine Tage waren freilich gezählt. Aber die Spuren seiner tötlichen Wirksamkeit wurden mit seiner Flucht nicht verwischt. Was wäre aus den Gemeinden geworden, wenn Gott der Herr sich ihrer nicht erbarmt und dem P. Smidt, einem der ältesten Veteranen aus der Synode, Kraft und Freudigkeit gegeben hätte, in die Lücke einzutreten. Was dieser mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte gewirkt und gewonnen, das wieder erwachende Vertrauen, das bildete das unschätzbare Fundament, auf dem der Nachfolger mit jungen Kräften weiterarbeiten sollte. Die auseinander gesprengten, in sich und unter einander uneinigen, dazu weit zerstreuten Einzelgemeinden zu einem festen Ganzen zu verbinden, die nicht unbeträchtliche Schuldenlast aus der Welt zu schaffen, das war die zu lösende Aufgabe neben dem einen Hauptziel, das Evangelium von dem gekreuzigten und auferstandenen Heiland auf den Leuchter zu stellen. Die Verheißung Gottes: „Meine Kraft ist dem Schwachen mächtig" brauchte indessen auch den Anfänger, den Neuling, in schwierigen und verwickelten Arbeiten nimmer verzagen zu lassen. Mag's auch heißen:

„Da tritt kein andrer für uns ein,
Ein jeder steht für sich selbst allein."

Ein Mann mit Gott ist stets in der Majorität. Da ist andere Hilfe entbehrlich. Unter solchen Erwägungen ging's frisch und fröhlich ans Werk.

In jenen Tagen fiel mir das Wort eines erfahrenen alten Freundes ein: „Mit eingewurzelten Mißbräuchen geht es wie mit den Stäben des Dschingiskan: man nimmt jeden einzelnen heraus und zerbricht ihn. Das geht leichter und

macht weniger Geräusch." Einer von den vielen herrschenden Mißbräuchen war der, daß der Geistliche selbst seine Stolgebühren „cobrieren", d. h. einkassieren mußte. Es war mir ein Dorn im Auge, daß der Geistliche es sich gefallen lassen mußte, unmittelbar nach Amtshandlungen gefragt zu werden: „Wat ha'n Se verdient?", oder: „Wat is Ihr Lohn?" Das ist freilich nicht böse gemeint. Aber es liegt auf der Hand, daß die Amtshandlungen als bezahlte Arbeit vielfach angesehen werden. Die Stolgebühren sind an sich schon ein Krebsschaden, ein trauriger Beweis für den Mangel an Gemeinsinn und Opferfreudigkeit, dem Geistlichen ein auskömmliches Gehalt zu geben. Tritt dann jener Uebelstand noch hinzu, so kann diese Unsitte geradezu unerträglich werden.

Um mir freie Hand zu lassen, um zugleich den Gemeinden das Gefühl eigener Bestimmung zu geben, stellte ich mich in jeder Gemeinde zur Wahl. Zu den Bedingungen, die ich stellte, gehörte die Abschaffung des gerügten Mißstandes. Nach acht Wochen durfte ich mich als einstimmig gewählt betrachten. Mein ehrwürdiger Vorgänger führte mich selbst ein und konnte mit dem Bewußtsein in den Ruhestand treten, der Gemeinde große Dienste zu Nutz und seinem Herrn zur Ehre vieles gewirkt zu haben.

Ordnung in der Gemeinde bedingt Ordnung im eigenen Hause. Letztere wiederum erfordert eine gewisse Vielseitigkeit der Thätigkeiten bei dem, auf dessen Schultern alles liegt. Da heißt es, Herr und Diener in einer Person sein. Aber Arbeit schändet nicht. Der „wohlehrwürdige" Pfarramtskandidat hatte es lernen müssen, mit der Feldmütze auf dem Kopfe in seiner Freiwilligen-Uniform den Karren mit Turngeräten durch die Straßen seiner Garnison Cleve zum Exerzierplatz zu schieben. Er ist derselbe deshalb geblieben. Die Parole: „Hilf dir selber!" gab ihm wieder Gelegenheit zu praktischen, wenn auch ungewohnten Uebungen mancherlei Art, die man sonst im Reich der Anstreicher, Tapezierer, Maurer, Zimmerleute, Landleute anstellt. Besser wurde

manches, als mit Einzug eines kleinen Pensionärs der Haushalt vollständig wurde. Sobald mein kleiner Hausgeist August in die Geheimnisse der verschiedenen Haushaltungsgebiete eingeweiht und sich an die festgesetzte Ordnung gewöhnt hatte, ging es aufs Beste, wie es in einem Pfarrhause sein soll. Es ist doch von nicht zu unterschätzender Bedeutung, wenn man, von oft sauren Ritten heimkehrend, weiß, nicht nur am Ziel ein Haus, sondern ein „Heim" vorzufinden. Nach einigen Wochen war alles aufs Wohnlichste eingerichtet. Für die Begriffe eines Kolonisten mochte manches sogar als Luxus gelten. Bei dem großen Defizit in der Gemeindekasse wurde in dem „Etat" der Posten „Stall" gestrichen. Da aber ein Urwaldspfarrer ohne Reittier dasselbe ist, was der Kavallerist ohne Pferd ist, so mußte Rat geschafft werden. In den grausigen Regenwochen hat der treueste Diener Anspruch auf ein schützendes Obdach. Kurzerhand wurde darum „höchsteigenhändig" die neu verputzte Küche zum Stall hergerichtet, ein starker Fußboden gelegt und eine Krippe gebaut. Damit es auch an Futter nicht fehle, wurde ausreichend milho (Mais) und mandioca (eine Knollenfrucht) gepflanzt. Der Blumengarten konnte nur angelegt, Beete und Wege nur markiert werden. Bei der zu bewältigenden Arbeitsfülle war eine sorgsame Pflege unmöglich. Auch die Körperkraft ist ein Kapital, mit dem man haushalten muß.

In der Frühe des Morgens begann die tägliche Berufsarbeit. In Brasilien ist nämlich der Pfarrer fast ausnahmslos zugleich Lehrer. Anfangs wollte es mich bedünken, als ob diese Verbindung nicht gut möglich sei, denn jedes von beiden Aemtern erfordert eine ganze Kraft. Den Eltern der Ortsgemeinde erklärte ich dies auch in aller Offenheit. Sie wollten sich indessen mit dem zufrieden geben, was ich ihren Kindern neben meiner Pfarrarbeit an Zeit widmen könnte, seien es auch nur drei oder vier Tage in der Woche. Diese Arbeit an den Kindern in der Schule ist mir je länger je lieber geworden.

Meine größte Freude am Tage war es stets, vor Beginn der Schule von der muntern, kleinen Schar mich umringt zu sehen und ihren herzlichen Morgengruß zu erwidern. Mit Recht kann ich sie „meine" Kinder nennen. Was einem anderen die Familie ist, das waren sie mir. In so manchem Herzeleid, das mir nicht erspart blieb, hab ich namentlich im Umgang mit den Kindern die Berufsfreudigkeit und ein fröhliches Herz wieder gefunden. Ich verdanke ihnen mehr, als sie mir verdanken. Mit Gesang und Gebet begann jedesmal der Unterricht. Soll ich nun sagen, nach welcher Methode ich unterrichtete, so muß ich ehrlich antworten: nach eigener Methode. Denke dir unter 20 Kindern 5 Abteilungen im Rechnen, 3 im Lesen, 3 im Schreiben, 3 im Deutschen, 2 in der portugiesischen Sprache. Denke dir, daß diese sich nicht auf einmal, sondern allmählich zusammenfinden, daß selbst die größeren die Bedeutung oft der einfachsten Begriffe nicht kennen, da die geistige Pflege zumeist ganz hintenan steht. Erwägst du noch, daß die Dauer des gesamten Unterrichts oft nur 1 Jahr, gewöhnlich 2 Jahre, selten 3 und nur ausnahmsweise länger währt, bei einem 5—6-maligen Halbtagsunterricht in der Woche — dann wirst du, lieber Leser, es verstehen, daß man bei solchen Schulverhältnissen keine Gesetze aufstellen kann. Da heißt es, unter gewissenhafter Ausnutzung der verfügbaren Zeit so viel wie möglich an die einzelnen Kinder heranzubringen. Jeder Schulmann wird es ermessen, eine wie schwierige Aufgabe da dem Kolonielehrer gestellt wird. Die Liebe zu den Kindern hilft die Schwierigkeiten überwinden. Die Begeisterung der Kleinen bei ihrer Arbeit in der Schule, das Aufleuchten ihrer Augen, die Spannung ihrer Mienen, wenn ihnen die herrlichen Geschichten der Bibel vor Augen geführt werden, ihre merkbar zunehmende Liebe zu dem großen himmlischen Kinderfreunde sind der schönste Lohn für den Lehrer. Nicht lange dauert es, so hatte die kleine Schar einen ansehnlichen Schatz von Liedern sich erworben. Singen war nun einmal ihre höchste

Lust, noch gesteigert, als ich ihnen auf dem Harmonium alles begleiten konnte. Wie schmetterten sie die schönen, deutschen Lieder hinaus! Im Gottesdienste hatten sie bei dem Gesang die Führung. Nach erlangter Sicherheit im Singen konnte auch die vollständige Liturgie nach der neuen Agende eingeführt werden — eine wesentliche Bereicherung des gottesdienstlichen Lebens. Hiermit mochte es auch wohl zusammenhängen, daß der Besuch des Gottesdienstes sich stetig hob. Das Jahr 1898 ging so unter stetiger Arbeit zu Ende.

Köstliche Weihnachtsfeiern unter dem strahlenden Lichterbaum durften wir in den verschiedenen Gemeinden abhalten.

Mit meinen Jungen ritt ich in den Wald, wo wir uns die herrlichste Pinie abhauen durften. Im Triumph, unter dem fröhlichen Schall der Weihnachtslieder, brachten wir sie heim und putzten den Weihnachtsbaum nach heimischem Brauch. Die kleine, prächtige Mädchenschar war natürlich überglücklich, die mitgebrachten Schätze an Leckerteilchen und Schmuck zurecht machen und nach meinen Anweisungen aufhängen zu dürfen. Diese Vorfreude war nicht die kleinste. Wie leuchteten aber erst ihre Augen, als der schöne Baum am hl. Abend im Lichterschmuck prangte, als sie die köstlichen Lieder singen und zeigen durften, was sie gelernt hatten!

Noch größer war die Freude bei klein und groß in den Koloniegemeinden. Das kleine Volk hatte einen solchen Festtag noch nicht erlebt. Wie feierlich und fröhlich war der Weihnachtsabend bei meinem Gemeindevorstand in der Estancia Mariante! Die mitternächtige Stunde schien selbst den Kleinen zu früh zum Aufbruch. Im Mondenschein zu singen und zu springen, Erzählungen zu hören und Kuchen zu essen — das war doch gar zu schön!

Für den Pfarrer bedeuten allerdings solche Tage keine kleine Mühe. Bei der Hochsommertemperatur ständig in Thätigkeit zu sein, auf dem Pferde oder im Amte oder im lebhaften Austausch mit alt und jung bis zum späten Abend, das setzt Kräfte voraus. Für mich selbst konnte ich erst zum

Schluß Weihnachten feiern. Die Liebe meiner Kinder und deren Eltern hatten mir auch den Tisch gedeckt. Ein Extra-Bäumchen, aus der Heimat mitgebracht, zündete ich an und versenkte mich in stille Geistesgemeinschaft mit denen, die des Einsamen in der Fremde liebevoll gedachten.

Als das alte Jahr zu Ende ging, sah ich die Wolken sich zusammenballen, die sich im neuen Jahre mit unfehlbarer Gewißheit unter Blitz und Donner entladen mußten. Kaum ein Sonntag war vergangen, an dem ich nicht in Einzelberatungen oder in Versammlungen auf die Bildung einer festen Gemeinde hingearbeitet hätte. Es läßt sich nur andeuten, nicht beschreiben, was da durchkämpft werden mußte. Der Neid unter den einzelnen Gemeinden, die Gleichgültigkeit in Gemeindesachen, die Verständnislosigkeit für die wahren Aufgaben der Kirche, der Pikaden- oder Lokalpatriotismus trat mir immer und immer wieder in den traurigsten Formen gegenüber. Die Kolonien mißgönnten der Villa- (Stadt-) Gemeinde die Pfarrschule im Pfarrhause. Sie weigerten sich darum, an der auf diesem ruhenden Schuld mit abzutragen. Die kleine Villagemeinde war zu schwach dazu. 7 Monate lang blieb die Hälfte des garantierten Pfarrgehaltes aus, mitsamt den Stolgebühren. Als ich einen Beschluß sämtlicher Gemeinden ausführte, blieb der vierte Teil ganz zurück. Alles dies wäre noch gegangen. Da spitzte sich die Frage zu, die mir die allerbedeutsamste war, die Frage nach der Dauer des Konfirmandenunterrichtes. Aengstlich scheute man sich in der größten, ausschlaggebenden Gemeinde, diesen Punkt ernstlich zu berühren. Heimlich hatte man sich beraten. Sie wollten mir mit einem heldenmütigen Beschluß imponieren. Die wenigen verständigen Elemente konnten nicht durchdringen. Ein großer Teil hielt sich ganz zurück aus Besorgnis, sich Feindschaft zu machen. Und was war die Forderung der stimmführenden Trotzköpfe? „Der Pfarrer bekommt die Kinder sechs Tage in den Unterricht und hat sie dann zu konfirmieren.“

Sechs Tage, sage und schreibe „sechs" Tage wurden dem Pfarrer in Gnaden bewilligt. Sechs Tage für Kinder, die kaum wissen, wer Christus ist, was er gethan hat und was er für uns ist;

die zum Teil ihren Katechismus „auswendig" können, aber kein Wort davon verstehen, die keine Ahnung von Bibel und Gesangbuch haben;

die zum Teil knapp 12 Jahre alt sind; die zum großen Teil nie gelernt haben, zu beten. Kinder, denen vielfach kein anderes Ideal gezeigt worden ist, als Geld verdienen und Musik auf dem Tanzboden.

Das war zu viel für mich, der ich fast die einzige Hoffnung der Pfarrarbeit auf die Kinder setzte. Wie oft bin ich heimgeritten, abgemattet von endlosem Sprechen in der Kirche — der Gottesdienst mit Amtshandlungen und Versammlungen dauerte 2—3½ Stunden — und in den Kolonistenhäusern. Hierbei sei bemerkt, daß der Pfarrer bei der Unfähigkeit der Gemeinden, ordentlich zu singen, selbst das Amt des Kantors übernehmen muß, so daß ihm keine Ruhepause bleibt. Geradezu lähmend drohte jedoch der stets von neuem sich aufdrängende Gedanke zu wirken, es sei doch alles vergebens; der Stein bleibe Stein, ob Platzregen oder linder Regen darauf falle. So wurden die Sonntage nicht Sonnentage, sondern meist rechte Sorgentage. Wenn das letzte Amen im Gottesdienste gesprochen war, so hörte die Erbauung der eigenen Seele gewöhnlich auf. Kam ich dann abends nach Hause, war das Tier besorgt und waren die Reitstiefel in die Ecke gestellt, so bedurfte ich oft geraumer Zeit, bis ich das Gefühl der Oede und Leere überwinden konnte. Er aber, der gesagt hat: „Ich bin der Herr, dein Arzt", ließ mich auch in solchen Augenblicken nicht allein.

„Ich rief zum Herrn in meiner Not:
Ach, Gott, vernimm mein Schreien!
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Gnad' gedeihen.
Drum dank', ach Gott, drum dank' ich Dir;
Ach danket, danket Gott mit mir!
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Gottlob, daß ich mich stets wieder zurecht fand und mit Paulus zu der Gewißheit durchdringen durfte: Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht. Uns ist bange, aber wir verzagen nicht (2. Kor. 4, V. 8.)

Auch in leiblichen Nöten erfuhr ich Gottes gnädige Durchhilfe wiederholt. Durch einen heftigen Stoß bei dem Scheuwerden meiner mula erhielt ich eine innere Verletzung, die mir anfänglich ein Weiterführen meines Amtes unmöglich zu machen schien. Lange vermochte ich nur unter großen Beschwerden zu reiten. Doch sollte ich mich schließlich einer völligen, in diesem Falle ungewöhnlichen Heilung erfreuen.

Kapitel 2.

Eine Synodalreise.

Drohende Wolken. Der „Evangelische Bund" und die Jesuiten. Schule und Kirche. Gedanken über einen Landes-Buß- und Bettag. Unerwarteter Wechsel. Kampf und Sieg in der Gemeinde. Scheiden und Meiden thut weh.

Das größte Jahresereignis pflegt für den Urwaldpfarrer die Reise zur Synodalversammlung zu sein. Sie bedeutet für ihn eine Erholung und Erfrischung für Leib, Geist und Seele. Er, der vielleicht das ganze Jahr über hier und da einmal, vielleicht kein einziges Mal einen Amtsbruder zu sehen bekommen hat, freut sich monatelang vorher auf die Zusammenkunft der Riograndenser Synode. Im brüderlichen Austausch der Gedanken hofft er, neue Anregung für die eigene Arbeit zu gewinnen und in ernster Mitarbeit an den großen Aufgaben der durch die Synode repräsentierten Kirche zu erstarken. Aus dem ganzen Staate finden sich die Vertreter der Gemeinden zusammen. Manche kommen weither geritten. Viele benutzen Eisenbahn, Dampfer und Wagen. Diesmal sollte die Synode in der Pikade Feliz (d. h. Glückliche) tagen. Die Hoffnung, daß auch die Synode eine „feliz" werde, sollte nicht zu Schanden werden.

Auch ich sattelte 8 Tage vorher meine mula. Eine weite Reise stand mir bevor. Mit gemischten Gefühlen schnallte ich mein Gepäck auf. Ein Sorgenpäcklein wollte durchaus mit. Dafür hatte meine liebe Gemeinde gesorgt. Kurz vorher hatte der Vorsteher der größten Gemeinde mir angedeutet, daß mir unter keinen Umständen ein längerer Konfirmandenunterricht bewilligt würde. Darauf erklärte ich kurzweg: Ein Verhandeln darüber sei für mich ausgeschlossen. Die einzige Antwort darauf werde nicht anders lauten als „Kündigung". Meine Lage war keine beneidenswerte. Ein Teil der Gemeinde verlangte gewissenloses Handeln, ein zweiter zog sich zurück, weil ich nicht wortbrüchig werden wollte. Der dritte Teil, die Minorität, blieb mir treu. Was sollte nun werden?

Wenn ich sage, wir hatten schöne Synodaltage, so denke ich dabei weniger an den Sonnenschein, von dem sie begünstigt waren, als an den Geist, in dem die Synodalversammlungen und die Pastoralkonferenzen geführt wurden. In angestrengter Arbeit wurden bedeutsame Fragen erörtert und erledigt. Bis tief in die Nacht zogen sich die Konferenzen hin. Die Zeit war kurz und mußte ausgekauft werden. Die einzige freie Versammlung wäre uns leider fast unmöglich geworden. Der angesehendste Bürger starb gerade in der Zeit und mußte an dem in Aussicht genommenen Tage beerdigt werden. Das gab eine große Störung. Mit Rücksicht auf die Notwendigkeit einer Programmverkürzung verzichtete ich auf meine Ansprache, die mir zugewiesen war. Es hatte sich mir die Ueberzeugung aufgedrängt, daß es hohe Zeit sei, die jesuitische Propaganda zu beleuchten, die an Dreistigkeit und Rücksichtslosigkeit von Tag zu Tag wächst. Zur Würdigung unserer Lage den Jesuiten und ihren Anhängern gegenüber, ist es vielleicht von einigem Interesse, etwas Näheres darüber zu erfahren. Ich hatte mir vorgenommen, etwa folgendes zu sagen:

Teure Freunde! Liebwerte evangelische Glaubensgenossen!

Als Vertreter des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" ergreife ich das Wort. Nicht alle mögen wissen, was das für ein Bund ist, und mancher mag sich keine ganz richtige Vorstellung davon gebildet haben.

Vor 12 Jahren streckte die preußische Regierung am Ende des unseligen Kulturkampfes die Waffen. Die päpstlichen Garden, von Rom aus kommandiert, hatten einen glänzenden Sieg erfochten. In der alten Heimat sehen wir seitdem das klägliche Schauspiel, daß ein fast zu $^2/_3$ evangelisches Volk tyrannisiert wird von einer klerikalen ultramontanen Partei, deren Vaterland im Vatikan ist.

Da traten unerschrockene Männer zu dem „Evang. Bunde" zusammen, um die vom römischen Uebermute bedrohten Interessen der evangel. Kirche zu wahren, um das protestantische Bewußtsein des deutschen Volkes zu stärken und zu beleben und es innerlich und äußerlich stark zu machen, zu einigen zum Kampf gegen Rom.

Ein Kampfesbund ist also der Evangelische Bund. Aber er führt nur einen Verteidigungskrieg. Seine Waffen sind Schutzwaffen. Er macht keine Raub- und Eroberungszüge. Er will nur das eigene Hab und Gut vor räuberischen Ueberfällen und arglistigen Feinden beschützen. Er treibt im wahren Sinne Friedensarbeit. Er rückt den ultramontanen Hetzern zu Leibe, um dem Heilandsgeiste freien Raum zu verschaffen, der sich an alle Bekenner Christi wendet: „Kindlein, liebet euch untereinander."

Was uns bewegt, ist der aufrichtige Wunsch, daß Katholiken und Protestanten im friedlichen Nebeneinander leben möchten; daß einer des anderen Glauben respektiere und nach dem Grundsatze verfahren möchte:

„Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!"

Leider werden wir Protestanten in unserem Lande, namentlich in unserem Staate Rio grande do Sul, mehr und mehr in dieselbe Notlage hineingetrieben wie unsere Glaubensbrüder in der alten Heimat. Wenn wir uns nicht im Geiste des Evangelischen Bundes unserer Haut wehren, so wird man uns das Fell über die Ohren ziehen.

Mit Gottes Hilfe suchen wir unter Aufbietung aller Kräfte das Reich Gottes in unserer Kirche, in unseren Gemeinden zu bauen. Daß es uns voller, heiliger Ernst damit ist, beweisen die Arbeiten unserer Riograndenser Synode. Und es thut not, alle Kräfte zu vereinigen, angesichts der tausendfachen Uebelstände, deren Wurzeln jahrzehnteweit zurückliegen. Wahrlich, wir würden uns um die römische Kirche nicht bekümmern! **Aber deren Vertreter bekümmern sich mit so merkwürdigem Interesse um uns, daß wir ihnen notgedrungen genauer auf die Finger sehen.**

Es geht uns wie den frommen Juden zu der Zeit des Propheten Nehemia.

Sie wollten die heilige Gottesstadt Jerusalem bauen, wurden aber von den erbitterten Feinden heftig bedrängt. Da thaten die Israeliten mit der einen Hand die Arbeit, mit der anderen hielten sie die Waffe. Und jeder, der da baute, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet und baute also (Nehemia 4, V. 17 und 18). Ob ich ein Recht habe, dieses Bild auf uns anzuwenden?

Werte Freunde! Die Israeliten hatten auch wohl Wachttürme, und der Posaunenschall der Wächter kündigte allen die etwa drohenden Gefahren an.

Ich lade Sie ein, mit mir den Wachtturm zu besteigen und Umschau auf unserem Arbeitsfelde zu halten.

Scharf müssen wir zusehen. Unsere Feinde rücken nicht in offener Feldschlacht gegen uns heran. Als Kinder der Finsternis scheuen sie das Licht. Sie legen Minen, graben unterirdische Gänge. Ihre unheimliche Maulwurfsarbeit hat

wenige sichtbare direkte Kennzeichen. An ihrer todbringenden Wirkung wird sie meist erst erkannt.

Vielleicht gewahren wir Einzelne, auch kleinere und größere Menschenmengen, oft im harmlosesten Bauernkittel und Arbeitshemd. Ob sie sich nicht, genauer besehen, als Feinde schlimmster Art darstellen?

Schauen wir nur genau zu! Sollte auch ich die Posaune ergreifen und das Signal „Gebt Achtung!" blasen, so werden Sie ja selbst es wissen, ob dazu Grund vorhanden ist. Ich lenke Ihre Blicke nach Santa Clara. Die Wogen der Begeisterung gehen noch hoch. Ist doch gerade eine glänzende Parade der Getreuen dort abgehalten.*)

Die meisten von uns haben Brillen auf. Sie sehen nur ein köstliches Friedensbild, lauter Friedensarbeit: Landwirtschaftliche Ausstellung, Arbeiten zum Wohl von Ackerbau und Viehzucht, zur Hebung des Lebens in Haus und Familie, in Gemeinde und Kirche. Um eines Hauptes Länge ragen empor die geistlichen und weltlichen Leiter, triefend von Sanftmutsöl. —

Das Bild macht Eindruck auf den Zuschauer, zumal aus der Ferne. Es frappiert mich selbst. Ich vergesse ob des lieblichen Bildes einen Augenblick, warum ich hier stehe. Da fällt mein Blick auf die Wächterposaune neben mir.

Im gleichen Augenblicke bemerke ich meine Brille. Ich nehme sie ab. Sie ist trüb. Aha — daher also!

Ich höre eine Stimme: „Abre os olhos!" Hießen so nicht einige der gefährlichsten Felsenriffe, an denen wir auf unserer Ozeanfahrt vorbeikamen? Gewiß. Also: „Abre os olhos!" „Die Augen auf!"

Ich mache sie auf, weit auf — und was sehe ich?

Ein großes Theaterstück, eingeleitet mit urgemütlicher Fidelitas;**) ausgeschmückt mit reicher Dekoration, mit Fogueten-

*) Versammlung der deutschen Katholiken.

**) Laut Programm.

geknatter, mit gut kommandierten, exakt ausgeführten Beifallssalven. Es fehlt sogar nicht, von batatas,*) aboboras**) umrankt, ein Toleranztempelchen. Das Ganze ist geweiht durch eine berauschende Weihrauchatmosphäre.

Es kostet mich Mühe, sie zu durchdringen und hinter die Coulissen zu gucken. Schließlich gelingt's doch. Ei, wie sich das Bild verändert! „Krieg im Frieden" könnte man es nennen. Nun wird mir klar, wozu das Ganze in Szene gesetzt ist. Hier werden die Vorbereitungen getroffen zum heiligen Krieg. Auf den Gesichtern der rundlich frommen und hageren Asketen steht deutlich die Parole zu lesen: „Auf, zum heiligen Kampf gegen die Ketzer!" Sie flammen vor Begeisterung wie die Scheiterhaufen, die sie schon im Geiste brennen sehen für Protestanten und Freimaurer!

Da sieht man alte Bekannte: — den Heiligen, der mit dem Spaten den Ketzer totschlagen wollte, weil der helfen wollte — ein geweihtes Grab zuzuschütten. Da sieht man die Brüder, die den Leichnam des ketzerischen Kirchhofmiteigentümers über die Mauer heben wollen, weil sonst ein neues Thor an Stelle des greulich entweihten erbaut werden muß.

Da erinnert mich einer an seinen denkwürdigen Ausspruch:

„Meidet die protestantischen Ketzer wie eine ansteckende Krankheit!"

Hier sehe ich die Helden, die ihre ganze Pikade von der protestantischen Pestilenz befreit haben, und dort die große Schar derer, die nach derselben Ruhmespalme streben.

Ja, Rom kann stolz sein auf diese etwas derb geratenen Kinder ihres blinden Fanatismus. Sie sind allezeit zu allem bereit. Aber Rom ist die noch viel glücklichere Mutter des diplomatischen Fanatismus mit dem ewig süßlich-freundlichen Lächeln und dem forschenden Auge.

*) Eine Art süßer Kartoffeln.

**) Kürbis.

Mit diesen wohlgeratenen Kindern wirkt die Allmutter Rom unter den Ihrigen. Sie hat ein grauenhaftes Zerrbild des Protestantismus mit satanischer Freude gemalt. Die eifrigen Zettelträger sorgen dafür, daß der Abdruck in Millionen von Exemplaren die Welt durchfliegt.

Rom ist die fleckenlose Braut Christi! Natürlich! Und was ist's mit den Protestanten? Sie haben keinen Glauben und keine Sakramente. Ihre Ehe ist Konkubinat. Ihre Leiber entweihen den christlichen Kirchhof. Paten können sie nicht sein. Sie selbst sind ja nicht richtig getauft.

Ich machte kürzlich die Entdeckung, daß man von ungetauften Kindern katholischer Eltern sagt:

„O menino ainda está protestante!“ „Das Kind ist noch protestantisch!“

Also Heiden sind sie, krasse Heiden. Ach, die armen Protestanten!

Meine Freunde! So stehen wir mit weithin leuchtendem Kainszeichen in den Augen echt römischen, echt jesuitischen Ultramontanismus da.

Was soll man nun mit den Friedensaposteln machen, die ganz anders reden?

Ich sage: Herunter mit der Maske der Heuchelei!

Kann auch ein Mohr seine Haut verwandeln und ein Parder seine Flecken, so kann man von Mutter Rom Gutes erwarten, wo sie Gift und Galle gegen uns im Herzen trägt!

Ein römischer Priester in Maratá bedankte sich für die rege Unterstützung der Protestanten bei den Bischofsfeierlichkeiten und empfahl ein Zusammengehen mit ihnen, soweit es die Glaubenssätze gestatten.

Das klingt schön. Das kann man in diesen Wochen in allen Variationen hören.

Den leichtgläubigen, vertrauensseligen Glaubensgenossen rufe ich jedoch zu:

„Laßt Euch nicht Sand in die Augen streuen! Rom nimmt's, woher es nur bekommen kann, ob von Jude oder Protestant.

Man nutzt die Protestanten aus, nimmt ihr Geld, bedankt sich — und schiebt sie höflich ab: der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan; der Mohr kann gehen! Dann lacht man sich noch schließlich über ihre Dummheit ins Fäustchen. Rom sucht alles in seine Hände zu bekommen: die wirtschaftliche Macht, die Schule, die Regierung.

Warum giebt man sich so große Mühe mit landwirtschaftlicher Ausstellung und Aehnlichem? Das ist nichts als ein riesiger Köder, um Einfluß auf den Kolonien zu gewinnen und auch die Protestanten in das römische Netz zu ziehen. Gewiß: **protestantische Zugochsen machen sich vortrefflich.** Um diesen Preis lohnt sich schon eine Toleranzrede. Werden die landwirtschaftlichen Vereine erst vom römischen Sauerteig durchsäuert, so hat kein denkender Protestant mehr darin Platz. Er macht sich auf irgend eine Art zum Büttel jesuitischer, protestantenfeindlicher Zwecke!

Rom legt die Kuckuckseier in alle Nester, mit Vorliebe in die Schule.

Wieder heißt's für den protestantischen Kolonisten „abre os olhos!“ — die Augen auf! Daß sie nicht mithelfen, den Ast absägen, auf dem sie sitzen!

In wieviel Fällen haben Katholiken und Protestanten anfangs in Frieden um die Schule sich bemüht, bis die Herren Konfratres kamen. Dann war's aus. Entweder wurde die Schule katholisch oder man trennte sich, und beide Teile hatten den Schaden.

Das ist's ja eben. Für Rom ist die Schule nur Mittel zum Zweck. An Hebung der Volksbildung hat ihr nie etwas gelegen. Zu viel wissen ist nicht gut fürs Volk. Das macht Kopfschmerzen.

Der deutschen Schule geht's wie dem zerschlagenen Mann im Gleichnis von dem barmherzigen Samariter: „Ein Levit, da er kam zu der Stätte und sah ihn, ging er vorüber.“

Dieser Levit ist die Regierung. Sie sieht die bedrängte Schule daliegen. Sie sieht, daß es eine deutsche und keine

brasilische ist — und geht vorüber. „Es ging auch ein Priester vorbei, und da er ihn sah, ging er vorüber".

Das ist der römische Abgesandte. Er kommt und sieht, daß der Bedrängte, die Schule, protestantisch oder doch nicht rein römisch ist. Er fragt: „Willst du ganz römisch werden, so helfe ich dir auf. Thust du's nicht, so nehme ich dir auch noch den Mantel, daß du dein Leben nicht lange mehr fristen kannst." Wir aber, werte Freunde, wollen uns an dem verachteten Samariter ein Vorbild nehmen, wollen mit allen Kräften der Schule aushelfen, ohne zu fragen: Was wird mir dafür?

Wir wollen die Schule nicht zum Knecht der Kirche, sondern zu ihrer Gehilfin machen. Sie soll Geist, Herz und Gemüt der Kinder hegen und pflegen.

Sie soll in die jungen Herzen hineinpflanzen Gottesliebe, Heilandsliebe, Menschenliebe.

Solches herrliche Streben soll ein neues Einigungsband um uns schlingen! Der Evangelische Bund will heute wieder hinausrufen die Bitte:

„Seid einig, einig, einig!"

Er will mit dem Apostel Paulus mahnen: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens. Ein Leib, ein Geist, wie ihr auch berufen seid auf einerlei Hoffnung eures Berufes. Ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen." (Eph. 4, 3.)

Lassen wir Rom den Ruhm, dazustehen durch die Jahrhunderte wie ein starker Turm. Diese Einigkeit ist kein göttliches Werk.

Der römische Turm ruht auf dem Fundamente geschichtlicher Lüge. Ströme von protestantischem Märtyrerblut haben den Kitt geliefert. Längst wäre er zusammengestürzt, wenn er nicht durch die eisernen Ringe des Gewissenszwanges, der Geisteknechtschaft, durch Einschüchterung und alle erdenklichen, aber widergöttlichen Mittel zusammengehalten würde.

Lassen wir Rom den Ruhm, in seinen Liebesarmen ganze Völker und Reiche erdrückt zu haben.

Es streckt dieselben Liebesarme nach unsrer teuren evangelischen Kirche, nach unsrer Schule aus.

Den Kampfesruf: „Katholisch ist Trumpf!" beantworten wir mit dem Gegenruf: „Evangelisch bis zum Sterben, treu bis in den Tod hinein!"

Im Blick auf unsre Schwachheit gegenüber dem alten bösen Feind trösten und stärken wir uns mit dem Feldlied des Schwedenkönigs Gustav Adolf, des großen Sohnes der Reformation:

„Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu verstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davor dir recht wird angst und bang:
Es wird nicht lange währen.

Tröste dich nur, daß deine Sach'
Ist Gottes, dem befiehl die Rach'
Und laß es Ihn nur walten;
Er wird durch Seinen Gideon,
Den Er wohl weiß, dir helfen schon,
Dich und Sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und Sein Wort,
Muß Welt, Teufel und Höllenpfort
Und was dem thut anhangen,
Endlich werden zu Schand und Spott:
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg woll'n wir erlangen."

Ja, den Sieg wollen wir erlangen! Das walte Gott! —

Daß wir indessen als die Hauptaufgabe den inneren Ausbau unserer Kirche betrachten und zu dem Zwecke vor allem auf die Pflege von Buße und Glauben hinarbeiten müßten, hatte ich in einem Antrag auf Einrichtung eines Synodal-Buß- und Bettages zum Ausdruck gebracht.

Ich hatte vorher Gelegenheit genommen, meine Gedanken darüber in folgenden Sätzen auszusprechen:

Am Mittwoch, den 16. November, wird in allen Kirchen unseres deutschen Mutterlandes der Landes-Buß- und Bettag gefeiert. Unsere Zeit ist an erhebenden Eindrücken nicht sonderlich reich. Um so erquickender ist der Gedanke, daß in einem so großen Lande eine solche allgemeine Feier mit so tiefernstem Charakter noch möglich ist. Daß sie wohl zeitgemäß, ja hochnötig ist, kann keinem denkenden Christen zweifelhaft sein. In hellen Haufen gehen sie aus den breiten Massen des Volkes in das Lager der Christentumsfeinde über. Das lawinenartige Anwachsen der Socialdemokratie, der Vereinigung vaterlandsloser und religionsloser Menschen, legt beredtes Zeugnis davon ab. Auf deren Programm steht: Religion ist Privatsache. Sind sie aber unter sich, dann singen sie ihre Lieder, aus denen ihre wahre Gesinnung hervorleuchtet, Lieder, von denen eine Probe genügt:

„Will sich die ganze Christenheit
In unserem Blute taufen,
Wohlan, der heut'gen Ordnung Trug
Hat bis zum Rand gefüllt den Krug:
Sie wird im Blut ersaufen!"

Im Arbeiterstand schießt die Drachensaat auf, welche aus den Reihen der Gebildeten in Unmengen ausgestreut ist, die Drachensaat des Unglaubens, der höhnenden und spottenden Auslassungen über alles Christliche.

Der Glaube an Gott, an die Ewigkeit und das jüngste Gericht mit seiner Vergeltung ist Abertausenden geraubt. Nun kommen diese und ziehen daraus die furchtbare Folgerung: „Den Himmel habt ihr uns genommen, so nehmen wir uns die Erde." Bei dieser Drohung bleibt es nicht. Schon gärt es an allen Enden. Die polternde Unzufriedenheit, die rücksichtslose Begehrlichkeit wird immer stärker. Die Anzeichen, die auf eine große Katastrophe hinweisen, mehren sich von Tag zu Tag. Bei diesem Wetterleuchten, bei dem Wanken

des Bodens, auf dem es sich bisher sicher fühlte, beginnt auch das Bürgertum nachdenklicher zu werden und von dem geistlichen Schlaf zu erwachen.

Da kommt der Buß- und Bettag. Er will zusammenscharen alle, die noch beten können und die das Beten verlernt haben. Er will das Land zur Buße, zur Abkehr von dem Bösen und Heimkehr zu Gott, dem Vater der Barmherzigkeit, mahnen, daß Er der entsetzlich um sich greifenden Macht der Finsternis im deutschen Volke und damit seinem völligen Verderben wehre.

Mit Macht will er allenthalben hineinklingen lassen den Ruf des Propheten: O Land, Land, höre des Herrn Wort!

Sein Schall aber soll sich fortpflanzen überall dahin, wo deutsche Herzen schlagen. Er soll so zum Segen auch der Länder werden, in denen Deutschlands Söhne eine neue Heimat sich gegründet haben. Auch uns soll er ans Herz und Gewissen dringen. Auch uns fordert er zu ernster Prüfung auf, ob wir nicht ebenfalls eines Buß- und Bettages bedürfen. Sagen wir nicht rasch „nein", veranlaßt vielleicht durch einen oberflächlichen, täuschenden Blick auf das kirchliche Leben. Wohl ist schon vieles besser geworden. Mit unverkennbarem Segen hat unsere Synode gewirkt. Wohl mehren sich die Gemeinden, die nach ordentlich berufenen, treuen Geistlichen verlangen. Wohl geschieht mehr für Heranbildung der Kinder. Wohl wird im Bau von Kirchen und Schulen, in Beisteuern zu edlen Zwecken ein größerer Opfersinn bemerkbar. Wer wollte das nicht mit dankbarem Aufsehen zu Gott zugeben? Aber! —

Die äußere Synode, d. h. Gemeinschaft, thut's noch nicht. Der äußere Zusammenschluß unter einen ordentlichen Geistlichen macht die Gemeinde noch nicht zu einer wahrhaft christlichen.

Durch die Kunst des Lesens, Schreibens und Rechnens wird keinem ein Platz im Himmelreich gesichert.

Alle Opfer, auch die bestangewandten, nützen dem Geber nichts, wenn er Gott das wohlgefälligste Opfer nicht darbringt: ein zerschlagenes, bußfertiges, demütiges, nach Gott verlangendes Herz.

Mehret sich dies Opfer nicht — alles andere hilft uns nicht.

Wie selten aber dieses Opfer ist, das wissen nächst Gott am besten die Männer, welche nicht nur „Prediger", sondern wirkliche Hirten und Seelsorger nach dem Herzen des Heilandes Jahre hindurch hier im Lande gewesen sind. Wie eine Zentnerlast mag sich manchem der Gedanke auf die Seele legen, daß er in der Hauptsache wenig erreicht habe — soweit Menschen es beurteilen können. Und all sein Predigen, Bitten, Mahnen und Strafen sollte doch nur dem einen Zweck dienen: Seelen zur lebendigen Glaubensgemeinschaft mit Gott und dem Heilande zu führen. Wie viele haben das drückende Bewußtsein bei allen äußerlichen Fortschritten in der Gemeinde, daß das alte, ungebrochene, hochmütige, eitle, verzagte Menschenherz durchweg dasselbe geblieben sei.

Wir haben manche sogenannte „Landeskrankheiten". Dafür macht man, wie der Name besagt, das Land verantwortlich. Weit schlimmer aber sind die Landeskrankheiten, an denen der Grund und Boden nicht schuld trägt, die das geistige Wohl unseres Volkes untergraben: Unglaube und Geldgier. Daraus gehen alle die großen Schäden hervor, an denen unser Volksleben krankt. An den Schäden des Volkslebens tragen aber die Einzelnen mehr oder weniger schuld. Denn das Volk setzt sich aus den Einzelnen zusammen. Soll darum ein Landes-Buß- und Bettag dem Lande, dem Volke Segen bringen, so kann es nur geschehen, wenn der Einzelne zur Erkenntnis seiner Mitschuld und zur Buße geführt wird. Wir lesen auf den ersten Blättern der Bibel: „Adam versteckte sich mit seinem Weibe vor dem Angesichte Gottes des Herrn unter die Bäume im Garten. Und Gott rief ihm zu: Adam, wo bist du?"

In unser sündliches Treiben sollte auch am Buß- und Bettage mit Macht die göttliche Stimme schallen: Adam, d. h. Mensch, wo bist du? Was treibst du? Wohin treibst du?

Und dann wollen wir nicht den Voreltern gleich den vergeblichen Versuch machen, uns vor dem alles durchdringenden Auge Gottes zu verstecken. Demütig wollen wir uns Ihm stellen mit der Antwort: „Hier bin ich, Herr, erbarme Dich meiner!" Solche demutsvolle Erkenntnis und Bitte öffnet unsere Herzen den belebenden Strahlen der Gnadensonne Jesu Christi. Sie macht unsere Herzen neu und macht aus dem Buß- und Bettag einen herrlichen Danktag.

Darum ergeht die herzliche Bitte an euch alle, die ihr durch lebendigen Glauben mit dem Heilande verbunden seid, die ihr dahin zu gelangen begehrt, die ihr die geistliche Not unsern mitempfindet, die ihr euch als Mitschuldige an der Sündhaftigkeit des Volkes erkennt, die ihr in Reue und Buße, im Gebet und Flehen das einzig wahre Heilmittel gegen die mannigfachen Volksschäden erblickt, vereinigt eure Gebete dahin, daß der Herr auch unser Volk und Land heimsuche durch den Hl. Geist, daß es sich besinnt auf den Retter in Not, den gekreuzigten und auferstandenen Heiland.

Möge des Hl. Geistes Wehen einem Frühlingshauche gleich die vielen erstarrten Glieder unseres Volkskörpers zu neuem Leben erwecken!"

Im Anschluß an einen schon bestehenden Ortsgebrauch einigte man sich auf Aschermittwoch und beschloß, diesen Tag als Landes-Buß- und Bettag zu feiern. Die Errichtung eines Lehrerseminars im Anschluß an die große Synodalschule in Santa Cruz, das Synodal-Mädchenpensionat (Evangelisches Stift), die Pflege und Fürsorge der Einwanderer waren Hauptberatungsgegenstände. Von größter Bedeutung war der Beschluß, eine ständige Reisepredigt einzurichten, um die Hunderte in der weiten Campanha, in dem Gebiete der alten Jesuitenmissionen am Uruguay und anderen abgelegenen Kolonien

zerstreuten Glaubensgenossen für unsere Kirche, für ihren Glauben zu retten. Die Notwendigkeit wurde überzeugend nachgewiesen. Sie war längst gefühlt. Am Schluß der Debatte wurde ich aufgefordert, das Amt zu übernehmen. Ich lehnte vorläufig ab, unter Hinweis auf meine in größter Gärung befindliche Gemeinde. Unter Anrufung Gottes, mich das Rechte erkennen zu lassen, erwog ich das „Für" und „Wider". Die Aufforderung zur Annahme des neuen Amtes war ohne irgend ein Zuthun meinerseits, ja, trotz meiner Ablehnung an mich ergangen. Wiederum schien es mir wenig verlockend, auf lange Zeit hinaus heimatlos das Land zu durchreiten, obgleich ich große Freudigkeit hatte, gerade den Verlassenen in der Ferne Wort und Sakrament zu bringen. Ausschlaggebend wurde mir das Wort eines erfahrenen Gottesmannes. Der hatte auf die Frage, woran man die Stimme Gottes am besten erkennen könne, geantwortet: „Thue das Gegenteil von dem, was Fleisch und Blut dir rät, und du wirst selten fehl gehen."

So nahm ich denn den Antrag der Synode an unter der Doppelbedingung, daß mir Zeit gelassen würde, die Verhältnisse in meiner Gemeinde zu regeln und daß mein bisheriges Amt keinen Augenblick verwaist bliebe. Mein Reisegefährte und Gemeindevertreter, einer von meiner treuen Garde, verwahrte sich freilich gegen die Wegnahme ihres Pfarrers. Es wollte ihm dies gar nicht in den Sinn. Das war für ihn kein schöner Synodalschluß. Daß ich wenig Freude mit der neuesten Botschaft in meiner Gemeinde erregen würde, war mir klar. Der Gedanke daran verschönte nicht gerade meine Rückreise, die sich bei endlosem Regen und Hochwasser recht beschwerlich gestaltete. Doch gab mir die Ueberzeugung, nicht eigene Wege zu gehen, das nötige Rückgrat.

Eine rührende Gastfreundschaft bethätigten die Glaubensgenossen der kleinen Gemeinde in Feliz, und nicht zum wenigsten die Familie, welche uns zu 7 Mann hoch samt unsern Reit-

tieren in Herberge und Pflege nahm. Wir ließen es uns nicht nehmen, zum Dank dafür eine Familienbibel zu stiften, in die ich ihnen eine kleine Widmung hineinschrieb:

„Ihr Brüder, herbergt gern! Dies schöne Gotteswort —
Wie hat's gefunden auch bei Euch den rechten Ort!
Als Fremde kamen wir, von Euch als Freund empfangen,
Sind wir als Fremde nicht — als Freunde fortgegangen.
Der Wunsch: „Auf Wiederseh'n!" hat uns nicht mehr gelassen,
Als wir voll Dankbarkeit heimzogen unsre Straßen.
Noch einmal klopfen wir bei Euch als Freunde an,
Und gastlich wird gewiß die Thür uns aufgethan.
Nun kommt ein hoher Gast dazu in unsrer Mitte,
Nehmt Ihn auch freundlich auf. Es ist dies Freundesbitte.
Es ist in Seinem Wort der Heiland Jesus Christ,
O selig Euer Haus, wenn ständ'ger Gast Er ist.
Ja, selig, wenn Er wird der Herr in Haus und Herz,
Dann sind gegründet beid' viel fester als auf Erz!
Wir reichen Euch Sein Wort zum freundlichen Gedenken,
O, möcht's als beste Gab' den Heiland selbst Euch schenken!"

Eine Periode schweren Kampfes mit den widerspenstigen Elementen brach nun für mich herein. Den ersten Gottesdienst hielt ich in der größten Gemeinde. So gut wie ich es vermochte, legte ich ihr die heilige Pflicht, der Kinder sich anzunehmen, ans Herz, hinweisend auf Jesum und Sein Vorbild. Die trotzigen Mienen, die entschlossene Haltung der Mehrzahl in der gleich folgenden Gemeindeversammlung sagten mir, daß mein Appell vergebens war. Die Versammlung dauerte kaum 5 Minuten. Knapp und klar entwickelte ich, was ich von Gewissens wegen fordern müsse. „Sagen Sie mir nun, was Sie beschließen, dann bekommen Sie meine Antwort." Damit endigte ich. „Die Gemeinde bewilligt eine Woche Konfirmanden-Unterricht, mehr nicht." Das war die Erklärung. „Dann habe ich mit dem heutigen Tage aufgehört, Ihr Pfarrer zu sein. Zugleich erkläre ich, daß kein ordinierter Geistlicher unter solchen Bedingungen, wie den gestellten, das Amt annehmen wird." Das wirkte wie der Funke im Pulverfaß. Das hatte keiner erwartet. Auf

Teure Freunde! Liebwerte evangelische Glaubensgenossen!

Als Vertreter des „Evangelischen Bundes zur Wahrung der deutsch-protestantischen Interessen" ergreife ich das Wort. Nicht alle mögen wissen, was das für ein Bund ist, und mancher mag sich keine ganz richtige Vorstellung davon gebildet haben.

Vor 12 Jahren streckte die preußische Regierung am Ende des unseligen Kulturkampfes die Waffen. Die päpstlichen Garden, von Rom aus kommandiert, hatten einen glänzenden Sieg erfochten. In der alten Heimat sehen wir seitdem das klägliche Schauspiel, daß ein fast zu $^2/_3$ evangelisches Volk tyrannisiert wird von einer klerikalen ultramontanen Partei, deren Vaterland im Vatikan ist.

Da traten unerschrockene Männer zu dem „Evang. Bunde" zusammen, um die vom römischen Uebermute bedrohten Interessen der evangel. Kirche zu wahren, um das protestantische Bewußtsein des deutschen Volkes zu stärken und zu beleben und es innerlich und äußerlich stark zu machen, zu einigen zum Kampf gegen Rom.

Ein Kampfesbund ist also der Evangelische Bund. Aber er führt nur einen Verteidigungskrieg. Seine Waffen sind Schutzwaffen. Er macht keine Raub- und Eroberungszüge. Er will nur das eigene Hab und Gut vor räuberischen Ueberfällen und arglistigen Feinden beschützen. Er treibt im wahren Sinne Friedensarbeit. Er rückt den ultramontanen Hetzern zu Leibe, um dem Heilandsgeiste freien Raum zu verschaffen, der sich an alle Bekenner Christi wendet: „Kindlein, liebet euch untereinander."

Was uns bewegt, ist der aufrichtige Wunsch, daß Katholiken und Protestanten im friedlichen Nebeneinander leben möchten; daß einer des anderen Glauben respektiere und nach dem Grundsatze verfahren möchte:

„Was du nicht willst, das man dir thu, das füg' auch keinem andern zu!"

Leider werden wir Protestanten in unserem Lande, namentlich in unserem Staate Rio grande do Sul, mehr und mehr in dieselbe Notlage hineingetrieben wie unsere Glaubensbrüder in der alten Heimat. Wenn wir uns nicht im Geiste des Evangelischen Bundes unserer Haut wehren, so wird man uns das Fell über die Ohren ziehen.

Mit Gottes Hilfe suchen wir unter Aufbietung aller Kräfte das Reich Gottes in unserer Kirche, in unseren Gemeinden zu bauen. Daß es uns voller, heiliger Ernst damit ist, beweisen die Arbeiten unserer Riograndenser Synode. Und es thut not, alle Kräfte zu vereinigen, angesichts der tausendfachen Uebelstände, deren Wurzeln jahrzehnteweit zurückliegen. Wahrlich, wir würden uns um die römische Kirche nicht bekümmern! **Aber deren Vertreter bekümmern sich mit so merkwürdigem Interesse um uns, daß wir ihnen notgedrungen genauer auf die Finger sehen.**

Es geht uns wie den frommen Juden zu der Zeit des Propheten Nehemia.

Sie wollten die heilige Gottesstadt Jerusalem bauen, wurden aber von den erbitterten Feinden heftig bedrängt. Da thaten die Israeliten mit der einen Hand die Arbeit, mit der anderen hielten sie die Waffe. Und jeder, der da baute, hatte sein Schwert um die Lenden gegürtet und baute also (Nehemia 4, V. 17 und 18). Ob ich ein Recht habe, dieses Bild auf uns anzuwenden?

Werte Freunde! Die Israeliten hatten auch wohl Wachttürme, und der Posaunenschall der Wächter kündigte allen die etwa drohenden Gefahren an.

Ich lade Sie ein, mit mir den Wachtturm zu besteigen und Umschau auf unserem Arbeitsfelde zu halten.

Scharf müssen wir zusehen. Unsere Feinde rücken nicht in offener Feldschlacht gegen uns heran. Als Kinder der Finsternis scheuen sie das Licht. Sie legen Minen, graben unterirdische Gänge. Ihre unheimliche Maulwurfsarbeit hat

Der Bogen mit den Statuten füllte sich mehr und mehr mit Unterschriften. Ich hatte eine überwältigende Majorität dafür gewonnen. Da warf mir die zweitgrößte Gemeinde einen Stock zwischen die Füße. Sie stand unter dem Drucke eines abenteuerlichen Schulmeisters, der bald das Jubiläum seiner 25=jährigen Lehrerstelle feiern konnte. Obgleich er kaum einen Satz richtig schreiben konnte, hatte er den Leuten die Ueberzeugung beigebracht, daß solche hervorragende Lehrkraft, wie er sei, weithin nicht existiere. Von der Erfüllung seiner Forderungen machte er sein Bleiben abhängig. An Bescheidenheit krankte der Mann nicht. Er nahm für sich in Anspruch: „Erteilung des Konfirmandenunterrichtes, Prüfung der Konfirmanden bei der Konfirmation, die Hälfte der betreffenden Stolgebühren.“

Als ich diese entwürdigenden Zumutungen mit aller Entschiedenheit zurückwies als einen unerhörten Eingriff in mein Amt und schnöden Bruch unsres schriftlich fixierten Kontraktes, gebärdeten sich die Menschen wie unsinnig. Aller Respekt war dahin.

Ihre Drohung, mir dann auch mein Pfarrgehalt, das sie mir seit einem Jahre schuldeten, nicht zu bezahlen, führten sie aus. Ein paar Männer, die noch Ehrgefühl hatten, wollten es sich jedoch nicht nachsagen lassen, daß sie mich um mein ehrlich verdientes Gehalt betrogen hätten. Sie kamen ihren eingegangenen Verpflichtungen nach. War es auch bei dem ohnehin kärglichen Gehalt keine Kleinigkeit, fast den vierten Teil verlieren zu müssen; ohne Bedenken erklärte ich den Leuten, ich wollte ihnen die paar hundert Milreis schenken. Darüber gerieten sie zwar in Wut. Im stillen aber mochten sie sich freuen, den leicht errungenen Profit einheimsen zu können. Wenn sie nur gemerkt haben, daß ein rechter Diener Jesu Christi um einen Judaslohn nicht feil ist! Später sind sie auf Betreiben ihres einzig dastehenden Lehrers hingegangen und haben einen umherziehenden Charlatan zu ihrem Pfarrer erwählt und ihn auf meine Kosten glänzend honoriert . . . .

Trotz des Wegfalles dieses großen Teiles der Gemeinde blieb der Rest stark genug, um einen Pfarrer eben halten zu können. Die Annahme meines Organisationsplanes, der Maßregeln zur Schuldentilgung, zur gesetzlichen Sicherstellung des Gemeindevermögens rc. war mir gesichert. Alles war so vorbereitet, daß ich mit Gewißheit daran denken durfte, mir zum Geburtstagsgeschenk die definitive Einigung und Gründung der Gesamtgemeinde machen zu können. Der Verlauf der ersten konstituierenden Generalversammlung war durchaus programmmäßig. Es fehlte sozusagen nur noch das Pünktchen auf dem „i". Da kam der Antrag zur Abstimmung: „Nur an dem Stadtplatz und an einer Stelle in den Koloniegemeinden findet Konfirmandenunterricht statt." Das war einer der entscheidensten Punkte. Nur so war die Möglichkeit eines geordneten Unterrichtes gegeben. Dagegen protestierte eine kleine Gemeinde mit aller Hartnäckigkeit. Nachgeben wäre ein Ruin der gesamten mühsam zustande gebrachten Arbeit gewesen. Alles hing an einem seidenen Faden. Kein Einreden half. Da erhob ich mich und sagte: „Meine Herren! Ich gebe Ihnen eine Minute Bedenkzeit. Wenn ich den Federhalter aus meiner Hand lege, so ist das Schicksal der Gemeinde entschieden. Sogleich packe ich meine Sachen und reise ab. Einen Nachfolger wird Ihnen die Synode nicht geben. Mein Herr Kollege, der zu meinem Nachfolger ausersehen ist und dort sitzt, wird mit mir abreisen. Entscheiden Sie sich!" Angesichts dieser Eröffnung ergaben sie sich endlich. Sonst biedere Pommeraner und meine Freunde, hatten sie doch für ihre Pikade noch etwas Besonderes herausschlagen wollen.

Gegen Abend war die lange Sitzung zu Ende; meine Kraft auch. Dafür waren die ersehnten Dokumente mit Siegel und Unterschrift in meiner Hand. Froh des erkämpften Sieges saß ich nach dem Abendessen mit meinem lieben Kollegen zusammen. Plötzlich ertönten draußen die bekannten Klänge der Kapelle des Musikvereins. Es war

ein Geburtstagsständchen. „Ein schönerer Ohrenschmaus als der vorher genossene sollte mir bereitet werden.“ So erklärte der Obmann mit innig vergnügtem Gesicht. Natürlich lud ich die Herren ein. Da die meisten Brasilianer waren, so dankte ich ihnen in ihrer Sprache für ihre Freundlichkeit. Musik und Reden in beiden Sprachen wechselten miteinander ab. Es war ein köstlicher, höchst gelungener Abend, ein hübscher Abschluß des unvergeßlichen heißen Tages.

Meine Tage in Venancio Ayres waren nun gezählt. Auf den nächsten Sonntag war der Einführungsgottesdienst, zugleich mein Abschied, festgesetzt. Festlich war alles geschmückt. Der neue Pfarrer sollte in großem Reiterzuge mit Musik eingeholt werden. Da brach ein wolkenbruchartiger Regen los. Kein Mensch konnte von auswärts kommen. Mein Amtsbruder hatte sich mit Mühe und Not durch das hohe Wasser gearbeitet. Mehrere Tage hindurch war der Ort völlig von Wasser abgesperrt. Beinahe wäre es uns 8 Tage darauf wieder so ergangen. Doch blieb es den Morgen über noch trocken. Das Gotteshaus prangte wiederum im reichsten Schmucke. Geschickte Hände hatten den sonst so schlichten Raum in einen Festsaal verwandelt. War's auch gleich „mitten im kalten Winter“, es fehlte nicht an reichem Blumenschmuck. Theerosen, Palmwedel und Fächerpalmen zierten in schönen Anordnungen Altar, Kanzel, Pfarrsitz und die Wände. Der Musikverein übernahm die instrumentale Begleitung des Gemeindegesanges. Im Auftrage der Riograndenser Synode hielt ich die Einführungsrede unter Zugrundelegung des Apostelwortes 1. Kor. 13, 8: „Die Liebe höret nimmer auf!“ und rief es meinem lieben Nachfolger als Stärkungs- und Trostwort wie als Geleitswort für die rechte Führung des schwierigen Amtes zu. In einem Bilde führte ich aus, daß die frisch angehauene und nun wohlumzäunte Gemeinde-roça einer unermüdlich treuen Pflege bedürfe. Der Gärtner müsse viele gottgeschenkte paciencia (Geduld) haben: „Die Liebe ist

langmütig und freundlich!" Allen Widerwärtigkeiten, Anfeindungen, Verdächtigungen, Verleumdungen gegenüber gelte es, unentwegt Hirtenliebe und -treue zu erweisen: „Die Liebe läßt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu; sie verträgt alles; sie glaubt alles; sie hoffet alles; sie duldet alles." Diese Hirtenliebe gäbe aber auch die rechte Stellung der Gemeinde gegenüber in Zeiten des Kampfes um die heiligsten Güter. Erster Diener der Gemeinde, nicht bezahlter Knecht sei der Geistliche, Diener im Sinne des Apostelwortes: „Wir aber predigen nicht uns selbst, sondern Jesum Christ, daß Er sei der Herr, wir aber Seine Diener um Christi willen."

In Vertretung des Synodalpräses nahm ich dann meinem Nachfolger, P. Dedekind, das Treuegelöbnis ab und übertrug ihm das Amt. Die Antrittspredigt des neuen Ortspfarrers lehnte sich an Offb. 3, 11 an: „Halte, was du hast, daß niemand deine Krone raube." In warmen Worten legte P. D. dar, daß die Liebe zu seinem Herrn und Heiland ihn in die Ferne getrieben habe, daß er fest gesonnen sei, mit Gottes Hilfe in aller Treue im Dienste der Krone, deren Herrlichkeit er schilderte, zu stehen. Seine herzliche Bitte um Vertrauen und Mitarbeit wird gewiß nicht wirkungslos verhallen. Zum Schluß ergriff ich nochmals das Wort, um Abschied nehmend für alle Liebe und Anhänglichkeit der treuen Gemeindeglieder zu danken. In dankbarem Rückblick auf die ständige Durchhilfe Gottes, dem allein Ehre gebühre, bat ich alle, die Bitte, in der meine Antrittspredigt gegipfelt hatte, zu beherzigen: „Seid fleißig zu halten die Einigkeit im Geist durch das Band des Friedens." Die anwesenden Brasilianer, welche die deutsche Sprache nicht verstanden, versicherte ich in besonderer Ansprache meiner Dankbarkeit „für ihre wiederholten Beweise von Freundschaft." Am schwersten wurde es mir, von meinen Kindern zu scheiden. Sie sangen mir noch das schöne Lied:

„Zieht in Frieden eure Pfade!
Mit euch des großen Gottes Gnade
Und Seiner heil'gen Engel Macht.
Wenn euch Jesu Hände schirmen,
Geht's unter Sonnenschein und Stürmen,
Getrost und froh bei Tag und Nacht.
Lebt wohl! Lebt wohl im Herrn!
Er sei euch nimmer fern, spät und frühe!
Vergeßt uns nicht in Seinem Licht,
Und wenn ihr sucht Sein Angesicht".

So recht wollte es nicht gehen. Die Kleinen waren zu bewegt. Die hellen Thränen liefen ihnen über die Wangen. Allen reichte ich noch die Hand. Da fühlte ich wieder, daß das Scheiden von lieben Menschen ein bitteres Ding ist.

Draußen standen die Tiere gesattelt und bald ging's hinaus, in strömenden Regen, in ungewisse Zukunft, aber mit Gott . . .

Kapitel 3.

Als Reiseprediger der Riograndenser Synode am oberen Taquary.

Eine geistliche Wüste. „Geistliche" Hyänen oder Pseudopfarrer. Oasen in der Wüste. Ein schweres Unglück und jähes Ende. Eine traurige Jahrhundertwende. Heinrich Schüler. Generalkonsul Koser. Erinnerungen an das I. Konzil der „Igreja Protestante Episcopal no Estado do Rio grande do Sul".

„Wenn jemand eine Reise thut, so kann er was erzählen." Gewiß könnte jeder, der eine Reise macht, etwas erzählen, zumal wenn er unser herrliches Land durchstreift, auch ohne daß er etwas ganz Besonderes erlebt. Hat er das Herz auf dem rechten Fleck, hat er ein frohes Gemüt, dann hört und sieht er manches, was vielen verborgen bleibt. Er fühlt sich wie ein Fürst ohnegleichen. Ueber ihm spannt sich das weite Himmelszelt. Auf dessen blauem Untergrunde entstehen und vergehen, um anderen Raum zu schaffen, wunderbare

Wolkengemälde, von unsichtbarer Meisterhand entworfen. Die Sonne stellt sich in seinen Dienst. Sie zieht den Wiesen ein leuchtend grünes Kleid an. Hier kleidet sie die Berge mit dunkelfarbigem Gewande, säumt oder krönt sie mit weißen Nebelstreifen, läßt aus Falten und Eckchen auch wohl ein Wölkchen neugierig herausschauen. Dort aber hüllt sie das ferne Gebirge wie in einen Gazeschleier ein. Sehnsüchtig schaut der Reitersmann dorthin. Er hört im Geiste das Gebrause der wild dahineilenden Bäche. Er sieht die kraftstrotzenden Kinder der Berge über die Felsen jählings sich hinabstürzen. Hoch spritzt der schäumende Gischt umher. Dann ladet das tiefe Bett da unten zur Ruhe ein, zur kurzen Rast, und weiter geht's in rastlosem Lauf, die Wunder der Ebene zu schauen, auch gerne dem Wanderer Labung und Stärkung zu gewähren.

Sonne und Wind machen einen Bund. Jene öffnet den Blumen die Kelche, daß sie noch einmal so prächtig drein schauen. Der Wind neigt ihre Köpfchen zum Gruß. Mit neckischem Lächeln machen sie ihm ihre Reverenz. Wenn aber der Sonnenschein zu eifrig ist in der Sorge um des Wanderers Wohlbehagen, wenn dieser denkt: „Ach, daß du dein Angesicht verhülltest!", dann fächelt des Windes Hauch Roß und Reiter willkommene Kühlung zu.

Wem gilt das Blühen und Grünen, das Jubilieren der Vögel in Flur und Hain? Wem dient das Leuchten der Himmelslichter, das Wehen des Windes? Wem anders als dem Menschen, dem Herrn der Schöpfung? O, daß die Menschenkinder es wieder mehr und mehr verstehen und glauben lernten, daß sie zu Gotteskindern und damit zu Herren über alle Dinge dieser Erde berufen sind! Dann würde ihr Sinnen und Trachten ein höher gerichtetes sein. Dann würden sie die kleinlichen Sorgen, vor allem aber auch die niederen Triebe, unter die Füße bekommen und ihnen nicht die Herrschaft über das eigene Herz gestatten. Dann hätten sie Aug' und Ohr für die ungezählten Wohlthaten Gottes. Sie ver-

ständen die Sprache, die Aufforderung der sie umgebenden Natur: „Gebt unserm Gott die Ehre!“

So aber bleibt mancher unberührt von der Liebe Gottes, unempfindlich für dessen reiche Darbietungen. Wer in den Herzen aller der Reisenden auf ihren Wegen lesen könnte, der könnte ihre Gedanken gewiß unter eine dieser Rubriken bringen: Mulas und Pferde; Bohnen-, Milho (Mais)-, Schmalz- und Tabakspreise; Konkurrenz-, Kurs- und Geldeintreibungssorgen; Familiengedanken; Frühstücksplatz.

Da trifft es zu, was unsere Väter sagten: „Gott grüßt manchen, der Ihm nicht dankt.“

So schön wie nun solches Reisen in Brasilien zur Frühlings-, Sommer- und Herbstzeit ist, so beschwerlich ist es im Winter, der gefürchteten Regenzeit. Herr von Koseritz behauptete zwar einmal in einem Vortrag, daß man von einer Regenzeit in Rio grande do Sul nicht reden könne. Nach meinen Erfahrungen möchte ich das anzweifeln. Die Monate von Juni bis Ende Oktober hatten uns zwei Jahre hintereinander Unmassen von Regen gebracht und damit Ueberschwemmungen, an die spätere Geschlechter noch erinnert werden. Oft hatte es wochenlang mit geringen Unterbrechungen geregnet. Wie dankte ich Gott, daß mit dem Ausgang des Winters das Reiten durch angeschwollene Bäche und Flüsse, über unsichtbare Brücken, durch seeartig überschwemmte Gebiete mit ihren gefahrbringenden Drecklöchern und Knüppelbrücken ein Ende hatte!

Ein Ding der Unmöglichkeit war es, in jenen Monaten nach der Campanha, an die Westgrenze des Staates, in mein zukünftiges Arbeitsgebiet zu reisen. Kamen doch gerade aus dieser Gegend die trostlosesten Hochwasserberichte. Somit konnte die Riograndenser Synode meine Kraft für ein Werk verwenden, an das sie Jahre hindurch viele Mühe und Kosten vergeblich verwandt hatte, für die Organisation der evangelischen Gemeinden am oberen Taquary. Die Synodalleitung hatte die Hoffnung fast aufgegeben, dort Ordnung zu schaffen,

wagte aber auf mein Anerbieten und dringende Vorstellungen noch einmal einen Versuch. Mir waren die Verhältnisse als Nachbarpfarrer ziemlich bekannt, und ich glaubte mit Gottes Hilfe die Organisation soweit führen zu können, daß die Arbeit von den aus Deutschland zu erwartenden neuen Pastoren weiter geführt werden könnte. Nicht nur im buchstäblichen Sinne, sondern auch was die Arbeit anbetraf, kam ich vom Regen in die Traufe.

Ueber ein Gebiet von der Größe eines kleinen Fürstentums waren zwölf Gemeinden und Gemeindlein zerstreut: Conventos, Lageado, Sampaio I, Sampaio II, Boa Esperança, Arroio do Meio, Forqueta, Forquetinha I, Forquetinha II, Bastos, Neu-Berlin, Abelha, Arroio Alegre. Alle diese wurden von einem Pfarrer, der noch dazu im Hauptamte Lehrer war, bedient. Von einer regelrechten Pfarrbedienung konnte natürlich keine Rede sein. Die „Gemeinden" hatten 10, 8, 6, ja nur 4 mal Gottesdienst im Jahre. Da sie „auf Stück" bezahlten, so war den Kolonisten zumeist damit genug gedient. Die Hauptsache war ja nicht die christliche Erbauung, sondern daß sie einen Pfarrer zum Beerdigen und zum Taufen hatten. Um den Ruin der Gemeinden vollständig zu machen, um das wenige religiöse Gefühl noch zu verringern, trieb dann noch derselbe Abenteurer hier sein Unwesen, der seine „geistlichen" Musterreitertouren bis in meine frühere Gemeinde ausdehnte. Alle paar Wochen machte er seine Rundreise, taufte, traute, konfirmierte nach Bedarf und Zahlung und freute sich über die reiche Ernte und im stillen über die Menschen, „die nicht alle werden". Ein durchtriebener Geselle, ein Witzbold und tüchtiger Redner, hatte er überall seine Freunde. Sein unfehlbares Zugstück waren seine Leichenreden, bei welchen er denselben Leuten Thränen entlockte, die sich nachher in der venda bei Bier und Branntwein darüber amüsierten. Die halbwegs gebildeten Kolonisten, welche noch ein wenig Sinn für das Heiligtum ihrer Religion haben, hatten sich schon in Scharen von diesem

Charlatan abgewandt. Die Zeit wird wohl auch noch kommen, daß die Schändung des evangelischen Namens und das Lächerlichmachen des Amtes eines evangelischen Predigers ein Ende nimmt. In der großen westfälischen Kolonie Teutonia hausen von derselben Kategorie noch zwei Kollegen jenes Pseudopfarrers (pseudo = falsch). Der eine hat einige Lehrerseminarklassen besucht und hat sich zum „Pfarrer und Doktor" aufgeschwungen, ist aber wenigstens in seinem Auftreten ein ehrbarer Mann. Der andere verkaufte vor nicht langer Zeit seine Waren als Kommis in Hamburg. „Ordiniert" wurde er, wie es heißt, von jenem „Doktor-Pfarrer", aus dem somit ein Bischof geworden ist. **Wozu man es in Brasilien nicht bringen kann!** Von einem derselben Klasse habe ich noch ein Aktenstück in Händen. Er bewarb sich um die Pfarrstelle in Lageado und unterzeichnete: „Sch . . ., Pfarrer von Trombudo." Als ich ihn aufforderte, seinem Angebot entsprechend Zeugnisse einzureichen, schwieg er sich aus. Er war so schlau, nicht in die Falle zu gehen. Der junge Mann war ein verbummelter Bruder Studio, der in seiner Verkommenheit das Mittel nicht scheute, auf so elende Weise sein Brot zu verdienen. Vielleicht hat der Erfolg seines auf derselben Stufe stehenden „Kollegen" in der großen, reichen Kolonie Germania ihm Mut dazu gemacht. Doch wenden wir uns ab von diesen Gestalten und kehren wir zum Taquary zurück!

Ich sah mich vor eine kaum lösbare Aufgabe gestellt, als ich genauer den Zustand der Gemeinden kennen lernte. Vor allem galt es, eine Teilung der Riesenparochie sofort ins Auge zu fassen und die Grenzen genau festzulegen. Dann legte ich einen Organisationsplan vor, der auf einen dauernden, festen Zusammenschluß der bisher zersprengten Teile zu einem übersehbaren Ganzen abzielte, und zwar auf dem Boden der Gleichheit und Gerechtigkeit. Die Regelung der Gehaltsfrage, der Stolgebührenfrage, der pfarramtlichen Rechte, vor allem der wichtigen und schwierigen Konfirmationsfrage, war Gegenstand der Verhandlungen mit den einzelnen Gemeinden. Im

allgemeinen verliefen die Verhandlungen mit den einzelnen Gemeinden weit günstiger, als ich geglaubt hatte. Fast überall empfand man doch das Skandalöse und Unwürdige der bisherigen Verhältnisse und hegte den Wunsch nach Aenderung. Sie zeigten sich einer ruhigen, sachgemäßen Darlegung zugänglich, zumal da auch sie aus ihrer Reserve treten und frei heraus ihre Meinung sagen konnten. Darauf legte ich besonderen Wert. An manchen Stellen wollte es aber gar nicht gelingen, die Leute unter sich erst zu einigen. Man forderte unbeschränkte Freiheit für sich, diesen oden jenen Pfarrer zu nehmen, **ihn zu bezahlen oder nicht zu bezahlen**, ihn regelmäßig oder „gelegentlich" zu besolden, die Kinder in den Konfirmandenunterricht zu schicken oder sie nicht zu schicken. Diese widerspenstigen Elemente, in deren beschränkten Köpfen jene unsinnigen Vorstellungen von Freiheit spukten, zu Verstand zu bringen, gaben wir schließlich auf. Die Verwechselung der Begriffe „Ordnung" und „Zwang" fand sich leider auch bei verständigeren Leuten. Doch half bei ihnen der Hinweis, daß eine Gemeindeverfassung nicht mehr Zwang enthalte als jedes Vereinsstatut. Die Vorstände der einzelnen Gemeinden unterstützten in erfreulicher Weise meine Bemühungen, zumal die Gemeinde des Städtchens Lageado, welchem wegen seiner günstigen Lage am Taquary=Flusse die Zukunft gehört. Bei der großen Macht, die die römische Kirche in ihren Jesuiten= und Nonnen=Niederlassungen gerade an diesem mächtig aufstrebenden Ort entfaltet, sollte man in der Synode und in der alten Heimat die Entwickelung der evangelischen Gemeinde und Schule auf alle Weise fördern. Gottlob, daß die Gemeinde von Männern geleitet wird, welche Liebe zu ihrer Kirche und praktischen Sinn für die Lösung ihrer nicht leichten Aufgabe besitzen.

In dieser Zeit verließ der bisherige Pfarrer von Conventos, der größten Gemeinde, seine Stelle, um sie mit einem leichteren

Amte zu vertauschen, was ihm wohl zu gönnen war. Könnte er statt meiner aus seinen vieljährigen Amtserfahrungen in jenen Gemeinden berichten, ich glaube, es würden erschütternde Bilder werden. In das verlassene Pfarrhaus zog der eben aus Deutschland angekommene Pastor Schreiner ein. Die Synode hatte ihn zur vorläufigen Bedienung der Gemeinde entsandt, damit er sie endgültig übernähme, sobald sie sich auf neuer Grundlage konstituiert habe.

Es war ein Glück, daß ich nicht allein da stand, denn meine Wirksamkeit wurde plötzlich durch einen schweren Unglücksfall fast ganz gelähmt. Bei der Unmöglichkeit, den hoch angeschwollenen Arroio Sampaio zu durchschwimmen, mußte ich, von einer Beerdigung heimkehrend, ein fremdes Pferd leihen. Gleich nach dem Aufsitzen wurde es wild, bäumte sich hoch auf, drehte sich im Kreise umher und warf sich endlich auf die Erde, als es mich nicht aus dem Sattel zu bringen vermochte. Dabei schlug ich auf einen Palmenstumpf auf. Eine heftige Erschütterung meiner Nerven war die Folge davon. Ich ahnte damals nicht, daß ein langes Leiden sich daraus ergeben würde. Die Quetschungen und Affektionen edler innerer Organe verloren sich allmählich. Dagegen mußte ich mich an den Gedanken gewöhnen, auf die Ausübung meines Amtes vorläufig ganz zu verzichten. Dennoch, wenn ich auch nur unter großen Beschwerden sprechen konnte, ließ ich mich nicht zur völligen Unthätigkeit verdammen. Nach jenem Sturz mußte ich noch 5 Stunden auf einem alten Gaul auf grundlosen, aufgeweichten Wegen bis nach Lageado reiten. Da hieß es, die Zähne zusammenzubeißen. Am späten Abend kam ich an und hatte die Hoffnung, unter verständiger Behandlung und in guter Pflege zu genesen. Als die Besserung aber gar nicht voranschreiten wollte, mußte ich mich dazu entschließen, nach der Hauptstadt Porto Alegre überzusiedeln, um mich einem hervorragend tüchtigen deutschen Arzte, Dr. Sch., anzuvertrauen. Da war ich ja in guten Händen. Aber in der Stadt war meines Bleibens nicht sehr

lange. Völlige Schonung und Ruhe in Urwaldseinsamkeit und Seebad sollten mich kurieren. So fand ich mich nach einigen Wochen im alten Revier wieder. Ich schlug im Pfarrhause zu Conventos mein Quartier auf. Wir haben treue Kameradschaft gehalten, mein lieber Kollege und ich. Wir richteten uns nach Kräften wohnlich ein und führten eine tadellose Haushaltung, wobei dem einen seine frühere Diakonenthätigkeit in den Bielefelder Anstalten, dem anderen seine Erfahrungen in Küche und Haus sehr zu statten kamen. Zwischendurch wurden die Verhandlungen, soweit es möglich war, weiter geführt. Bei meinen geringen Kräften beschränkte sich meine Mitarbeit auf das Notwendigste. Mein getreuer Gefährte war unterdessen mit Land und Leuten, mit den Nöten und Aufgaben vertrauter geworden, so daß ich mit leichterem Gewissen vom Schauplatz abtreten konnte. Sowohl in Lageado als auch in Conventos feierten wir noch einmal ein schönes Weihnachtsfest, welches allen Theilnehmern wohl noch lange im Andenken bleiben wird.

Die Jahrhundertwende gedachten wir in einer kleinen Gemeinde (Abelha), weitab im Urwalde gelegen, zu feiern. Die Gemeindeglieder, Holländer von altem echten Schrot und Korn, hatten mich dringend darum gebeten. Sie wollten mich mit dem Wagen abholen. Mir selbst wäre es eine außerordentliche Freude gewesen, sie zu besuchen, und ich hoffte es möglich machen zu können. Doch es ging nicht an. Ich mußte meinen Freund allein ziehen lassen.

Kaum war er fort, da erhielt ich einen Brief mit der Nachricht, daß die Ankunft des zweiten deutschen Pfarrers bevorstehe, der jedoch nicht an meine Stelle treten solle. Ich hatte mich aber auf Grund früherer Zusagen mit meinem Ehrenwort der neu begründeten Gemeinde Lageado gegenüber verpfändet, daß ich sie nicht verlassen würde, bis ich ihr einen tüchtigen Nachfolger bringen würde. Kurz entschlossen packte ich meine Sachen, nahm schriftlich Abschied von meinem Gastfreund, sattelte auf und ritt im Schneckentempo nach Lageado.

Die letzten Stunden des alten Jahrhunderts waren gekommen. Sie wurden mit Packen ausgefüllt. Noch einmal — zum letzten Male — zündete ich mein Weihnachtsbäumchen an. Die Kerzen zerschmolzen fast in der Gluthitze meines Kämmerleins. Dann schlug es Mitternacht. Todmüde schloß ich die Augen, nur für kurze Zeit. Um 3½ Uhr saß ich schon im Canoe. Der Dampfer nach Porto Alegre lag einige Stunden weiter unterhalb, da der Fluß wenig Wasser hatte. Kräftig legten sich die 4 Mulatten in die Riemen. „Anno bom!“ „Profit Neujahr!“ hatten sie mir gewünscht. Doch ich verspürte wenig Neigung, mich mit ihnen zu unterhalten. Mir war traurig zu Mute. Auch fröstelte mich, und ich hüllte mich fester in meinen Poncho*) ein. Als die Sonne aufging, wurde es erträglich. Je höher sie aber stieg, um so unerträglicher gestaltete sich die Wärme. Nimmer werde ich diese Fahrt am 1. Januar 1900 vergessen. Den ganzen Tag auf dem eisernen Dampfer sein, in einem engen, niedrigen Raum eingesperrt, ohne einen kühlen Luftzug, ohne einen Tropfen trinkbaren Getränkes, erbarmungslos der mit über 40° R. niederbrennenden Sonnenglut ausgesetzt — danach verlangt man nicht wieder. Ein Glück, daß nur wenige Fahrgäste an Bord waren, lauter Herren! Man konnte es sich wenigstens bequem machen und sich der entbehrlicheren Stücke europäischer Kultur entledigen.

Die Ruhe der folgenden Nacht bestand in einem verzweifelten Kampf gegen eine Abteilung Moskitos. Dafür hatte ich am Morgen die freudige Ueberraschung, meinen Amtsnachfolger mit seiner jungen Frau in meinem „Hotel Becker“ begrüßen zu können. Freilich Wochen vergingen noch, ehe er wirklich dazu ernannt wurde. Die Zwischenzeit brachte ich im Seebade an der Barra do Ribeiro zu, wo ich außer früheren lieben Bekannten auch aus Porto Alegre Herrn Heinrich Schüler antraf, der mit einem scharfen, praktischen Blick, mit kühnem Unternehmungsgeist ausgerüstet, sich die Konzession zum Bau einer Eisenbahn durch die

*) Spanischer Mantel (siehe Titelbild).

Jesuitenmissionen, durch die Munizipien St. Angelo und Palmyra nach Nonohay, mit Anschluß nach Caxias erworben hat. Die Bedeutung dieser Konzession liegt darin, daß sie mit deutschem Kapital ausgenutzt werden soll, und zwar durch die Gesellschaft Dr. Meyer & Co. mit dem Sitze in Hamburg. Da mit dem Bau der Eisenbahn die Kolonisierung der fruchtbaren Gegenden in dem Missionsgebiete Hand in Hand gehen soll, so ist zu erwarten und zu wünschen, daß die Arbeit deutschen Kapitals und deutscher Kräfte dem Deutschtum in Rio grande do Sul ein Segen und bedeutsame Kräftigung werde. Erfreulich ist es, daß der Vertreter des Deutschen Reiches, Herr Generalkonsul Koser in Porto Alegre, einen regen Anteil an der Entwickelung jenes ersten größeren deutschen Unternehmens nimmt. Er gehört auch zu den Persönlichkeiten, welche ein Verständnis für die große Kulturmission der Synode in Kirche und Schule haben. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß gelegentlich der letzten Deutschlandsreise des Herrn Generalkonsuls auch die maßgebenden Stellen in Berlin williger geworden sind, unsere hochwichtige Arbeit in der Schule, die wir unter so großen Opfern treiben, mehr zu würdigen und vor allem pekuniär zu unterstützen.

Eine weitere mir überaus wertvolle Bekanntschaft verdankte ich meinem Doktor, der mir auf meinen Vorschlag das angenehme Rezept verschrieb: eine Erholungsreise auf der Lagoa dos Patos nach Rio grande. Das war im November des alten Jahres. Mir wurde der Auftrag, unsere Riograndenser Synode bei der feierlichen Grundsteinlegung der ersten Kirche der „Egreja Protestante Episcopal no Estado do Rio Grande do Sul“ und bei deren erstem Konzil zu vertreten. Lange schon war es mein Wunsch, mit den eifrigen Brüdern der national-brasilisch-protestantischen Kirche näher bekannt zu werden. Mit der „Itaituba“, demselben Dampfer, der mich 2 Jahre zuvor nach Porto Alegre gebracht hatte,

dampften wir südwärts. Es war natürlich, daß sich meine Gedanken viel mit den denkwürdigen Tagen meines Eintrittes in die neue Heimat beschäftigten. Mit mir zugleich schiffte sich eine Anzahl der Herren ein, in deren Gesellschaft ich die nächsten Tage zubringen wollte. Es waren dies der Bischof der Episkopal- (bischöflichen) Kirche, Rev. Lucien Lee Kinsolving, mehrere Pastoren und außerdem Deputierte auswärtiger Gemeinden. Merkwürdig, wie das Bewußtsein, der einen großen Sache des Reiches Gottes zu dienen, wie die Liebe zu dem gemeinsamen Herrn und Heiland Menschen nahe bringt, die sich nie zuvor gekannt haben! Da bietet der Nationalitäten-Unterschied kein Hindernis. Hier gilt nicht, wie der Apostel sagt, Jude noch Grieche, sondern wir sind allzumal Einer in Christo. Mochten wir auch Nord-Amerikaner, Brasilianer, Engländer, Deutsche sein. Ein Banner war es doch, das uns vereinigte, das weiße, mit dem heiligen roten Blute gefärbte Banner Jesu Christi. Sobald wir uns als „die von einem Stamme" erst kennen gelernt hatten, fehlte es nicht an angeregter Unterhaltung. Wie im Fluge vergingen die Stunden bis nach Rio Grande. Da wir uns ausschließlich in portugiesischer Sprache unterhalten mußten, so kam der „Deutschländer" begreiflicherweise hier und da in Verlegenheit. Bei der dem Brasilianer angeborenen gewinnenden Liebenswürdigkeit, wovon der Deutsche viel lernen kann, kam ich indessen über diese kleinen Klippen im Gespräch bald hinweg. Am Tage nach unserer Ankunft wurde das 1. Konzil (Kirchenversammlung) der Episkopalkirche mit einem feierlichen Abendmahlsgottesdienst eröffnet. Der Einladung zur Teilnahme an ihrer Kommunion folgte ich gern. War dies doch der schönste Ausdruck brüderlicher Gesinnung ihrerseits. Nach einigen Vorverhandlungen wurde der neue Bischof feierlich von den Kirchenvertretern begrüßt — ein bedeutungsvoller Moment. Daß sie zum ersten Male ihren selbsterwählten Oberhirten begrüßen durften, war ein schönes Resultat unermüdlichen Strebens der anwesenden und ab-

wesenden Vorkämpfer für die große Arbeit ihrer Mission unter den Brasilianern. Als dem Vertreter der deutsch-evangelischen Schwesterkirche wurde mir eine herzliche Begrüßung ebenfalls zu teil. Die Gemeinsamkeit unserer Arbeitsziele betonend, versicherte ich die Versammlung der Sympathien ihrer deutschen Glaubensbrüder. Müßten auch der Natur der Sache entsprechend die Arbeitsgebiete gesonderte bleiben, so würden sich doch immer mehr Wege zu gegenseitiger Förderung finden. Festhaltend an der Ueberzeugung von der wirklichen großen Macht des Fürbittegebetes würden die Gläubigen in unserem Lager mehr und mehr fürbittende Herzen und Hände für ihre Missionsarbeit emporheben. Dagegen möchten auch sie unserer schweren Arbeit freundlich gedenken. Der günstige Eindruck, den ich von den brasilianischen Freunden schon bekommen hatte, wurde durch jene gesegneten Stunden noch wesentlich erhöht. Der würdige, ruhige Ton, in dem die Verhandlungen gepflogen wurden, die Glaubenseinigkeit und -Freudigkeit, die aus ihren Erörterungen überall hervorleuchtete, berührte außerordentlich sympathisch.

Nach meiner Ueberzeugung hat die national-brasilische Kirche in Rio grande do Sul eine große Zukunft. So jung wie sie ist, hat sie doch schon die schönsten Resultate aufzuweisen. Das Geheimnis ihrer Erfolge liegt darin, daß sie als Missionskirche arbeitet. Weil sie von einer großen **Missionsgemeinde** fürbittend getragen und für die Dauer ihres Entwickelungsstadiums von finanziellen Sorgen befreit ist, **kann sie im Missionssinn und nach Missionsweise vorgehen.** Daß sie mit hingebender Missionstreue arbeitet, davon habe ich mich überzeugt, davon habe ich im persönlichen Umgang mit ihren Pastoren schöne Beweise bekommen. Ich sehe sie noch im Geiste vor mir, wie sie an Bord in der Diskussion mit einigen gelehrten Landsleuten so herzlich, so eindringlich, so begeistert von der Herrlichkeit ihres Glaubens zeugten. Zweimal, auch wohl dreimal halten sie Sonntags Gottesdienst.

In Pelotas besuchte ich einen solchen abends um 8 Uhr. Der ganze Saal war überreich besetzt. Vornehme Damen und Negerinnen, Mulatten und Weiße, Herren und einfache Leute durcheinander sitzend und stehend, alle lauschten mit Aufmerksamkeit der Predigt und dem Worte Gottes. Kein Geflüster, kein Heraus- und Hineingehen, wie man es in den römischen Gottesdiensten gewohnt ist, störte die Andacht. Der Gesang war gut. Die leichten, frischen englischen Lieder sagen dem Brasilianer offenbar sehr zu. Uns war ja manches ungewohnt: der etwas an die römische Kirche erinnernde Ornat des Geistlichen, das Niederknieen, das gemeinsame laute Gebet nach dem „Oração commun",*) aber wir empfanden es nicht als etwas Ablenkendes, weil wir uns als Kinder desselben Geistes fühlten, der hier zu rechter Andacht alle vereinte.

Mit Wehmut gedenke ich stets der gesegneten Stunden des Zusammenseins mit den Brüdern der Episkopalkirche. Wir haben uns freundschaftlich ausgesprochen, und ich freute mich, Gelegenheit zu haben, ihnen klarzulegen, warum es in unserer Kirche noch so gar traurig aussähe und warum wir nicht arbeiten könnten, wie sie es thäten, und wie wir es möchten. Im nächsten Kapitel werden wir auf diesen Punkt zurückkommen.

Die festliche Grundsteinlegung zur ersten evangelisch-brasilianischen Kirche bewies, daß die Arbeit unserer Schwesterkirche in Rio Grande keine unbekannte ist. In der Frühe des 15. November, des Geburtstages der Republik, versammelte sich eine große festtäglich gekleidete Menge auf dem Festplatz, an dessen würdiger Ausschmückung nichts gespart war. Die fremdländischen Konsuln, zum Teil in großer Uniform, die hohen Offiziere, die Logen, Behörden u. s. w. fanden sich zeitig ein. Zu meiner nicht geringen Freude durfte ich den einzigen Synodalen im Süden, meinen lieben Amtsbruder P. Weller aus Pelotas vom Zuge zur Feier abholen. Als Synodal-

*) Uebersetzung des „Common Prayer Book".

vertreter nahmen wir in Amtstracht an letzterer teil. Der eigentlichen Grundsteinlegung ging eine reich ausgestaltete Liturgie voraus. Jedem Teilnehmer war ein genaues Programm in die Hand gegeben und so konnten alle mit völliger Anteilnahme die einzelnen gottesdienstlichen Handlungen verfolgen. Nachdem in die Zinkkiste die üblichen Dokumente und Geldmünzen eingeschlossen waren, wurde auf dem Steinbehälter der mächtige Grundstein, ein polierter Granitblock, mit der Aufschrift „15. November" gesenkt.

Dann stieg der Bischof, angethan mit einem veilchenblauen Barett und über dem gewöhnlichen Amtskleid einen Prachtmantel von rotem, mit Seide eingefaßtem Sammet — eine von der Universität Pennsylvanien den Doktoren der Theologie verliehene Auszeichnung — empor und vollzog mit dem silberbeschlagenen Hammer unter dreimaligem Aufschlagen die Weihe.

Mit dem ganzen Feuer angeborener Beredsamkeit hielt darauf der Pfarrer Rev. Americo Vespucio Cabral, mein mir später so lieb gewordener Freund, die Weiherede. Dem lebendigen Zeugnis von der Herrlichkeit des Evangeliums und des evangelischen Glaubens lauschte die große Menge auf das Gespannteste. Nicht weniger Teilnahme erweckten die Ansprachen des Vertreters der methodistisch-bischöflichen Kirche Dr. A. W. Greenman aus Buenos Ayres und des Vertreters der amerikanischen Bibelgesellschaft Tucker aus Rio de Janeiro. Damit war die Rednerliste geschlossen. Die Hitze hatte unterdessen einen ungewöhnlichen Grad erreicht, wodurch eine Abkürzung der Feier dringend geboten wurde. Mit Stolz und Freude darf die evangelisch-brasilische Gemeinde auf den Verlauf dieses Festes zurückblicken.

Die neue Kirche soll den Namen „Igreja do Salvador" (Erlöserkirche) erhalten und wird mit Hilfe nordamerikanischer Glaubensbrüder gebaut. Auch wir wollen uns herzlich mitfreuen, wenn sich, will's Gott, in Kürze ein herrliches Denkmal evangelischen Glaubens in Rio Grande erhebt und

daraus den Antrieb nehmen, die deutsch=evangelische Sache im Süden im Auge zu halten. Einen schönen Anfang hat die Synode in Pelotas gemacht. Die junge Gemeinde darf sich Glück wünschen zu ihrem Pfarrer, der mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte mit echt evangelischer Hingabe seines nicht leichten Amtes waltet. Wenn man die Leistungen der Schule, die Gesamthaltung der Kinder, ihre Anhänglichkeit an ihren Lehrer und Pfarrer beobachtet, so versteht man den Wunsch der Gemeinde, ihren Hirten dauernd an sich zu fesseln. Das kann aber nur geschehen, wenn dieser entlastet wird. Das jetzige Maß von Arbeit kann einer allein ohne schwere Gefährdung seiner Leistungsfähigkeit nicht bewältigen. Möge es der Synode im Verein mit dem rührigen Pelotenser Gemeindevorstand gelingen, im Interesse des Ortspfarrers und im eigenen Interesse Hilfe zu schaffen!

Als ich durch die Straßen Rio Grandes ging, seufzend unter der Last des Cylinderhutes und der großen Hitze, fuhr ich auf einmal auf. Was war das? Ping! ping! ping! ping! Ein Gruß vom Vogel Schmied! Ein Gruß aus dem trauten Urwald! Er hat also das Hämmern nicht verlernt. Aber ich meine, der Klang habe doch eine etwas wehmütige Färbung gehabt! Die Sehnsucht nach dem Schatten des Urwaldes, nach den Baumriesen und ihren dicht belaubten Kronen schien mir entgegenzuklingen. Einen Augenblick ward's mir wie dem Schmied zu Mute. Ich vergaß die Sonnenglut. Die Staubwolken verwandelten sich in Laub und Strauch. Aus den Städtern wurden Kolonisten mit breitkrämpigen Hüten, Poncho, Halstuch und Cigarre, Relho und Sporen, alle mit bekannten Gesichtern, aus Venancio Ayres, Mariante, Sapé, Grüner Jäger, Lageado u. s. w. Die Herrchen und Fräulein im höchsten Staat verloren Hüte, Schuhe und Strümpfe und schauten mich an als „Bub' und Mäd'“.

Da stieß mich einer an: „Dá licença senhor!“ und während mir ein „pois nâo?“ entschlüpfte, entfloh auch der Traum. An meine kleinen Freunde habe ich jedoch wieder

denken müssen, als ich später von dem liebenswürdigen Direktor und Mitbesitzer der großen Riograndenser Biskuit-Fabrik in letzterer herumgeführt wurde. Nein! Diese Berge von Biscoitos und wer weiß was für süßen Herrlichkeiten! Hätte ich einen Zauberstab gehabt und eine Tarnkappe (mit der man sich unsichtbar machen kann), dann hätte ich alle meine kleinen Freunde, die Augusts, Gustavs, Annas, Olgas u. s. w. hergezaubert. Ein Glück, daß ich das nicht konnte, sonst wäre wohl von den Bergen nicht viel übrig geblieben und die arme Maschine hätte wieder ganz von neuem anfangen müssen zu backen.

Gerne hätte ich allen etwas mitgebracht. Doch es hieß, wir müßten in Quarantäne. Da sollte man ausgeräuchert und selbst Koffer und Kasten mit Creolin und ähnlichen schrecklichen Dingen unschädlich gemacht werden — wegen der Pest. Da hätte ich die schönen Kuchen alle wegwerfen müssen und das wäre doch jammerschade gewesen.

Noch viel merkwürdigere Dinge habe ich in Pelotas, in der Hutfabrik von Rheingantz gesehen, wie aus ganz feinen Flöckchen erst Riesenhüte gemacht wurden, aus denen dann schließlich die feinsten und zierlichsten Hüte hergestellt wurden. Von diesen Sachen träumte ich, als ich auf dem Dampfer „Itaipava“ auf dem harten, blanken Tisch schlafen mußte. Meint jemand, ich hätte nicht voll bezahlt? Gewiß. Aber es waren zu viele Leute an Bord. Die Großpapas thaten mir leid, die auch auf dem Tisch oder auf 4 Stühlen schlafen mußten. Das wäre schön gewesen, wenn einige von den jungen Mönchen (Asketen, die sich in der Entsagung üben!) gekommen wären und hätten den alten Herren gesagt: „Legt Euch in unsere Betten! denn Ihr seid alt und wir sind jung.“ So konnten sie, die Wohlausgeschlafenhabenden, am anderen Morgen Asketenstudien an den verschlafenen Gesichtern der zermarterten alten Herren machen ....

In der Frühe des Samstagmorgens langte unser Dampfer in Porto Alegre an. Gar zu gern wäre ich nach São Sebastião

do Cahy zur Pfarrkonferenz und Kirchweihe gefahren. Aber, aber! Ausländisches Schiff! Aussteigen verboten wegen Pestgefahr! Endlich kommt die Visite — ohne Arzt. Ein Soldat pflanzt sich mit gezogenem Säbel am Eingang zur Falltreppe auf. Unruhig stehe ich an Bord. Um 8 Uhr geht der Cahy-Dampfer. Es wird 7 Uhr 30, 40, 55, 57 Minuten. Da endlich verschwindet der Soldat. Das Gepäck ins Boot werfen, an Land rudern, einsteigen, war das Werk von drei Minuten. Ein langer Pfiff. Ein letzter Gruß durch Tücherschwenken an meine brasilischen Freunde — und hinauf geht's den Guahyba in der Richtung zum Cahy . . . .

Dritter Abschnitt.

Die Thätigkeit der deutsch-evangelischen Kirche in Brasilien.

Kapitel 1.

Große Notstände.

Der Grundschaden. Die Baseler und Rheinische Missionsgesellschaft. Die Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika. Missionare und Theologen. So kann es nicht weiter gehen. Gerechtes Urteil über arme Koloniegemeinden. Die Gemeinde Foromecco. Schwere Anklage eines Teuto- (Deutsch-) Brasilianers.

Von dem dunklen Hintergrunde der Schilderungen aus der Geschichte meiner Gemeinden heben sich die Worte warmer Anerkennung für die Leistungen der national-brasilischen Schwesterkirche doppelt scharf und nicht zu gunsten unserer eigenen deutsch-evangelischen Kirche in Brasilien ab. Um der Wahrheit willen und um des sichtbaren Fortschrittes des

Reiches Gottes willen habe ich gern die Arbeit unserer brasilischen Brüder lobend hervorgehoben. Daß darin eine bittere Wahrheit für uns liegt, empfindet keiner mehr wie ich. Es ist kein angenehmes Amt, bittere Wahrheiten aussprechen zu müssen. Aber ist es nicht besser, sie hinauszuläuten, als sie zu verschweigen und ingrimmig zuzuschauen, wie vieles stagniert, vieles nur mühsam vorankommt, wo Leben herrschen, wo es kräftig grünen und aufblühen könnte?

Was ich in der „Villa Triste", in Venancio Ayres und am oberen Taquary erlebt habe, ist kennzeichnend für den allgemeinen inneren Zustand unserer Koloniegemeinden. Es herrscht in ihnen wenig lebendiges Christentum. Daß es hier und da in kleinerer und größerer Zahl Personen und Familien giebt, die ein in Gott verborgenes Leben führen, habe ich ja gottlob, erfahren. Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel. Die Frage nach der Kirchlichkeit der Gemeinden ist von jenem Gesamturteil zunächst auch unberührt. Wir werden später von ansehnlichen Fortschritten auf dem Gebiete der äußeren Einrichtungen uns überzeugen können.

Der Krebsschaden bei unserer Arbeit ist der Umstand, daß wir keine Missionskirche sind. Und warum sind wir keine Missionskirche?

Weil die deutschen evangelischen Heimatkirchen keine Missionspflicht ihren ausgewanderten Söhnen gegenüber gefühlt haben.

Weil die deutschen evangelischen Heimatkirchen teilnahmlos lange Zeit dem geistlichen Zersetzungsprozeß unter ihren ausgewanderten Söhnen zugeschaut haben.

Weil „die Gemeinden", das Produkt der Selbsthilfe der vernachlässigten Auslandssöhne, eine solche Entwickelung im allgemeinen genommen hatten, daß keine noch so treue Arbeit der wenigen berufenen Sendboten daran ändern konnte.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, abgesehen von den Sendlingen des evangelischen Oberkirchenrates in Berlin und neuerdings des luther. Gotteskastens, keinerlei

Rückhalt haben, sondern in ihrer äußeren Existenz von Gnade und Ungnade der fast durchweg materiell gesinnten „Gemeinden" abhängen.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer zum einen Teil, um leben zu können, Riesenparochien verwalten müssen, welche sie nicht einmal „kirchlich" regelrecht zu bedienen vermögen.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, um ihr Dasein fristen zu können, zum anderen Teil der Schule sich widmen müssen, wobei weder ein halbwegs genügender Konfirmandenunterricht erteilt, noch Seelsorge getrieben werden kann.

Weil die ordnungsmäßig berufenen Pfarrer, im niederdrückenden Gefühl ihrer menschlichen Verlassenheit, unter dem Druck von Nahrungs- und Erziehungssorgen, infolge Mangels an geistiger Anregung, bei der physischen Unmöglichkeit, sich selbst weiter zu bilden, zum Teil selbst in Gefahr stehen, ein Opfer der Verhältnisse zu werden, die sie vorher nicht gekannt haben, aus denen sie nicht mehr heraus können, in die sie aber der Wunsch hineingeführt hatte, der großen Sache des Reiches Gottes zu dienen.

Den Beleg für einen großen Teil dieser von mir angeführten Erklärungsgründe glaube ich in der Erzählung meiner eigenen Amtsschicksale gegeben zu haben. Die ausstehenden Beweise sollen nicht fehlen. Die Rheinische und die Baseler Missionsgesellschaft haben die ältesten Pfarrer nach Brasilien entsandt und in höchst dankenswerter Weise wenigstens einige der vielen Lücken ausgefüllt. Doch sie haben die deutschen Kolonien nie als ihr eigentliches Arbeitsfeld betrachtet. Sie gaben nur von ihrem Ueberfluß an ausgebildeten Missionaren. Die äußere Verbindung mit dem Missionshaus wurde schließlich gänzlich aufgehoben. Somit gingen die brasilischen Missionare aller Anrechte auf Altersversorgung, auf Unterstützung für Kindererziehung, auf Erholungsbesuche und geistige Auffrischung in der Heimat, auf Hilfe in Krankheits-

fällen und bei ganzer Invalidität verlustig. Womit hatten sie das verdient? War ihre Arbeit weniger wichtig? War ihre materielle Lage eine glänzende? War ihr Beruf nicht so aufreibend? — Wer wollte das behaupten?

Den Missionsgesellschaften einen Vorwurf aus ihrer Praxis zu machen, geht indessen nicht an. Denn sie waren und sind für Heidenmission da. Dafür allein werden ihre Mittel ihnen gereicht. Daß sie ein Herz und offene Hand für die geistlichen Nöte in Brasilien hatten, haben sie reichlich bewiesen. Aber auch ihnen ist schließlich das Hemd näher als der Rock. Die geistliche Fürsorge für die überseeischen Glaubensgenossen verweist übrigens Wichern ausdrücklich in das Gebiet der Inneren Mission. So schreibt er unter dem 12. Jan. 1849 von Horn bei Hamburg in einem Briefe,*) die geographischen Grenzlinien der Inneren Mission angebend:

1. „Die Innere Mission auf dem vaterländischen Gebiet.
2. Die Innere Mission auf dem nicht deutschen europäischen Gebiet.
3. Die Innere Mission auf dem transatlantischen Gebiet.
   a. Die Auswanderer vor der Einschiffung.
   b. Die Ausgewanderten (mit den letzteren beschäftigt sich Ihr Langenberger Verein)."

Dieser unter dem Namen „Langenberger Verein" noch heute bekannte Verein für die protestantischen Deutschen in Amerika wurde 1837 begründet und hat sich große Verdienste um die Erhaltung der deutschen evangelischen Kirche in Nordamerika erworben. Im Jahre 1889 verlegte der Verein seinen Sitz nach Barmen. Da die nordamerikanischen Gemeinden hinlänglich erstarkt waren, sie auch auf ihren Predigerseminarien ihre eigenen Pfarrer ausbilden konnten, so wendete die nunmehrige „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" ihre ganze Aufmerksamkeit Süd-Amerika, Chile und Brasilien besonders zu. Es bleibt ihr

*) Vergl. vom Endt: „Der Rhein. Provinzialausschuß für Innere Mission 1849—1899, Langenberg 1899".

Ruhm und ihr Verdienst, viele Gemeinden vor dem totalen Ruin bewahrt zu haben, indem sie ihnen zu ordentlichen Geistlichen verhalf. Im Blick auf das im Lande selbst Geleistete möchte ich aber das Wort eines Kenners unterschreiben: „Die evangelische Kirche in Brasilien besteht eigentlich nur durch den Idealismus ihrer berufenen Pfarrer."

Man hat in der alten Heimat keine Vorstellung von den ungeheuren Nöten und Schwierigkeiten, unter denen unsere Veteranen sich aufgearbeitet haben, von den mannigfachen Opfern, die sie freiwillig, mehr noch der Not gehorchend, gebracht haben. Aus Anschauung heraus kann ich versichern, daß eine ganze Anzahl noch heute in kläglichen Verhältnissen sich befindet. Seit einigen Jahren werden fast ausnahmslos akademisch gebildete junge Pfarrer entsandt. Sie pflegen nicht zu der Klasse der Reichsten zu gehören und ziehen in dem Vertrauen hinaus, daß sie wenigstens bei bescheidensten Ansprüchen ihre Existenz haben. Wie es ihnen ergehen kann, mag ein Beispiel für manche andere zeigen: exempla trahunt. Ein junger Pfarrer war 5 Monate im Dienste der Synode thätig, mit einer monatlichen Besoldung von 50 Milreis bei freier Station; der Milreis stand damals ungefähr gleich 55 Pfennig. Dann bekam er seine eigene Gemeinde. Zuvor mußte er sich ein Reittier mit vollständigem Geschirr in der Höhe von über 500 Milreis und das notwendigste Mobilar anschaffen. Von Gehalt besah er monatelang nichts. Dann floß es tropfenweise. Er lebte von den Stolgebühren und dem Nebenverdienst aus der Schule. Bedürfnisse hatte er glücklicherweise nicht. Er war mit schwarzen Bohnen, Reis, Dörrfleisch und Farinha (Streumehl) zufrieden. Am Ende des ersten schweren Amtsjahres hatte er drei Viertel seines minimalen Gehaltes mühsam „eingetrieben". Der vierte Teil wurde ihm, zum Dank für seine Arbeit, — vorenthalten.

Wenn nun ein Pfarrer unter solchen oder ähnlichen Verhältnissen — vielleicht gar mit Familie — seine kontraktlich festgelegten Jahre sich durchgequält hat und den begreiflichen

Wunsch nach Rückkehr in die Heimat hegt, so steht er vor der großen Frage: Woher die Mittel nehmen? Einen Anspruch auf freie Rückreise hat er nicht!

Ich möchte bezweifeln, ob in irgend einem Stande jemand zu dem Verbrauch seiner Kräfte solche Opfer zugemutet werden. Es verdient wahrlich alle Anerkennung, daß jene Männer trotz aller Misere ausharren, um das mühsam bebaute Feld der Verwilderung nicht preiszugeben.

Das sei genug für die, welche die Steine des Vorwurfes in der Hand hatten, um sie gegen die Pfarrer zu schleudern.

Dann liegt die Schuld an der traurigen Verfassung in den Gemeinden bei den Kolonisten selbst? Ich sage zunächst „nein" — und dann erst „ja". Man muß den jungen Gemeinden in den neuen Kolonien, deren wir viele haben, doch auch Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das bare Geld ist hier immer seltener geworden. Die Absatzgebiete liegen weit ab. Die Verkehrswege sind oft unsagbar schlecht. Die Produkte verlieren an Wert. Alle Haushaltungsgegenstände, Kleiderstoffe vor allem, sind ungeheuer im Preise gestiegen. Nun bilden die Kolonisten eine Schulgemeinde. Ein Schulgebäude muß erbaut, Bänke müssen angeschafft werden. Die Schulutensilien sind teuer und schlecht, verderben selbst in der sorgsamen Hand eines sparsamen Lehrers. Ist das alles vorhanden, so kommen die Kosten für Anlage und Umzäunung eines Kirchhofs, für den Bau einer Kirche, eines Pfarrhauses — und für Schulgeld und Pfarrgehalt. Alles, alles auf eigene Kosten der Leute. In den älteren Kolonien, wo die wohlhabenden, alten Kolonisten und die Aermeren, die jungen Anfänger, durcheinander wohnen, wird es letzteren noch schwerer gemacht. Nach dem berüchtigten Grundsatz republikanischer „Gleichheit" wird bei Verteilung der allgemeinen Lasten kein Unterschied hinsichtlich der Leistungsfähigkeit gemacht. Alle bilden eine Steuerklasse. Der Besitzer von 12 Kolonien bezahlt keinen roten Heller mehr, als der junge Kolonist mit seiner Schar kleiner Kinder, mit seiner Schuld,

die er verzinsen muß. Mit der ganzen Rücksichtslosigkeit der „selfmademans“ zwingen die Reichen den Armen ihren Anteil auf oder schließen sie einfach aus ihrem Verbande aus. In vielen Fällen ist allerdings schwer zu sagen, ob wirkliche Armut oder Geiz und Mangel an Gemeinsinn der Grund ist, sich fern zu halten. Im allgemeinen darf man jedoch sagen, daß der Wunsch und das Streben nach geistiger Förderung auf den Kolonien lebendig ist und daß die dafür aufgewandten Opfer bedeutende sind. In dem Kapitel über Schulwesen kommen wir darauf noch zurück. Die kleine evangelische Gemeinde Foromecco hat in 20 Jahren durchschnittlich pro Familie 1000 Milreis für Kirche und Schule aufgebracht, während der Durchschnittsbesitz der einzelnen Familie eine mit 5000 Milreis bewertete Kolonie ist. Das ist doch eine beachtenswerte Leistung, die in dieser Höhe vielleicht unerreicht ist. Im Vergleich zu den Anstrengungen vieler anderer Gemeinden ragt sie aber nicht einmal übermäßig hervor.

Um diese wirklich erfreuliche Thatsache recht zu würdigen, braucht man nur einmal zu fragen, was im Verhältnis dazu der einfache Mann aus dem Volke in der alten Heimat für Kirchen- und Schulgemeindezwecke beisteuert. Die weiteren Fragen wären sodann des Nachdenkens wert: Wie stände es dort um Kirche und Schule, wenn ihr Bestand nicht durch staatliche Garantien gesichert, sondern einzig von dem guten Willen ihrer Glieder abhängig wäre? Auf welche Stufe würde die allgemeine und die christliche Volksbildung dort herabsinken, wenn es jahrzehntelang ihm so sehr an berufenen Erziehern und an Bildungsmaterial gebräche, wie das bei unseren deutschen Kolonien in Brasilien der Fall war und zum größten Teil noch der Fall ist?

Diese Erwägungen dürften wohl zur Verminderung des Pharisäersinnes beitragen, mit dem man vielfach die traurigen Zustände auf unseren Kolonien beurteilt, um sich schaudernd davon abzuwenden und — die Hand fest auf dem Geld-

täschchen — zu denken: Ich danke Dir, Gott, daß ich nicht bin wie diese Leute!

So sehr ich geneigt bin, für die jungen, viel belasteten und armen Kolonien eine Lanze zu brechen, so wenig möchte ich mich zum Anwalt der zum Teil sehr wohlhabenden Kolonien machen, von denen manche den Eindruck erwecken, als ob mit dem steigenden Wohlstand der Sinn für höhere Dinge abnehme, während auf dem Nährboden geistiger Stumpfheit ein hohles Protzentum mit ausgesprochener Feindschaft gegen alles Edle und Göttliche gedeiht. Ein unbezahlbares Aktenstück zur Bestätigung dieser meiner Beobachtung ist der Brief eines jungen Deutsch-Brasilianers aus der Pikade Boa Vista. Er ersetzt eine ganze Abhandlung und ist wert, im Original mitgeteilt zu werden:

„Schon Vinf unddreisich Jahre wird unsere Kolonie bewond, und was hat sie in diesen Jahren erreicht? nichtz als das sie Hunterte von Kontos*) zusammen Wucherte. Unsere Groseltern kamen hierher, um ihren Kindern eine sichere Zuckunft zu krünten, sie auch erreicht den mit einichen Schulkendnissen und dichtich Arbeid wurde man hier schnell Reich, wenigstens so Reich, um das jeder seinen Sönen eine halbe Kolonie und ätliche Hunterte in barem Gelte hinderlies, häten sie die hälfte vür eine gute Schule verauskabt den würden die Teutschen heute nicht mit solcher Verachtung behandelt werten wie es der fall ist. Den was wurden wier Teutobrasilianer**) for 10 bis 15 Jahren hier gelernd seinen Namen Schreiben und bis Huntert Zälen, wer es so weit brachte, der tachte o wunder was habe ich gelernd. Aber dafür haben die Eltern sich mehr mühe gegeben und haben ihr Söhnchen von vrüster Jugend des Sontags mit ins Wirtshaus genommen und sie gelernt Karten spielen und Bier trinken, o dabei sind wir Arme Bedauernswerde Geschöpfe Meister den Hunterte von uns junger Teutschbrasilianer

*) 1 Conto de Reis = 2000 Mk.; jetzt = 500—700 Mk.

**) Deutsch-Brasilianer.

können nicht Schreiben noch wenicher Lesen aber wen man gefracht wierd wie fiel Qualitäten von Getränden hat dieser oder jener Wiert so weis aber jeder bescheit, aber wen wier nach Pelotas oder nach unsrer Villa geschickt werden und einen Wachen soll Milho*) oder Bohnen da können wier nicht Ausrechnen wen wier fier den Sack 7 Milreis**) beckomen wie fiel 7 Sack zusammen macht, den wierd man vor dem gewitzten Hiesichen Geschäftsmann, der seine Kunten kend bedrogen und den braucht man nicht vür den Spot zu sorgen, den den last man uns genichend fielen. Selbst die Alten Teutschen hert man des Sondachs im Wirtshaus mit gröbster Verachtung von seinen Kindern sprechen ich wiel blos ein par solche Erenwerte Austrüge hier folchen lassen, wie, was kan man verlangen von Hisichgeborener der daucht nichtz, und doch mus man achten und Eren wo man Verspotet und Veracht wird, den wier sind nicht schuld das wir so Tumm sind, den ein Kind von 12 Jahren weis nich wozu es lernd. Unser uncklück ist das, so wie man hier allein gehen kann, wierd man in das Arbeitsjoch gespant, den wierd man im Winter wen das Wetter gud ist und im Sommer wens schlecht ist 3 bis 4 Jahre in die ein bis zwei Stunten weite Gemeinteschule geschickt um seine Weisheit zu Schöpfen, aber in solch einer kurtzen zeit kan ein Kind nichtz lernen. Wierden da zu Hause des Abens noch ein bischen weiter gelernd under Aufsicht der Eltern und aufmerksam gemacht vür was man lernd aber nein wen man blos Konfermird ist dan wierd man in die drite Lebensatmosphäre versetzt. Dan gricht man des Sontags die Tasche voll Gelt und dan heist es geh ins Wirtzhaus oder dort und dort hin auf den Ball dan wird schnell das A B C und Einmaleins vergessen, dafür aber Schlechtichkeiten und Rohe witze gelernd, da verwundert sich noch der Vater über sein Kind daß es Tumm und verdorben ist. Wierden die Teutschen die hälfte von dem Gelte das sie

*) Mais.

**) 1 Milreis = 2 Mk.; jetzt = 50—70 Pfg.

Järlich ferschwenden oder fielmehr vertrinken an eine gute Schule verwenten da könten sie Stoltz sein auf ihre Nachkommen aber so nein so miesen sie sich Schämen. Nach meiner Berechnung werden Järlich in unserer Kolonie S. Lourenço und Pelotas 90 bis 100 Kontos in Bier und Wein vergäutet, wirden dafon 40 Kontos vir Schule verwendet, dan wirten die Teutschen eine andere Stelung haben in ihrem neuen Vaterland last eure Kinder so fil lernen um das sie sich in Zukunft auf sich selbst verlasen könen, wenichstens last sie die Landessprache gut lernen wir sind doch Brasilianer aber unsere Sprache könen wier nicht was nützt es uns wen wier eine fremde Sprache könen und die Landessprache nicht, von Europa haben wir nichtz zu hoffen. Wir sind doch auch Menschen wie der Europer warum sollen wir nicht ebensogud fäsch sein etwas zu lernen, aber hier wird man nichtz gelernd als Schmit, Stelmacher, Sattler. Damit komen wir nicht vorwertz sontern sinken von stufe zu stufe bis zum frirn Sklafenstaate. Den wen hier was die Zukunft ja bringen mus Gröſere Fabriken Gebaud werden wer soll da Arbeiten da missen Auslender gerufen werden, den wier könen es nicht. Es würde vielen Kolonisten ein leichtes sein einen Sohn ins Ausland zu schicken um Fabrikarbeiten zu lernen, aber hier heists was eins gricht soll das andre haben, wird aber stetz von den Eltern vergessen das eine kute lere mehr werd ist als die Kontos. Gelt kan man fon einer Stunte zur andern verlieren aber seiné Kentnisse nicht."

Dieses kunstlose, aber in seiner Schlichtheit und Naturwahrheit erschütternd wirkende Bild überreiche ich allen denen, welche im Unklaren sind über die Folgen der Pflichtentziehung des deutschen Vaterlandes und der deutschen Heimatkirchen, der beiden berufenen Hüterinnen deutschen, beziehungsweise evangelisch-deutschen Geistes auch über die Meere hinaus.

Dieses Bild läßt aber auch deutlich erkennen, daß ein einzelner Pfarrer in solchen Kolonien ohne jeden Rückhalt

einen verzweifelten Stand hat, zumal wenn er eben nur im „Nebenamte" Pfarrer sein kann. Daß ein Pfarrer nicht viel wirken kann unter einer Gemeinde, die ihn als den von ihr bezahlten Diener ansieht und ihn diese Abhängigkeit bei jeder günstigen Gelegenheit fühlen läßt, ihm mit Entziehung oder Kürzung seines Gehaltes droht, wenn er ohne Menschenfurcht seines Amtes waltet, — das liegt auf der Hand.

Kapitel 2.

Lehrreiche Gedanken über das Aufblühen der national-brasilisch-protestantischen Kirchen.

Demoralisation der römischen Weltgeistlichkeit. Jesuit oder Katholik? Die brasilisch-protestantischen Kirchen: Ihre Missionsfreunde; ihre Mittel; ihre Missionspraxis; ihre Organisation. Unvergleichliche Schwierigkeiten der deutschen Kirche. Die Riograndenser Synode. Kritische Bemerkungen. Einige praktische Vorschläge. Hofprediger Schubart und der Diasporabote.

Ich habe meinen Freunden und Amtsbrüdern der national-brasilischen Kirche wiederholt auseinandergesetzt, daß sie unter ganz anderen, ungleich günstigeren Bedingungen wirken können. Der Unterschied kommt zur Geltung bei dem Gegenstand, bei der Art und Weise und bei der Organisation unserer Arbeit. Der Brasilianer ist ein empfindsamer, empfänglicher, leicht erregbarer und religiös angelegter Mensch. Er hat, wenn er einigermaßen etwas gelernt, ein überraschend offenes Auge für die Schäden der römischen Kirche, deren Kultus innerlich so gut wie nichts den Romanen bietet und äußerlich nur den hohlen Pomp aufweist, welcher den denkenden Menschen unbefriedigt läßt, ihn abstößt und der Religion entfremdet. Kein Kenner des Landes wird behaupten, daß der Brasilianer einen besonders ausgeprägten Sittlichkeitsbegriff habe. Um so bemerkenswerter ist ihre weitgehende Abscheu gegen das Cölibat, die erzwungene Ehelosigkeit der Priester. Sie sehen darin einen

Hauptgrund des Tiefstandes der römischen Kirche. In gesetzlich anerkannter oder, was noch viel trauriger ist, in wilder Ehe lebt das Gros der römischen Weltgeistlichkeit in Brasilien wie in den anderen romanischen Ländern. Unter den Augen des Bischofs leben sie unangefochten mit ihrer „Familie". Mit welchem Enthusiasmus wurde zur Zeit der Tagung des Konzils amerikanischer Bischöfe in Rom die Nachricht aufgenommen, daß die Priester heiraten dürften! Von dieser Maßregel erwartete man ein Ende der langen Periode des Ehebruchs und der Unsittlichkeit im römischen Klerus.

Diese schönen Hoffnungen sind gescheitert. Eine Remedur wird auf anderem Wege jetzt versucht, indem die Weltgeistlichkeit nach Möglichkeit verdrängt und durch Ordensgeistliche und deren Gehilfen, durch Nonnen ersetzt werden. Die Spannung zwischen den weniger verdächtigen Ordensmännern und den freier denkenden Weltgeistlichen ist dadurch noch verschärft worden. Der deutsche Klerus zumal ist bei dem nationalen schlecht angeschrieben. Dem Jesuitismus bringt der aufgeklärtere Brasilianer einen glühenden Haß entgegen. Er sieht in ihm den Unterdrücker jeder freiheitlichen Regung, den Hemmschuh des Fortschritts auf geistigem Gebiete, die politische Macht, mit der er rechnen muß, deren Einfluß geschwächt, aber immer noch ungeheuer ist. Als eine internationale und darum vaterlandslose Macht ist ihm der Jesuitismus ein Dorn im Auge. Als die Jesuiten vor nicht gar langer Zeit von dem national gesinnten Bischof aus dem Priesterseminar herausgeworfen wurden, so plötzlich, daß die ehrwürdigen Väter nicht gleich wußten, wohin sie ziehen sollten, sind nationale Gründe dabei stark maßgebend gewesen.

Auf der 2. Generalversammlung der deutschen Katholiken von Rio grande do Sul zu Santa Clara wurde u. a. die Resolution gefaßt:

„Die Generalversammlung erklärt kurz und bündig, daß sie alle Unterschiede zwischen katholisch und jesuitisch, welche

von Zeit zu Zeit immer wieder in gewissen Blättern gemacht werden, mit Entschiedenheit als grundlos und falsch zurückweist. Wir Laien sind ebenso jesuitisch wie katholisch und unsere Patres sind ebenso katholisch wie jesuitisch."

Jawohl, dank der aufblühenden Jesuitenära, wird die deutsch-katholische Kolonie immer mehr verjesuitiert. Die projektierten „rein-katholischen" Kolonien in den neuen Siedelungsgebieten werden das Ihrige weiter dazu beitragen. Aber jene Resolution ist im allgemeinen wie im besonderen unwahr. Zur Zeit wenigstens sind „die" katholisch-deutschen Kolonisten besser als das, wofür sie sich hier ausgeben, oder vielmehr, wofür sie ausgegeben werden. Die ganze Resolution ist ja nur Jesuitenmache. Noch sind sie nicht alle und nicht ganz Jesuiten. In ihrer Anwendung auf den National-Brasilianer ist die Resolution aber eine völlige Entstellung. Mit vielen Brasilianern der verschiedensten Bildungsstufen bin ich auf meinen Reisen zusammengekommen. Da war keiner, der nicht entschieden gegen die Beleidigung protestiert hätte, als wäre er in seiner Eigenschaft als Katholik auch ein Jesuit.

Im Sinne der römischen Kirche ist nicht mancher Brasilianer noch Katholik. Wie dankbar nahmen sie von mir Neue Testamente in portugiesischer Sprache! Wie eifrig forschten sie darin und verglichen mit Gottes Wort die mancherlei grundstürzenden Lehren der römischen Kirche! Wie gern warfen sie endgültig über den Haufen, wogegen sich ihr gesunder Menschenverstand längst gesträubt hatte: den Glauben an die Unfehlbarkeit des „papa" in Rom! Das Widerbiblische der erzwungenen Ohrenbeichte, das Bedenkliche und Widergöttliche des Cölibates, die widerchristliche Heiligenverehrung, der römische Bilderdienst und so manches andere hat eben bei den Meisten den innerlichen Bruch mit Rom schon herbeigeführt.

Kommen nun zu diesen so gearteten Brasilianern die Brüder unserer Schwesterkirche, verheiratete Männer,

sittenreine Leute, die ihnen mit Begeisterung und Klarheit von der Kraft des lebendigmachenden Glaubens an Jesum Christum zeugen, so finden sie aufmerksame Zuhörer. Unter den vielen Neugierigen und nur flüchtig sich Interessierenden findet sich immer eine Schar heilsverlangender Hörer, welche außer den apologetischen Vorträgen weitere Belehrung begehren und zur Klarheit darüber durchdringen wollen: „Was muß ich thun, daß ich selig werde?“ Erst nachdem der Geistliche die Ueberzeugung gewonnen hat, daß es ihnen heiliger Ernst sei, den neuen christlichen Glauben anzunehmen und ihr Leben danach einzurichten, nimmt er sie unter die Zahl der Kommunikanten auf.

Auf diese Weise fangen unsere Brüder klein an, können ihren Pflegebefohlenen in Liebe nachgehen und alle unlauteren Elemente von sich fernhalten oder solche entfernen. Allmählich wächst die Schar, die, aus Ueberzeugung evangelisch geworden, nun auch alle möglichen Opfer bringt, so daß sie ihren Geistlichen mit der Zeit ohne fremde Hilfe unterhalten kann. Unsre Schwesterkirche begründet neue Gemeinden mit vollster Gewissensfreiheit aus bildungsfähigen Elementen. Damit sind ihr die Grundbedingungen für eine gesunde Gemeinde-entwickelung und für eine große Zukunft gegeben. Wie ganz anders stehen und standen die deutsch-protestantischen Pioniere da!

In den meisten Fällen stehen sie vor der Thatsache, daß die „Gemeinde“ da ist. Nicht eine Gemeinschaft von Gläubigen, sondern einfach eine Gemeinschaft von Leuten, die einen evangelischen Pfarrer haben will — um einen gebildeten Lehrer auf möglichst billige Weise zu bekommen. Dabei ist weder nötig, daß die Mitglieder alle evangelisch sind, noch, daß der Gemeindevorstand aus lauter Protestanten sich zusammensetzt. Auch ist keineswegs der Pfarrer Mitglied, geschweige denn Vorsitzender des „Gemeindevorstandes“ ohne weiteres. Mancher Pfarrer hat sich das „Recht“ erst mühsam erkämpfen müssen. Ja, es ist vorgekommen, daß der Gemeindevorstand während der Zeit des Gottesdienstes seine Beratungen

abhielt. Der Pfarrer ist Angestellter und hat sich den Anordnungen seines Vorstandes zu fügen. Das ist die herrschende Anschauung.

Hat nun der Pfarrer nicht Haare auf den Zähnen und zu gelegentlichem Gebrauch ein paar Fausthandschuhe in der Tasche, so ist er ein verlorener Mann. Entweder er wird Herr der Situation, kraft seiner geistigen Ueberlegenheit und seiner Fähigkeit, auch Kraftnaturen zu bändigen — dann geht's erst durch Jahre schwerer Kämpfe zu äußerer Ordnung und Ruhe, unter Verbrauch seiner besten Kraft — oder aber der Pfarrer zieht den Kürzeren. Dann mag er treu wie Gold sein: die Leute kommen nicht zur Kirche, nörgeln immerzu, solange, bis sie ihn weggeekelt haben, um ihre Stärke an einem neuen Opfer zu erproben. So ein Weggang ist kein leichtes Ding. Er hat lange geschwiegen. Er hat vieles sich bieten lassen. Er ist eine zarte, feine Natur. Er hat gehofft und gehofft, durch Sanftmut seine „Feinde!", d. h. seine Gemeinde, zu überwinden, durch dienende Hingabe ihren rohen Sinn zu brechen. Vergebens. Sie hat eben kein Gefühl mehr. Sie weiß, daß der Pfarrer Weib und Kinder — und keine Mittel hat. Er muß also bleiben. Er muß tanzen, wie sie geigen, bis sie merken, daß sie nicht auf die Dauer ungestraft ihr Wesen treiben können. Das ist kein Roman. Das sind Züge aus dem Leben. Der deutsch-evangelische Pfarrer hat als Organisator die verhängnisvolle Aufgabe, bei Neugründung einer Gemeinde alle eben brauchbaren, d. h. zahlungsfähigen (!), evangelisch sich nennenden zu einem festen Ganzen zu vereinigen. Bei Neuordnung muß er eine schlechte, aber durch Gebrauch angesehene Form zerbrechen — das trägt ihm Haß und Feindschaft ein — und dann sehen, wie in die neu geschaffene tote Form Geist und Leben kommt. Jahre, viele Jahre vergehen indessen, bis er es wagen darf, so etwas wie Kirchenzucht auszuüben. Ich würde mich nicht wundern, wenn letztere nicht einmal nach dem Begriff existierte. Die

Praxis kennt ihn wenigstens nicht. Wo die Praxis aber versucht ist, da ist wohl zumeist der Pfarrer, als der Richter, ihr zum Opfer gefallen. Solche Fälle kenne ich.

Unsere national-brasilischen Brüder sind zunächst finanziell unabhängige Leute, kommen als Missionare. Sie erbitten vorläufig nichts als williges Gehör und an äußeren Gaben nur die freiwilligen Gottesdienstopfer. So führen sie sich ein als die Bringer guter Dinge, als solche, die sogar den Armen thatkräftige Helfer sein können.

Unsere deutsch-evangelischen Pfarrer treten in die Gemeinde und werden oft sogleich in die widerwärtigsten Verhandlungen wegen der Gehaltsfrage hineingezerrt. Es umgiebt sie nicht der verklärende Schimmer eines Boten des Evangeliums. Sie werden betrachtet als Stellung- und Existenzsuchende, und es kommt nun darauf an, ihnen den Brotkorb so hoch wie möglich zu hängen. Da der Pfarrer keine Existenzmittel hat, da er mit seiner Familie nicht von der Luft leben kann, da er doch neben seinem Pfarr- und Schulamt unmöglich noch Urwald fällen, hacken, putzen, säen und ernten kann, so muß er von vornherein dafür sorgen, daß er ein menschenwürdiges Auskommen hat. Diese Notwendigkeit sieht auch der ungebildetste Kolonist ein, aber wie oft will man sie auf der Kolonie nicht einsehen, aus Geiz, aus innerem Widerstreben gegen die Religion oder aus Aerger, daß man zu weit abwohnt, um den Pfarrer als Lehrer ausnützen zu können. Man ist dabei niederträchtig genug, jene einfach gebotene Sorge des Pfarrers ihm als Habsucht und Geldgier auszulegen.

Welch eine Ueberwindung kostet es, welch eine innere Kraft erfordert es doch, das alles zu übersehen und im Vertrauen auf Gott die Arbeit unter solchen Umständen zu beginnen und fortzuführen! Da heißt es, ganzen vollen Ernst zu machen mit seinem Gottvertrauen, alles Vertrauen auf eigenes Können über Bord zu werfen und das Apostelwort Philipper 2, 13 ff. zu studieren: „Denn Gott

ist es, der in euch wirket, beides, das Wollen und Vollbringen, nach Seinem Wohlgefallen. Thut alles ohne Murren und ohne Zweifel, auf daß ihr seid ohne Tadel und lauter und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheinet als die Lichter".

Wo einem ein so überreiches Maß von Mißtrauen, Opposition und Feindschaft vom ersten Augenblick des Eintritts in eine Gemeinde entgegengebracht wird, der man doch nur der Voraussetzung des Vertrauens und williger Mitarbeit etwas sein kann, da lernt man es, dankbar für jeden kleinen Fortschritt zu werden, dankbar für jeden Freund, den man gewinnt, der einem eine Stütze wird, dankbar für jedes Herz, welches man dem Heilande näher bringen kann.

Mit kleinen Kreisen, nicht wie wir gleich mit großen, vielleicht ganz entkirchlichten Massen, haben es unsere nationalbrasilischen Brüder zu thun. Dann aber haben sie vor allem auch einen starken Halt in ihrer Organisation. Sie haben einen Bischof — so in Rio grande do Sul — oder ein erfahrenes Kollegium, bei dem sie Rat und Hilfe auf alle Weise finden. Sie stehen unter einander in enger Verbindung, mögen sie auch noch so weit zerstreut sein. Ein jeder fühlt sich als lebendiges Glied eines Ganzen, und wiederum denkt und fühlt und arbeitet das Haupt für jeden Einzelnen. Da ist Gemeinschaft. Da liegt Kraft in der Gemeinschaft.

Wie steht es nach der Seite bei uns? Haben wir nicht auch eine Gemeinschaft, eine Synode? ein Haupt, den Synodalpräses? Ich lasse wiederum Thatsachen reden. In wie vielen Fällen wurde der junge Pfarrer in die erste beste Gemeinde geschickt. Ob er dort eine Existenz hatte, ob ihm die unerläßlichsten Rechte gesichert seien, ob er überhaupt der rechte Mann gerade für die bestimmte Gemeinde sei, das alles mußte probiert und riskiert werden. Das Risiko übernahm selbstverständlich der Pfarrer. Gelang es, so war es gut. Gelang es nicht, so hatte er den Schaden allein zu tragen. Nun soll ein junger Pfarrer, der gerade aus Deutschland

kommt, in ganz fremde, unbekannte Verhältnisse hineingeworfen wird, ohne Land und Leute näher kennen gelernt zu haben, sogleich die Situation beherrschen und organisieren. Auf Hilfe kann er nicht groß rechnen. Die nächsten Kollegen wohnen vielleicht 7—10 Reitstunden entfernt. „Da tritt kein anderer für ihn ein; ein jeder steht für sich selbst allein." Das hat ja auch sein Gutes. Unsere Pfarrer lernen das Schwimmen. Wiederum steht es fest, daß Experimente bezahlt werden müssen, der Mangel an Belehrung, an Vorarbeit, an Ausübung eines bestimmten Einflusses, **die Schwierigkeit, sich unbrauchbar gewordener Elemente zu entledigen** — alles dieses bedeutet, daß die Synode das noch nicht ist, was ihr Name zu verraten scheint.

Darin soll keineswegs eine abfällige Kritik der Synode liegen. Sie hat für ihre Kräfte wirklich Großes, alles Mögliche geleistet. Das werden wir nachher noch beleuchten. Noch viel weniger ist der Zweck obiger Darlegungen, die Thätigkeit des Synodalpräses zu verkleinern. Der gegenwärtige, durch das Vertrauen seiner Amtsbrüder neu erwählte Leiter der Synode, P. Pechmann aus Novo Hamburgo (Hamburgerberg) hat in beispielloser Uneigennützigkeit und Aufopferung an der Hebung der allgemeinen kirchlichen Zustände und der des Pfarrerstandes insbesondere gearbeitet. Er hat den hervorragendsten Anteil an den Arbeiten der Synode, welche von den schönsten Erfolgen gekrönt sind. Die Anforderungen, die in steigendem Maße an den Leiter der evangelischen Kirche eines großen Staates herantreten, sind aber derartige, daß ihnen nicht im Nebenamte eines mit Berufsgeschäften der verschiedensten Art überhäuften Pfarrers entsprochen werden kann. Man kann es einer Gemeiude, welche diesen Pfarrer besoldet, nicht verdenken, daß sie für die Allgemeinheit das Opfer nicht bringen will und ihren Pfarrer viele Wochen im Jahre nicht verreisen lassen will, ohne daß für ausreichende, die Schädigung der Gemeindeinteressen vermeidende Vertretung Sorge getragen würde. Da eine soche jedoch nur selten und

nur vorübergehend sich beschaffen ließ, so mußten eben viele Reisen des Präses unterbleiben, zum größten Nachteil der synodalen Interesse und zum Schaden einer gesunden Entwicklung von Instituten und Gemeinden. Konnte der Präses dem Drängen nicht mehr widerstehen, riß er sich wirklich einmal los, um in wenigen Tagen Riesenentfernungen mit der Bahn, mit dem Dampfschiff, auf Wagen und Reittieren zurückzulegen, um in einer Tour alles Mögliche zu erledigen, so ist er für uns jedesmal Gegenstand aufrichtigen Mitleides gewesen. Solche körperlichen und geistigen Hetzjagden zehren am Lebensmarke.

Eine wesentliche Entlastung könnte dem Synodalleiter **vor allem durch eine ihm nie fehlende Kraft, einen von der Synode gebührend zu honorierenden Vikar,** sodann durch eine straffere Organisation, durch eine gerechtere Arbeitsverteilung, durch intensivere Heranziehung weniger überlasteter Pfarrer zur Mitarbeit zu teil werden. Ich denke nicht an gelegentliche Mitarbeit, sondern an Einrichtung ständiger Kommissionen, zu denen Anfänge ja schon gemacht sind. Wie fruchtbar könnten dieselben für Schulwesen, Verbreitung guter Schriften, Begründung von Gemeindebibliotheken, für arme Diasporagemeinden, für Herstellung einer engeren Verbindung mit der Heimatkirche u. s. w. arbeiten! Wieviel fruchtbarer würden sich die jährlichen Synodalversammlungen gestalten, wenn das Produkt fleißiger Jahresarbeit innerhalb der Kommissionen in einem Referat niedergelegt würde. Das gäbe die wertvollste Grundlage für die Verhandlungen der Synode über Anträge.

Auf Heranziehung von Laienkräften (sit venia verbo!) wäre besonders Bedacht zu nehmen. Die katholische Kirche ist uns in organisatorischen Fragen, mit ihrem praktischen Blick, mit ihrer Fähigkeit, den rechten Mann an die rechte Stelle zu setzen, so überlegen, daß wir vieles von ihr lernen können und nicht zum wenigsten das Eine, bei den Jahreszusammenkünften viel Volks heranzuziehen und ihm das Beste mundgerecht in mannigfacher Form darzubieten.

Die gedachte Einrichtung ständiger, mit bestimmten Rechten ausgestatteter Kommissionen würde das synodale Interesse außerordentlich beleben, in erster Linie unter den Pfarrern selbst. So mancher Pfarrer würde sich auf einem, ihm besonders vertrauten Gebiete gern bethätigen, wenn ihm dazu Gelegenheit geboten würde. Sein Blick würde mehr wie bisher über die engen und leicht auch geistig beengenden Grenzen seiner einsamen Urwaldspfarre hinausschweifen. Ein regerer Gedankenaustausch würde ihn frischer erhalten. Das Bewußtsein, dem Ganzen dienen zu können, wird ihn über manches Kleinliche und Niederdrückende in seinem Berufsleben hinwegheben.

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn;
Es wächst der Mensch mit seinen höh'ren Zwecken."

Die Arbeiten jener Kommissionen würden dem Synodalleiter, als der Zentralstelle, das Material liefern, dessen er dringend bedarf, um allenthalben informiert zu sein.

Dasselbe Material würde zugleich wesentlich zur Bereicherung des synodalen Organes, des **Sonntagsblattes**, dienen, welches, dank der bisher recht dürftigen Unterstützung, aus dem Kreise der berufenen Männer nicht genügend die thatsächlich vorhandenen großen Nöte der eigenen Kirche, die Aufgaben derselben und die Fragen zu ihrer Lösung ins rechte Licht stellt. Ein Vergleich zwischen der Thätigkeit unserer berufenen Mitarbeiter und der entsprechenden Wirksamkeit im katholischen Lager ist sehr lehrreich, fällt aber wiederum nicht zu unseren Gunsten aus. Das ist beschämend.

Ein reicheres Material aus der Arbeit in Kirche und Schule ist aber geradezu geboten, wenn die heimatlichen Freundeskreise einen wirklichen Einblick in die thatsächlichen Verhältnisse bekommen und damit zugleich mit neuer Liebe und wachsender Teilnahme an den Arbeiten in Brasilien erfüllt werden sollen. Abgesehen von den Mitteilungen des monatlich erscheinenden Blattes „Der Ansiedler"*) und

*) Barmen, Missionshaus; sehr empfehlenswert.

sporadisch auftauchenden Briefauszügen einzelner Pfarrer bringt ja kaum etwas aus unserer Arbeit in die evangelischen Kreise. Das muß noch ganz anders werden. Ein ganz hervorragendes Verdienst hat sich der Vorsitzende der Diasporakonferenz, Herr Hofprediger und Superintendent Schubert in Ballenstedt a. H., um die ganze ausländische Diaspora, nicht zum wenigsten auch um unsere brasilische Arbeit, erworben, indem er den „Diasporaboten" allmonatlich herausgiebt. Sein reicher, gediegener Inhalt hat es rasch bei wohl allen evangelischen Auslandspfarrern heimisch werden lassen. Er hat die erschlafften oder zerrissenen Bande zwischen der Heimatkirche und vielen ihrer unbeachteten Diener da draußen aufs neue geknüpft, sie fester gezogen. Das sollten ihm diese nun durch reichliche Mitteilungen danken. Die heimischen Pfarrerkreise sollten auch viel größere Notiz davon nehmen. Keine Redaktion eines evangelischen Blattes sollte versäumen, ihn zu benutzen. Solche Auslandsnachrichten erhöhen das Interesse wesentlich. Sie werden mit Vorliebe gelesen und dienen somit sehr unserer Reichsgottesarbeit im Auslande. Jeder Lesezirkel, jede Bibliothek müßte dafür Sorge tragen, daß dieser Zweig des großen Missionswerkes die ihm gebührende Vertretung habe. Wollen die Herren Bibliothekare daraufhin ihren Herrschaftsbereich wohl einmal gütigst durchmustern?

Der „Diasporabote" hat in die deutschen evangelischen Gemeinden der ganzen Welt die große Freudenbotschaft gebracht von dem gewaltigen Umschwung, der sich innerhalb der Heimatkirche in ihrem Verhältnis zu den Auslandskindern vollzieht. Es helfen nun diese dem Boten in seinem hehren Streben, dieses Verhältnis immer inniger zu gestalten!

Kapitel 3.

Was verdankt das Deutschtum in Brasilien der Schulthätigkeit der evangelischen Kirche?

Allgemeiner Zustand der Schulen auf den Kolonien. Blinde Blindenleiter. Vergebliche Liebesmühe der brasilischen Regierung. Deutsche Antwort auf eine unglaubliche Zumutung. Römische Schulen. Verkappter und abgeschabter Jesuitismus: Abre os olhos — die Augen auf! Die Jesuiten und der Alldeutsche Verband. Die Jesuiten am oberen Taquary. „Gesäuberte" römische Kolonien und das Deutschtum. Die evangelische Kirche und deutsches Schulwesen in Brasilien. Um der Parität willen. Ein unbefangenes Urteil über evangelische Schulen. Hervorragende Leistungen derselben. Das synodale Lehrerseminar in Santa Cruz. Verdienste des Evang. Oberkirchenrates in Berlin. Die neueste Schöpfung auf dem Schulgebiet: eine Lehrerinnen-Stiftung und ein Lehrerinnenseminar für Brasilien. Ein Weckruf an die deutschen evangelischen Frauen.

Die von mir gemachten und mitgeteilten Beobachtungen und Erfahrungen auf dem Gebiete der kirchlichen Arbeit können als ein eigenes Kapitel dieses unseres Hauptabschnittes über das Schulwesen in Brasilien gelten. Sie beleuchten grell die Folgen des im allgemeinen trostlosen Zustandes unserer Kolonieschulen. Durch den Brief jenes trefflichen Teutobrasilianers (vergl. Seite 101 ff.) haben sie ihre Bestätigung und weitere Illustration erhalten. Suchen wir nach Erklärungsgründen, so finden wir sie in dem Bildungsstande der Schulgemeinden, der Schullehrer und in der Art und Weise des Schulunterrichtes. Tausende von den Deutschen, welche heute die Eltern der heranwachsenden Generation sind, haben als Kinder gar keine oder eine überaus dürftige Schulbildung genossen. Gestaunt habe ich oft über das Maß der noch vorhandenen geistigen Regsamkeit, wenn mir der „Bildungsgang" von den Betreffenden geschildert wurde. Bei dem oft völligen Mangel an geistiger Anregung, bei der Unempfänglichkeit für eine solche, bei der Unfähigkeit und Unlust, nach harter Arbeit, sich mit anderen als den alltäglichsten

Dingen zu beschäftigen, und die vielen freien Stunden, zumal in der Regenzeit, auf ihre Weiterbildung zu verwenden, sind sie stumpf geblieben. Wehe, wenn sich nach erlangtem Wohlstand diese geistige Stumpfheit mit Geldstolz paart! Das Produkt davon sind die Gestalten, welche das Entsetzen der armen Lehrer, der Pfarrer und der Verständigen in der Gemeinde sind. Wo sie Macht und Einfluß haben, geht alles in Kirche und Schule den Krebsgang. Die große Mehrzahl aber — das muß ich zur Ehre unsrer Kolonisten sagen — bedauert lebhaft das Fehlen oder den Mangel an einer ordentlichen Schulbildung und sucht oft unter großen Opfern ihre Nachkommenschaft weiter zu bringen.

Daß die Erfolge den Aufwendungen meist nicht entsprechen, hängt zunächst mit dem Umstande zusammen, daß man den hohen Wert eines leistungsfähigen und bürgerlich achtbaren Lehrers unterschätzt. Kommt ein halbwegs anständig gekleideter verbummelnder Deutschländer dahergegangen, weiß er den Kolonisten zu imponieren, macht er dazu noch ein billiges Angebot, so erhält er die „vakante" Lehrerstelle. Das geht dann ein paar Wochen oder Monate gut, bis der Schnaps das bißchen moralische Kraft ganz wegnimmt und der Herr Lehrer wegen liederlichen Lebenswandels und grober Pflichtversäumnis seinen Abschied erhält. So hörte ich von einem meiner Gemeindeglieder, daß er in seinen zwei Schuljahren die Hälfte frei und in der Pause während der Schulferien sechs Lehrer obiger Sorte gehabt habe.

Woher sollten aber auch gute Lehrkräfte kommen? Die ganz vereinzelten seminaristisch gebildeten Lehrer kommen für die Kolonieschulen gar nicht in Betracht. Sie finden bald eine ihren Kenntnissen entsprechende angesehene und einträgliche Stelle. Kolonieschullehrer zu werden gilt als ein Entschluß der Verzweiflung oder wird als Uebergangsstufe angesehen. Geringe Besoldung, unwürdige Behandlung, Mangel an zusagendem Verkehr machen der Lehrerlaufbahn vieler ein rasches Ende, die sonst wohl Lust und Geschick zum Unter-

richten gehabt hatten. Es finden sich die unglaublichsten Zerrbilder unter den Kolonielehrern. Nicht einmal der Forderung wird immer genügt, daß der Lehrer einigermaßen richtig deutsch lesen und schreiben kann. Zwei Originalbriefe eines solchen Musterlehrers lagen mir vor. In dem einen bat er: „schicke mir meinen „Schuhlon““ (Schullohn). In dem anderen machte er eine Bestellung auf Lotterielose wieder rückgängig:

„um frieden in Meiner Haushaltung zu erhalten
„Steichs du die Nummern die du mir angeschrieben
„hast Aus denn ich werde sie nicht Bezahlen der
„Friede ist mir lieber wie die ganze Ludery
dein Ergebenster
Pedro José B.“

Die kläglichen Resultate sind weiterhin durch die großen Schwierigkeiten bedingt, welche sich einem ordentlichen Schulbetriebe entgegenstellen. Es fehlt der Schulzwang. Jeder schickt seine Kinder in die Schule, wann es ihm beliebt und so lange es ihm gefällt. Schulversäumnisse von 50—150 Tagen im Jahre sind an der Tagesordnung. Ist die Arbeit dringend, hat der Junge Prügel bekommen, erlaubte sich der Lehrer einen scharfen Tadel, hegt der Vater einen Groll gegen den Lehrer, weil seine Kinder wegen ihrer Faulheit und Dummheit zurückbleiben, so werden Fränzchen und Lieschen zur Abwechselung ein paar Wochen zu Hause gehalten. Das hat der Lehrer davon!

Wie viele Kinder können aber beim besten Willen nicht regelmäßig zur Schule kommen! Die Wege spotten ja im Winter aller Beschreibung. Für den Erwachsenen ist's mit Lebensgefahr vielfach verbunden, auf grundlosen Wegen, durch Wasser-, Sumpf- und Drecklöcher zu reiten, geschweige denn für Kinder. Es kommt der Winter. Bäche werden zu Flüssen, Flüsse zu Strömen. Brücken werden fortgerissen. Wochenlang ist durch Hochwasser jeder Verkehr brach gelegt. Die Schuldauer beträgt gewöhnlich 2, höchstens 4 Jahre.

Das ist zur Aneignung alles Wissens Notwendigen ausreichend! Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß nur morgens oder nur nachmittags unterrichtet wird. Die Entfernungen sind zu groß. Müssen doch die Kleinen nicht selten 1—1½ Stunden zur Schule reiten.

Die Schulkinder sind nicht immer dankbares Bildungsmaterial. Kommen sie weit her, so ist mit vielen von ihnen in den heißen Sommermonaten nicht Großes zu beginnen. Daheim werden sie zum Lernen nicht angehalten. Ist die Tasche in die Ecke gelegt, so geht's in den Wald, in den Stall oder auf den Acker. Wozu bezahlt man denn auch den Lehrer, wenn die Kinder zu Hause noch lernen sollen?!

Der Schulunterricht wird auf diese Weise eine in jeder Hinsicht schwere aufreibende Arbeit. Wer etwas von Volksschulunterricht versteht, wird das ermessen. Man muß vor manchem Pikadenlehrer den Hut abziehen, der in wirklicher Treue den Kindern sein Bestes giebt und trotz aller Hindernisse und Widerwärtigkeiten, trotz schnöden Undankes jahraus, jahrein seines Amtes waltet.

Jene thatsächlichen großen Notstände auf dem Schulgebiete fordern eine Beantwortung der unmittelbar sich aufdrängenden Fragen: Was ist von berufener Seite zur Hebung jener Nöte geschehen und was muß weiterhin gethan werden?

Das führt uns dazu, mit den Regierungsschulen uns zu beschäftigen.

Die Regierungsschulen.

Die republikanische Regierung der „vereinigten Staaten von Brasilien“ hat es von jeher als eine ihrer vornehmsten Aufgaben betrachtet, ihre ganze Aufmerksamkeit dem Schulwesen zu widmen. Sie wollte das ihr vom Kaiser Dom Pedro II. überkommene Erbe in jeder Weise gepflegt wissen. Schon zur Zeit der pädagogischen Ausstellung in Rio de Janeiro, im Jahre 1883, zählte man 6000 Regierungsschulen im

Lande. Sie standen wenigstens auf dem Papier. Seitdem ist ihre Zahl sicherlich bedeutend gestiegen. Viele Millionen sind für Schulzwecke bewilligt und ausgegeben worden. Da aber der Weg von Rio de Janeiro bis zu den Kolonien ein weiter ist und der Hände viele sind, durch die die Summen gehen, so liegt nach den bisherigen Erfahrungen der Gedanke nahe, daß mancher Milreis in Privatkanäle „irrtümlich" und „zufällig" sich verlaufen hat. Genug, der gute Wille der Regierung und die Notwendigkeit, denselben anzuerkennen, bleibt bestehen.

Man will dem Volke die ganzen Schullasten von den Schultern nehmen. Alles wird kostenlos dargeboten, das Schulgebäude, der Schulunterricht, ja sogar alle Schulgebrauchsgegenstände, Hefte und Bücher, Feder und Tinte. Was will man mehr verlangen? Dann können sich die Regierungsschulen doch wohl sehen lassen? Soweit ist man ja nicht einmal im fortgeschrittenen Deutschland gekommen!

Ja, das könnte so sein, wenn die unerbittliche Wahrheit nicht bestände, daß nicht Gebäude, nicht die Bücher, sondern die Lehrer den Wert der Schule bestimmen. Das könnte so sein, wenn man die rechte Vorstellung von dem hohen Ziel der Schule hätte, daß sie die Kinder zu Menschen im edelsten und höchsten Sinne heranbilden soll, damit sie der Ebenbildlichkeit Gottes immer näher kommen. Das könnte so sein, wollte man sich mit allem Fleiß und Nachdruck der Ausbildung der Lehrer widmen, damit sie zur Erfüllung ihres hohen Berufes befähigt würden.

Von solcher idealen Auffassung der Aufgaben der Schule und des Lehrerberufes ist aber die Regierung weit entfernt. Die Religionslosigkeit ihres Schulsystems hat ihre Früchte gezeitigt genau wie in Frankreich.

Die traurige Verquickung von Schule und Politik hat den Ruin des brasilischen Schulwesens noch beschleunigt. Eine Schullehrerstelle ist eine fette Pfründe. Sie bringt lebenslänglich ein gutes Auskommen, ferner bis zu 3 Monate

Ferien im Jahre. Auf Leistungen kommt es nicht an. So wird ein Handel mit der Vergebung dieses Amtes getrieben. Es wird als Belohnung für gute Dienste im Interesse der herrschenden Partei vergeben. Ein guter Parteimann besteht das Regierungsexamen und wenn er nur zu Not lesen und schreiben kann. Der nicht gesinnungstüchtige Anwärter fällt durch, und sei er der beste Lehrer. Der nicht waschechte Lehrer wird von Ort zu Ort versetzt bis er es leid wird und er seinen Dienst aufgiebt.

So war es bisher, und die neuerdings vereinzelt auftretenden schneidigen und gewissenhaften Schulinspektoren werden auch wohl wenig daran ändern.

Die Thatsache, daß unsre deutschen Kolonisten lieber den elendesten Menschen zum Lehrer nehmen, wenn er nur Deutsch lesen und schreiben den Kindern beibringt, als daß sie ihre Kinder in die Regierungsschule schicken, hat aber noch ihren tieferen Grund. Die Regierungsschulen dürfen nur in der Landessprache, also portugiesisch, unterrichten. Unsere deutschen Kolonisten wollen aber um jeden Preis ihre Eigenart bewahren und die erste Bedingung dafür, die deutsche Sprache ihren Kindern erhalten. Wo ihnen das gesichert ist, da benutzen sie gern die Gelegenheit, ihre Kinder die Landessprache lernen zu lassen. Diese Zähigkeit im Festhalten des höchsten nationalen Gutes sollte nicht nur unsre Bewunderung im alten Vaterlande erwecken, sondern alle Freunde deutschen Volkstumes anspornen, auf alle Weise unsre Brüder draußen in ihrem Streben zu unterstützen.

Was die deutsche Schule von der brasilischen Regierung zu erwarten hat, wird durch folgenden Aufsatz im „Urwaldsboten" trefflich illustriert. Ein Kommentar ist überflüssig.

„Die Schulangelegenheit in unserm Nachbarmunicip muß das Interesse der gesamten deutschredenden Bevölkerung unseres Staates in Anspruch nehmen. Die Staatsregierung traf vor drei Monaten eine Entscheidung, daß die an der ersten gemischten Schule angestellten Lehrer keine Unterstützung

aus Privatmitteln annehmen dürfen, und daß der Unterricht ausschließlich in der Landessprache zu erteilen sei, trotzdem eine von der Bevölkerung gewählte Kommission beim Governador, Herrn Philipp Schmidt,*) dagegen vorstellig geworden war.

Was zunächst den zweiten Punkt dieser Entscheidung anbetrifft, so ist die Regierung formell in ihrem Rechte. Es fragt sich nur, was sie bewogen haben mag, mit der alten toleranten Praxis, der Erteilung des Unterrichts in beiden Sprachen, der deutschen und portugiesischen, plötzlich zu brechen. Hier scheinen mancherlei Erwägungen mitgesprochen zu haben. So hat die Regierung Lehrkräfte angestellt, die der deutschen Sprache nicht mächtig sind, die übrigens nach dem Urteil der „Joinvillenser Zeitung" besser thäten, selbst noch zur Schule zu gehen, als Unterricht zu erteilen. Diesen war es natürlich unmöglich, sich mit den in der überwiegenden Mehrzahl deutschsprechenden Kindern in einer die Zwecke des Unterrichts fördernden Weise zu verständigen. Nach Analogie des in Brasilien allgemein geltenden Satzes, daß das Volk der Beamten wegen da ist, glaubt nun die Regierung wahrscheinlich, daß die Schule der Lehrer wegen da ist. Deshalb muß sich die Unterrichtssprache nicht nach dem Verständnis der Schüler, sondern nach dem der Lehrer richten. Außerdem schießt man mit der Annahme, daß die Regierung für die in Joinville entschieden oppositionell ausgefallenen Bundeswahlen vom 31. Dezember vorigen Jahres und sonstige oppositionelle Regungen eine kleine Revanche nehmen wollte, wohl nicht weit vom Ziele vorbei; dergleichen traurige Auswüchse der Parteipolitik sind hier zu Lande ja nichts Seltenes. Und zuletzt mag es der Regierung auch in die Krone gefahren sein, daß die Bevölkerung sie so energisch an ihre Pflicht mahnte, für bessere Lehrkräfte zu sorgen; sie wollte den obstinaten Unterthanen einmal zeigen, wer eigentlich Herr im Hause ist. Dies sind natürlich nur Vermutungen, die manches für sich haben, zumal für den, der weiß, mit was für Mitteln die landesübliche Politik arbeitet.

*) Nach Abstammung ein Deutscher.

Wie schon gesagt, ist die Regierung in ihrem Rechte, wenn sie in den von ihr unterhaltenen Schulen den Unterricht in der deutschen Sprache verbietet. Ob sie daran klug thut, ist eine andere Frage, die wir von unserem Standpunkte aus verneinen möchten. Indessen darüber läßt sich streiten. Andrerseits sind aber auch die Deutschen ebenso zweifellos in ihrem Rechte, wenn sie verlangen, daß ihre Kinder eine wesentlich deutsche Schulbildung erhalten, selbstverständlich unter thunlichster Berücksichtigung der Landessprache. Aus diesem Konflikt wird es, wenn er zum Austrag gebracht und nicht versucht werden soll, keinen andern Ausweg geben, als den, daß die Deutsch-Brasilianer ihre Kinder prinzipiell von den Regierungsschulen fern halten und sie ausschließlich in Privatschulen schicken. Sich den Regierungsmaßregeln betreffs der Unterrichtssprache, wenn sie verallgemeinert und konsequent durchgeführt werden sollten, zu fügen, würde für die Deutschen nichts anderes als eine Preisgabe ihrer Nationalität bedeuten. Die Staatsregierung möge doch bedenken, daß wir nicht hierher gekommen sind, um in der brasilianischen Nation (im ethnologischen Sinne) aufzugehen. Wir ordnen uns willig dem Gefüge des brasilianischen Staates ein, und können uns rühmen, nicht zu dessen schlechtesten Bürgern zu gehören, unsere Nationalität werden wir uns wie ein kostbares Erbe bewahren, und eine andere Sprache werden wir uns weder im Guten, noch im Bösen aufoktroyieren lassen".

Wenn sich die Regierung die Unterstützung der von ihr angestellten Lehrer aus Mitteln, welche die Bevölkerung aufzubringen bereit ist, verbittet, so scheint darin ein kräftiges Selbstbewußtsein zum Ausdruck zu kommen. Leider liegt diesem edlen Stolze nicht das Bewußtsein erfüllter Pflicht zu Grunde. Wäre die Regierung ihrer Pflicht nachgekommen, indem sie eine genügende Anzahl von Lehrern anstellte und dieselben angemessen besoldete, so daß man angemessene Leistungen von ihnen verlangen könnte, so hätte für die Bevölkerung

keine Veranlassung vorgelegen, ihre Unterstützung anzubieten. „Mit dem Gehalte, welches die Regierung den Lehrern zahlt, können diese nicht leben; das ist ihr sehr wohl bekannt und sollte sie veranlassen, jede freiwillig angebotene Beihilfe anzunehmen, nicht aber sie zurückzuweisen, als wenn sie überflüssig wäre." Mit Recht bezeichnet die „Joinvillenser Zeitung", der die vorstehenden Zeilen entnommen sind, das Verhalten der Regierung als eine Großthuerei, hinter der nichts steckt. So spreizt sich der Hidalgo mit seinem Wappenschild, wenn auch der Mantel, den er trägt, durchlöchert ist.

Nun enthält allerdings die Verfügung der Regierung eine Stelle, durch die die deutsche Sprache gleichsam wie durch eine Hinterthür wieder in den Unterricht eingeschmuggelt werden kann. Diese Stelle ist so charakteristisch, daß wir es uns nicht versagen können, sie wörtlich anzuführen. Sie lautet:

„Sollte der Lehrer bei dem Unterricht der portugiesischen Sprache Schwierigkeiten begegnen, wegen Unkenntnis dieser seitens der Schüler, welche im Schoße ihrer Familien sich nicht daran gewöhnen, die Sprache des Landes zu sprechen, in dem sie geboren sind und leben, so kann derselbe in irgend einer anderen Sprache die ihm notwendig erscheinenden Erklärungen geben, um so den Schülern die Erlernung der Landessprache zu erleichtern."

Aus den im Vorstehenden gesperrt gedruckten Worten klingt deutlich und vernehmbar ein Vorwurf heraus. Allein der Herr Governador wird sich, wenn es ihm auch schwer fällt, daran gewöhnen müssen, mit der Thatsache zu rechnen, daß nicht jeder, der Schmidt oder Müller, Meier oder Schulze heißt, sich seiner Muttersprache entäußert wie eines alten Hemdes. Im Schoße der deutschen Familie wird die deutsche Sprache alleinherrschend bleiben. „In dem Augenblick, da der Deutsche seine Sprache aufgiebt, giebt er seine Sitte, sein Wesen auf und damit steigt er nicht, sondern fällt." So sprach Karl

von Koseritz, der ein guter Deutscher war und zugleich ein vortrefflicher brasilianischer Bürger. Der Deutsche, der seine Sprache gegen die portugiesische eintauscht, verengert zweifellos seinen geistigen Horizont, auch das Gemütsleben wird durch einen solchen Wechsel nachteilig beeinflußt.

Diejenigen, denen es keine Bedenken verursacht, deutsche Privatschulen in Regierungsschulen zu verwandeln, mögen sich die Vorkommnisse in Joinville zur Warnung dienen lassen.

Diese lange Zeit verkannte Verpflichtung, helfend eingreifen zu müssen, haben zuerst evangelische Missions- und Gustav-Adolf-Kreise in sich gefühlt, wovon wir noch zu reden haben. In neuerer Zeit ist auch die römisch-katholische Kirche auf den Schauplatz getreten und entfaltet eine äußerst rege Thätigkeit; in welcher Weise und in welcher Absicht wollen wir im folgenden darzulegen versuchen.

Römisch-katholische Schulen.

Wer die Verhandlungen der Generalversammlungen der deutschen Katholiken von Rio grande do Sul in den letzten Jahren mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, ist erstaunt über den breiten Raum, welchen die Schulfrage, die Pflege und Erhaltung der deutschen Muttersprache einnimmt. In beredten Worten, in volkstümlichen, packenden Ansprachen wurde deutsches Wesen, deutsche Art als das Ideal gefeiert, sei es direkt von den Jesuiten, den Veranstaltern der Versammlungen, sei es indirekt von den Männern, deren sich die Jesuiten als Sprachrohre bedienten. Dieser Thatsache freuen wir uns als Deutsche. Denn sie beweist die Gewalt deutscher Urkraft, welche einen großen Sieg auch unter den deutschen katholischen Kolonisten errungen hat. Mit elementarer Gewalt hatte sich bei ihnen die Ueberzeugung und der Entschluß Geltung verschafft: sieht die Kirche weiterhin müßig zu, wie wir geistig verkümmern, so zeigen wir, daß wir uns ohne sie zu helfen wissen. Diese Bewegung ist den Jesuiten nicht

entgangen. Mit Schmerzen mußten sie ihren Lieblingsplan fahren lassen, dessen Ziel ihr Hauptvertreter noch 1896 **als die äußerlich und innerlich ungetrennte römische Kirche mit einer Sprache (nämlich der portugiesischen Landessprache)** gefeiert hatte.

Unter kluger Benutzung der veränderten Verhältnisse setzten sich nunmehr die Jesuiten an die Spitze der ihnen im tiefsten Grunde unsympathischen Bewegung. Sie, die internationalen Herren, gaben plötzlich die Parole aus: Deutsch ist Trumpf! Der Erfolg war ein gewaltiger. Alles Volk jubelte ihnen zu. Die Mutter Kirche drückte im Ueberschwang von Liebe das Kind ans Herz, welches, „deutsche Schule" genannt, bisher keinen Platz dort hatte und als Aschenbrödel bisher sein Dasein gefristet hatte. Große Thaten erwartet man von der hochgehenden Begeisterung. Eine neue Aera soll hereinbrechen für die Schule. Ja, für die römische Kirche bricht eine neue Zeit in den deutschen Kolonien herein. Der Geschichtskenner sieht den Entwicklungsgang der deutschen katholischen Jesuitenschule voraus. Sie wird zum willenlosen Werkzeug ihrer Stifter werden, denen es um alles andere eher zu thun ist als um Förderung deutschen Denkens. Doch fruchtbarer als der Blick in die Zukunft, ist ein lehrreicher Blick in die Vergangenheit, in die Arbeit der römischen Kirche auf dem Schulgebiete. Wir unterscheiden dabei zwischen niederen und höheren Schulen, da die Behandlung derselben eine wohl berechnet unterschiedliche ist.

Für erstere gilt der Satz: Rom hat gar kein Interesse an der Volksbildung, wenn diese nicht ganz und gar in ihren Dienst sich stellt.

Wo sie sich derselben annimmt, da thut sie es, um das Volk desto wirksamer lenken und regieren zu können. Kann der Zweck, gefügige Werkzeuge der blinden Gehorsam verlangenden römischen Geistlichkeit zu erhalten, ohne Aufwand an geistiger Arbeit erreicht werden, dann um so besser. Die Durchschnittsleistungen der katholischen Kolonieschulen sind

überaus dürftige. Der ganze Nachdruck wird eben auf das Aneignen von Gebeten, auf das Einprägen des Katechismus und auf Gebetsübungen gelegt. Ich kannte eine ganze Anzahl von Schulen, in denen die Kinder eine geschlagene Stunde in der Kirche oder mit Hersagen von Gebeten in der Schule zubrachten — und das bei der ohnedies so knapp bemessenen Schulzeit. Infolgedessen schicken die aufgeklärten Katholiken ihre Kinder vielfach in die evangelischen Pfarrschulen. Bei der konfessionellen Spannung muß die Nötigung zu solchem Schritt doch gewiß eine große sein.

Den Nicht-Katholiken könnte es ja nun gleich sein, was die ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu und ihre Vertreter in der Schule treiben, wenn sie nicht selbst auf das empfindlichste oft geschädigt würden. Ein Jesuit ließ sich einmal folgendermaßen über die Schulfrage aus:

„Inwiefern ist auch der Profan-Unterricht in den Schulen der Leitung der Kirche unterstellt?"

„Es könnte scheinen, als erstrecke sich das Aufsichtsrecht der Kirche nur auf den Unterricht in Glauben und Sittenlehre, sowie auf die sittliche und religiöse Erziehung. Doch dem ist nicht so. Die Kirche nimmt für sich auch das Recht in Anspruch, den gesamten Unterricht, Schulbücher, Lehrer, Methode zu überwachen und wirksam dafür zu sorgen, daß derselbe dem Glauben und der Sittlichkeit ihrer Kinder keinen Schaden bringe.

Und wohlgemerkt handelt es sich hierbei nicht nur um ihre eigenen, d. h. die aus ihren Mitteln gegründeten oder ihr übergebenen Schulen, sondern schlechthin um alle Schulen, welche von katholischen Kindern oder Kindern katholischer Eltern besucht werden."

Ich habe in meinen Koloniegemeinden erlebt, wie schonungslos und aller christlichen Rücksichtnahme auf andere bar die römische Geistlichkeit die Folgerungen aus diesem ihrem Standpunkt zieht. Ihre Praxis offenbart die ganze Lieblosigkeit und Intoleranz, das absolute Fehlen echt christlicher Gesinnung.

An vielen Stellen hatten sich die Kolonisten zusammengethan, ohne Unterschied der Konfession ein Schulhäuschen gebaut und mit vieler Mühe ihre ABC-Schule unterhalten. Dann kamen die Jesuitensendlinge — und das Zusammengehen, der Friede hörte auf. Bei Androhung der ewigen Verdammnis wurde den armen Katholiken verboten, einem Nicht-Katholiken ihre Kinder anzuvertrauen. Lieber sie geistig verkommen lassen, als sie der Gefahr einer ketzerischen Beeinflussung aussetzen! Der weitere Verlauf war in der Regel derselbe: Zuerst ein Kampf des gesunden Menschenverstandes gegen solchen Aberwitz, dann das „sacrificium intellectus", der Verzicht auf eigenes Denken bei den Katholiken, und zum Schluß zwei Schulen, von denen keine etwas leisten konnte. Von den Spuren dieser Segensarbeit der römischen Kirche sind die abgelegenen Pikaden voll.

Ganz anders gestaltet sich das Vorgehen der Jesuiten und ihrer Getreuen, wo es sich um konfessionell stark gemischte Gebiete mit großer deutscher Bevölkerung handelt. Da bieten sie ihre ganze Machtfülle auf. Sie errichten an allen irgendwie bedeutenderen Verkehrsmittelpunkten große Knaben- und Mädchenschulen. Wie die Pilze schießen die Pensionate in reicher Ausstattung aus der Erde allerorten hervor. Mit Sicherheit kann man sie da antreffen, wo von evangelischer Seite die Schularbeit mit Erfolg betrieben wird. Bei den enormen Mitteln, welche den Jesuiten und den Frauenorden zur Verfügung stehen, ist es ihnen ja ein Leichtes, Anstalten zu begründen und in ihrer Einrichtung allen Ansprüchen zu genügen. Es entspricht ganz und gar der Wahrheit und ist mir aus der Seele gesprochen, was vor Jahren die Pastoral-Konferenz der evangelischen Kirche von Rio grande do Sul über die Thätigkeit der Jesuiten in der Schule bekannt gegeben hat.

Was ist's, so fragt man sich, bei diesem emsigen Schaffen der Glieder der Gesellschaft Jesu? Warum legt diese sich hier besonders so sehr auf die Erziehung der Kinder aus besseren

Ständen? Warum wird gerade hier von ihnen dieser Zweig so sehr kultiviert? Nun, derjenige, der unsere Verhältnisse kennt, weiß, daß unser brasilisches Volk wenig religiös ist. Hätten die Jesuiten sich in den Kirchendienst eingedrängt, gesucht vom Altar aus auf das Volk einzuwirken, sie hätten hier schmählich Fiasko gemacht, ja, ihre Kollegen, die katholischen Priester portugiesischer Abkunft, hätten ihnen ihre Stellung sehr erschwert. Wollten sie hier zu Macht, Ansehen und Einfluß kommen, wollten sie auch hier das Volk beherrschen, dann mußten sie andere Wege suchen. Und der Weg, den sie eingeschlagen, war derjenige, der zum Ziele führte. Nach der Berechnung: „Haben wir die Kinder, so haben wir die Alten“ arbeiten alle, und durch die Arbeit in den Internaten haben sich ihnen auch hier immer mehr die Häuser geöffnet. Durch die Eltern der Kinder, die sie in Pflege hatten, haben sie jetzt überall Vorarbeiter; schon jetzt versorgen sie auch schon eine Anzahl deutsch-katholischer Gemeinden, und wenn auch die katholische Geistlichkeit mit Neid auf den wachsenden Einfluß der Ordensleute blickt, so kann sie doch dieses siegreiche Vordrängen derselben nicht aufhalten.

Für unsere evangelische Kirche und für das Deutschtum überhaupt liegt in dieser Arbeit der Jesuiten eine große Gefahr. Sie drängen sich besonders an solche evangelische Christen heran, die kirchlich lau geworden sind. Diese wissen sie denn so zu umgarnen, daß sie als willenlose Werkzeuge für ihre Zwecke und Interessen gegen unsere Kirche und Schule arbeiten. Daß die Jesuiten ferner keine Pfleger des Deutschtums sind, das zeigen sie hier wieder glänzend. In ihren Anstalten in S. Leopoldo ist die portugiesische Sprache Haussprache, nur wenig Unterricht wird in Deutsch erteilt. Kinder, die vorher gut deutsch gesprochen, dann eine Reihe von Jahren die Anstalten der Jesuiten besucht hatten, schämten sich später, der deutschen Sprache sich zu bedienen. Welchen Eindruck machen die großen gewaltigen Bauten der Jesuiten! Ihre Erziehungsanstalt für Knaben nimmt ein ganzes Häuser-

viereck ein, das aus großen 4stöckigen, eleganten Gebäuden besteht. Diesem gegenüber liegt das nicht minder große Töchterpensionat der Schwestern. Betritt man nun diese Anstalt und läßt sich von den freundlichen Ordensleuten herumführen, so kann man nicht umhin, ihnen das größte Lob zu spenden. Die Einrichtung und Ausstattung der freundlich hellen Lehr-, Schlaf-, Speise- und Spielsäle ist so recht in die Augen fallend, elegant, praktisch. Die Anstalten der Jesuiten sprechen für sich selbst und Eltern, die ihren Kindern für einige Jahre eine bessere Ausbildung angedeihen lassen wollen, werden unwillkürlich ihre Augen auf diese Anstalten richten.

Da das Aeußere einladend, empfehlenswert ist, so fragt man in der Regel nicht viel nach den Leistungen, glaubt, diese müssen auch dementsprechend sein. In diesem Stücke bleiben aber die Jesuiten, das hört man vielfach sagen, hinter dem äußeren Scheine zurück. Oeffentliche Examen werden in S. Leopoldo nicht abgehalten, und vielfach hört man die Klagen aussprechen, daß der vielen Feiertage und anderer Gründe wegen die Kinder so recht nicht vorankämen. Darauf kommt es auch diesen Ordensleuten nicht an, das ist nicht ihr Ziel, brauchbare Menschen fürs Leben heranzubilden — wo sie hinaus wollen, das kann man hier bald sehen.

Zur größeren Hälfte ist die deutsche Bevölkerung Rio grande do Sul evangelisch. Die Katholiken sind, so lange sie nicht von den Jesuiten beeinflußt werden, der evangelischen Kirche zugethan. Aus dieser Lauheit mußte die katholische Bevölkerung herausgerissen werden, die katholische Geistlichkeit portugiesischer Abstammung war dazu nicht imstande, die deutschen Jesuiten bekamen darum den Auftrag, dieses Werk auszuführen. Sie haben ihre Aufgabe gelöst und wenn irgendwo, dann führen sie hier einen Kampf gegen die evangelische Kirche, die, ohnehin hier in kläglichem Zustande, weil jahrzehntelang verwahrlost, in Gefahr ist, durch Roms Streiterheer niedergetreten zu werden. Mit Vorliebe nehmen sie

darum Kinder evangelischer Eltern auf und suchen so auf ihre Zöglinge einzuwirken, daß dieselben auf kirchlichem Gebiete ihnen später nichts in den Weg legen, ja ihre Bestrebungen unterstützen.

In der That ist es ganz überraschend zu sehen, wie sowohl die Nonnen als auch die Jesuiten in großer „Toleranz“ Kinder protestantischer Eltern in ihre Institute aufnehmen und ihrer in Liebe sich annehmen, während sie in die Hölle jeden Katholiken verdammen, der seine Kinder in eine Ketzerschule schickt. Eine ganze Anzahl von Schulen und Pensionaten sind rein als Konkurrenzinstitute gegen die Protestanten ins Leben gerufen, mit keiner anderen Absicht, als durch billigere Arbeit den andern die Existenzmöglichkeit zu untergraben. Die durch ihre ungeheuren Geldmittel gegebene Uebermacht hat denn auch hier und da den gewünschten Erfolg gehabt. Moralische Siege kann man das gerade nicht nennen.

Kommen wir abschließend noch einmal auf die katholischen Kolonieschulen zurück. Mit einem ganzen Netz von Pfarrschulen soll die deutsche Kolonie überzogen werden. Der Verband katholischer Lehrer unter Leitung der Jesuiten wird diese Arbeit besorgen. Das Recht dazu kann ihnen kein Mensch verwehren. Es könnte sogar ein Segen darin liegen, wenn nicht die Tendenz eine offenkundige wäre, die konfessionelle Trennung allenthalben herbeizuführen, die schon bestehende Kluft zu erweitern und den Riß zwischen Katholiken und Protestanten zu einem unheilbaren zu machen. In diesem Streben, das deutsche Gemeinschaftsbewußtsein zu untergraben, welches wir im Alldeutschen Verbande und innerlich ihm verwandten nationalen Vereinigungen so sehnlich erstreben, kennt man römischerseits keine Grenzen. Nicht genug damit, daß man den Alldeutschen in der ultramontanen Presse bei jeder geeignet erscheinenden Gelegenheit eins versetzt. Nein, man hat sogar aufgefordert, kein Katholik solle am oberen Taquary-Flusse einem Protestanten Land verkaufen, und man solle den in protestantischen Händen befindlichen Landbesitz aufkaufen, um das ganze (NB. reiche) Gebiet rein katholisch

zu machen. Ein „schöner“ Anfang dazu ist gemacht. Die große Pikade Santa Clara ist gesäubert von dem Gift protestantischer Ketzerei. Die wenigen Protestanten wurden ausgekauft, die in Mischehen Lebenden „umgetauft“. Selbst den Katholiken, die nicht ganz waschecht schienen, verleidete man das Wohnen derart, daß sie fortziehen mußten. Nun ist Santa Clara eine ultramontane Musterkolonie und unverblümt wird die Parole ausgegeben: Der ganze Taquary katholisch! Eine Antwort darauf gab unser Sonntagsblatt in einem kleinen Gedicht, das hier seinen Platz finden möge:

Den Glaubensbrüdern am oberen Taquary zum Gruß!

(Ein Nachklang zur Kirchweih in Lageado. 5. Februar 1899.)

Wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark. 1. Kor. 16, 13.

„Wachet!“ Schaut dem Feinde fest in das tück'sche Auge,
daß er wie Vampyre nicht euch das Blut aussauge!
„Steht im Glauben!“ ruft euch zu Gottes heil'ges Wort;
darum hebt des Glaubens Schild hoch an jedem Ort!
„Männlich seid!“ und keiner zieh' feige sich zurück.
Eurer Väter wert euch zeigt jeden Augenblick!
„Stark im Glauben“ seid ihr stark, scheint auch klein die Kraft,
Gott ist's, der wie David einst auch den Sieg euch schafft!

H.

Aber nicht nur dort, sondern allenthalben regt sich der Heißhunger der Jesuiten, am Caby, am Rio do Sinos, am Jacuhy. Ihre Augen haben sie auf die neuen Siedelungsgebiete in den alten Missionen vor allem gerichtet. Sie fordern von der Siedelungsgesellschaft „rein katholische“ Pikaden, was ihnen auch bereitwilligst zugestanden ist. Schulen und Kirchen werden ihnen erbaut. Dagegen läßt sich vielleicht nichts einwenden. So wird der konfessionelle Friede wenigstens dort nicht gestört. **Aber für das Deutschtum sind jene gesäuberten Pikaden verloren.** Daran ist kein Zweifel. Napoleon hat einmal gesagt: „Schabt den Russen ab, und es kommt der Tartar heraus.“ So auch hier. „Schabt den

deutschen Jesuit ab, und es kommt der internationale Jesuit heraus, der undeutsch ist bis aufs Mark.“ Haben sie ihre Schäflein erst in ihren geschlossenen Pikaden beisammen, stört keiner ihre Kreise, so brauchen sie die nationale Maske nicht mehr.

Was man in den römischen Forderungen nach rein katholischen Pikaden klüglich verschweigt, das wird den Protestanten in den neuen, zukunftsreichen Siedelungsgebieten später noch große Schwierigkeiten machen. Man wird mit der schon erwähnten Rücksichtslosigkeit in den nicht „rein katholischen“ Pikaden unbedingte Parität fordern, wird schlauerweise zuerst die Katholiken mit den Protestanten zusammengehen lassen und dann fordern: Katholische Lehrer für die gemischte Schule oder Neubegründung einer „rein“ katholischen Schule. So wird man alle Vortheile ausnützen, auf der ganzen Linie die Protestanten zurückdrängen, wenn diese nicht die Augen aufmachen und beizeiten Vorkehrungsmaßregeln treffen.

Was im Kampfe um die Schule auf dem Spiele steht für die evangelische Kirche und für das Deutschtum, wird uns ein Blick auf die bisherigen Leistungen der evangelischen Kirche auf dem Schulgebiete zeigen.

Die evangelische Kirche und deutsches Schulwesen in Brasilien.

Um der besseren Uebersicht willen wollen wir auch in diesem Abschnitt die Kolonie- und die höheren Stadtschulen gesondert behandeln. Es gab eine Zeit, da konnte sich die deutsche Presse in Rio grande do Sul nicht versagen, die „engbrüstigen Barmer und Baseler Missionszöglinge“, wie sie Koseritz einmal nannte, zu verdächtigen und herabzusetzen. Das geschah um der Parität willen. Mußte man gegen die Jesuiten vorgehen und ihre Praxis brandmarken, so erforderte es die Rücksicht auf die Katholiken, daß ihnen als Ersatz dafür ein Zerrbild der „engbrüstigen“ protestantischen Geistlichen zum Labsal und schadenfrohen Ergötzen geboten wurde.

Man machte es damals genau so wie heute mit den protestantischen Missionaren in China. Ein Vertreter der früheren deutschen Diplomatie — das bringt natürlich nur ein „Protestant" fertig — gefiel sich darin, unsere evangelischen Missionare vor aller Welt als Hauptschuldige an den blutigen Wirren in China zu geißeln. Als einem gewiegten Diplomaten war es ihm nicht entgangen, daß die katholischen Missionare mit ihren anmaßenden und dem chinesischen Nationalgefühl hohnsprechenden Forderungen und Handlungen, mit ihrem Sich-Verkriechen hinter den weltlichen Schutz der Mächte und daraus entstehenden politischen Verwickelungen zum großen Teil jene blutigen Greuel verschuldeten. „Um der Parität willen" warf er die Protestanten mit den Katholiken in einen Topf, aber „wider die Parität" die protestantischen Missionare ganz zu unterst, und die ganze, einem ernsten Christentum unfreundlich gesinnte Presse konnte jubeln: Seht, das nennt man christliche Mission! Alle jene schmählichen, die evangelische Mission herabsetzenden Behauptungen sind unbewiesen und, weil das Beweismaterial fehlt, unbeweisbar. Aber vergebens warten wir auf das offene Bekenntnis, daß der evangelischen Mission bitteres Unrecht gethan sei — um der Parität willen.

Die ersten Pioniere der evangelischen deutschen Kirche im Urwalde haben sich durch ähnliche Unterstellungen nicht irre machen lassen. Sie haben ihre Pflicht nach bestem Können gethan, ja, über ihre Kräfte haben sie gearbeitet. Sie haben sich aufgearbeitet im Dienste der Kirchen- und der Schulgemeinden. In einer Zeit, da es noch keine Aerzte gab, boten sie uneigennützig, ohne Ansehen der Person, ohne einen Unterschied zwischen den Konfessionen zu machen, ihre vielbegehrte Hilfe dar. Durch ihre stille treue Arbeit rangen sie auch ihren Gegnern Achtung ab. Wie hat auch Koseritz, der große Vorkämpfer der Deutschen in Rio grande do Sul, nachher eine ganz andere Stellung zu ihnen eingenommen! Wie hat er den evangelischen Pfarrer Peters, dessen Name im Cahy-

Gebiete nicht sobald vergessen wird, wegen seiner grenzenlosen Opferwilligkeit nach seinem frühen Tode gefeiert!

Am nachhaltigsten arbeiteten die evangel. Pfarrer jedoch in der Schule. Hier setzten sie mit ganzer Kraft ein. Sie hielten sich nicht für zu hoch, den Kindern in erster Linie sich zu widmen, eingedenk der Mahnung ihres Herrn und Meisters: „Lasset die Kindlein zu Mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Himmelreich!“ Die Zahl der zur Riograndenser Synode gehörenden evangelischen Pfarrer beträgt ungefähr 40, welche mit ganz geringer Ausnahme eine ein- oder mehrklassige Schule leiten und selbst unterrichten. Der Verfasser der Broschüre „Die deutsche Schule in Brasilien“,*) welchem keiner den Vorwurf konfessioneller Voreingenommenheit machen wird, sagt Seite 11: „Leider befinden sich die Kolonieschulen vielfach noch auf dem Niveau der preußischen Schulen unter Friedrich dem Großen: ausgediente Feldwebel und ehemalige Unteroffiziere sind der beste Teil ihres Lehrermaterials. Nennenswerte Erfolge erzielen überhaupt nur diejenigen Kolonieschulen, in denen der Ortsgeistliche den Unterricht übernommen hat.“ Da die römischen Geistlichen mit Unterricht in den Kolonieschulen sich nicht befassen, so gilt diese Anerkennung den evangelischen Pfarrschulen, welche dieselben wohl verdienen.

Ich habe auf meinen Reisen durch die Kolonien Schulen kennen gelernt, die einen Vergleich mit gleichgearteten Schulen im alten Vaterlande wohl aushalten können, trotz der unvergleichlichen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen haben. Einige von den Gemeindeschulen, die ich als besonders leistungsfähige in der Erinnerung habe, möchte ich besonders namhaft machen: Die Schule zu Sapyranga (Leonerhof), Taquara do Mundo Novo, Novo Hamburgo, São Sebastião do Cahy, Feliz, Rio Pardinho, Santa Maria da Bocca do Monte, Villa Thereza, Polotas. In der Stadt São Leopoldo, in São João do Monte Negro, in São Sebastião haben die

* Deutsch-brasilischer Verlag (F. Giesebrecht) 1899. 50 Pf.

Pfarrer mehrklassige, den Charakter einer Realschule tragende Schulen eingerichtet, die einen erfreulichen Aufschwung nehmen. Ganz besondere Opfer bringt die evangelische Gemeinde in der Hauptstadt Porto Alegre, um eine höhere deutsche Töchterschule zu unterhalten. Der Ortsgeistliche, Herr P. Schwarz, hat um die Entwicklung derselben ein großes Verdienst. Ihm und der Gemeinde darf man zu solcher Schule Glück wünschen.

Die große Schule des deutschen Hilfsvereins in Porto Alegre ist ihrem Charakter nach interkonfessionell. Der Direktor, welchem sie ihr erstaunliches Aufblühen verdankte, ist der evangelische Pfarrer Kleikamp aus Bethel bei Bielefeld. Die Schulsprache ist deutsch. Es wird Portugiesisch, Englisch, Französisch, Algebra, Physik, Chemie außer den gewöhnlichen Fächern gelehrt.

Ein allgemeines Interesse beanspruchen die beiden großen Institute der Riograndenser Synode, das Töchterpensionat „Evang. Stift", welches uns noch besonders beschäftigen wird, und die Synodalschule in Santa Cruz. Beide Schulen befinden sich noch in der Entwicklung. Sie sind die Lieblingskinder, aber auch die Schmerzenskinder der Synode. Sie stehen beide in Gefahr, aus Mangel an den nötigen Existenzmitteln zu Grunde zu gehen. Die römische Konkurrenz sucht ihnen beiden den Garaus zu machen durch Unterbieten und Verdächtigen. Es wäre ihr höchster Triumph, wenn ihr das gelänge. Aber dahin darf es nie und nimmermehr kommen. Die Ehre unsrer evangelischen deutschen Kirche in Rio grande do Sul und der alten Heimat fordert das gebieterisch.

Wir könnten den Schlag nicht verwinden, wenn wir mit diesen bedeutsamen Unternehmungen einen Mißerfolg erlebten. Es müssen hüben und drüben alle Anstrengungen gemacht werden, um diese synodalen Anstalten auf die Höhe zu bringen und auf der rechten Höhe zu halten, damit sie ihre große Mission erfüllen können.

Die Synodalschule in Santa Cruz, ein Geschenk der dortigen evangelischen Gemeinde, ist in der Absicht ausgebaut,

sie zu einer höheren Schule auszugestalten, und sie zu einer Lehrerbildungsstätte zu machen. Es ist ein jahrzehntelang gehegter Wunsch, ein eigenes Lehrerseminar ins Leben zu rufen, um dem immer empfindlicher werdenden Lehrermangel abzuhelfen und den begabten Söhnen Gelegenheit zu einer gediegenen deutschen Bildung zu geben. Die leidige Geldfrage hat den Gedanken stets scheitern lassen. Nun aber drängt alles daraufhin, mit Gott es zu wagen und mit sieghaftem Mut das große Werk weiter zu führen. Eine Hochburg evangelischen Deutschtums muß unser Seminar werden, und jeder wahrhaft deutsche Mann sollte helfen, daß es festgefügt und widerstandsfähig gemacht werde gegen alle Anläufe und Stürme. Wir können es beweisen, daß wir als **evangelische Deutsche** wie überall im Auslande so auch in Brasilien die eigentlichen Träger des deutschen Gedankens sind, der mit der ganzen Liebe und Begeisterung für das neue Vaterland die Pflege der Geistesgemeinschaft mit dem alten Vaterland zu verbinden weiß.

Der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin hat das große Verdienst, sich seit langen Jahren der Pflege und Erhaltung des evangelischen Deutschtums nicht allein, sondern des Deutschtums überhaupt in unerreichtem Maße angenommen zu haben. Fern von jener Engherzigkeit, die nur das Ihre sucht, alles nehmen und nichts geben will, hat jene hohe Kirchenbehörde ihren Geistlichen bereitwilligst erlaubt, sich in den Dienst des Deutschtums überhaupt zu stellen. So verdanken ihrem Entgegenkommen die heute so blühenden, zu großen Hoffnungen berechtigten deutschen Schulen in Rio de Janeiro und Petropolis, in Blumenau und São Paulo, die zahlreichen Schulen der Kolonien in den Staaten Santa Catharina, Paraná, São Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo ihre Entstehung.

Man hat sich leider in Deutschland daran gewöhnt, solche großartigen Beweise von Entgegenkommen, solche uneigennützigen Dienste der evangelischen Kirche zum Besten des deutschen Ansehens im Auslande als etwas Selbstverständ-

liches anzusehen und glaubt, es ihr kaum danken zu müssen. Da darf man es getrost unternehmen, den nationalen Kreisen gelegentlich wieder in die Erinnerung zu bringen, was das Deutschtum protestantischer Arbeit verdankt, selbst auf die Gefahr hin, von gegnerischer Seite des Eigenlobes bezichtet zu werden. Wir haben wahrlich ein Recht, hinweisend auf die großen Unterstützungen, welche man den Deutschen in den Ostmarken, in Oesterreich und vielerwärts sonst angedeihen läßt, klagend zu fragen: wollt ihr der rechten deutschen Pioniere im brasilischen Urwalde und ihrer Werke nicht mehr als bisher gedenken?

Angesichts der großen Nöte und Aufgaben und der Gaben, die uns dafür gereicht werden, müssen wir mit herzlichem Danke seufzen: „Was ist das unter so viele?!"

Gott sei Dank, daß die Führer unsrer Volks- und Glaubensgenossen da draußen es zum Grundsatz sich gemacht haben, nicht zu klagen und über geringe Hilfe zu jammern, sondern daß sie sich Gottes Wort zur Richtschnur dienen ließen: „Bete und arbeite! — Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden!" So wollen wir es daheim auch halten. Darum sind wir auch mit einem glaubensfröhlichen „Ich hab's gewagt" frisch ans Werk gegangen, um einen Gedanken zu verwirklichen, der in seiner Ausführung, will's Gott, unsrer deutschen evangelischen Schule in Brasilien Segen bringen und manchem unserer treuen Berufsarbeiter eine große Sorgenlast abnehmen wird.

Eine Lehrerinnen-Stiftung für Brasilien.

Das ist ein Plan, der so völlig neu auch in unsere brasilischen Kreise hineingetragen wird, daß ich notwendigerweise seine Entstehungsgeschichte wiedergeben muß. Es war auf meiner Rückreise im Hafen von Paranaguá an einem Sonntagabend. Ich lag in meinem Schiffsstuhl an einem verborgenen Plätzchen. Ringsum war alles still. Kein Lüftchen

bewegte sich. Da überkam mich eine große Traurigkeit. Ich stellte Vergleiche an zwischen meinem ersten und dem jetzigen letzten Besuch in Paranaguá. Welcher Gegensatz! Damals voll Kraft und Frische, voll Hoffnung, der großen Sache meines Heilandes dienen zu können — und nun kehrte ich heim, schon mit gebrochener Gesundheit, ungewiß, wie alles noch werden könne. Aber ungeschwächt war der Trieb, welcher mich einst in die Fremde geführt, vielleicht noch gesteigert das Verlangen, von dem daheim zu zeugen, was ich draußen gesehen und erfahren hatte. Ueber all dem Sinnen und Betrachten der uns so wunderbar oft scheinenden Wege, welche Gott die Seinigen oft führt, wurde es mir zur Gewißheit, daß ich nicht umsonst aus Todesgefahr errettet sei. Als einen von Gott gewiesenen Weg betrachtete ich den Gedanken, der in jener Stunde des Bangens und Durchringens mir geschenkt wurde. Auf meinen Reisen hatte ich die Beobachtung gemacht, wie schwer die meisten meiner Amtsbrüder mit ihren Familien sich durch das Leben schlagen müssen. Wie oft habe ich mich gefragt: was soll aus den Familien werden, wenn ihnen eines Tages der Ernährer genommen wird? Wenn die wenigsten Familienväter schon jetzt nur unter ungeheuren Opfern und Entsagungen etwas Besonderes an die Erziehung ihrer Kinder legen können, wieviel weniger wird eine Witwe mit ihrer kaum zum Lebensunterhalt ausreichenden Pension dazu imstande sein? Weiter sagte ich mir: es ist doch ein Jammer, daß unsere Pfarrer, welche sich im Dienste für andere verzehren, nicht über so viele Mittel verfügen, daß sie von den Wohlthaten ihrer eigenen Schöpfungen Gebrauch machen können. Da steht das schöne Töchterpensionat der Synode, und die eigenen Töchter ausreichende Zeit dort hin zu schicken fehlt es den Pfarrern an dem nötigen Einkommen! Um im Kampfe ums Dasein auf eigenen Füßen stehen zu können, ist aber den Töchtern aus dem Pfarrerstande eine weitere Ausbildung, die Fähigkeit, von dem Erlernten Gebrauch zu machen, unerläßlich. Da sie nun zumeist eine gewisse

Veranlagung und Uebung aus dem Elternhause gerade für den Beruf mitbringen, welcher dem Wesen der Frau am natürlichsten ist, für die Erziehung der Jugend, so liegt nichts näher, als ihnen zur Vervollkommnung ihrer Gaben die Möglichkeit zu verschaffen. Habe ich nun auch in allererster Linie an die Pfarrertöchter, die verwaisten zumal, gedacht, so ist es mir doch unzweifelhaft, daß es außer diesen genug begabte und lernbegierige, vermögenslose junge Mädchen in unseren Kolonien giebt, die mit Freuden zu Lehrerinnen sich würden ausbilden lassen. Man muß bedenken, daß Lehrerinnen auf den Kolonien so gut wie gar nicht sich finden. Wie würden solche mit offenen Armen aufgenommen, wenn sie nur kommen wollten! Was gäben unsere Kolonisten darum, wenn sie ihre Mädchen in die Obhut einer guten Lehrerin geben könnten, bei der sie auch weibliche Handarbeiten lernen könnten!

Bei der stets wachsenden Zahl unserer Pfarrer findet die Lehrerin einen Rückhalt und eine starke Stütze an dem Pfarrhause. Ja, sie hat die Möglichkeit, in der Gemeinde eine Stellung sich zu verschaffen, wie sie nicht angenehmer gedacht werden kann. Wie sich eine Lehrerin bethätigen kann, zeigt z. B. folgende Notiz aus unserem Riograndenser Sonntagsblatt:

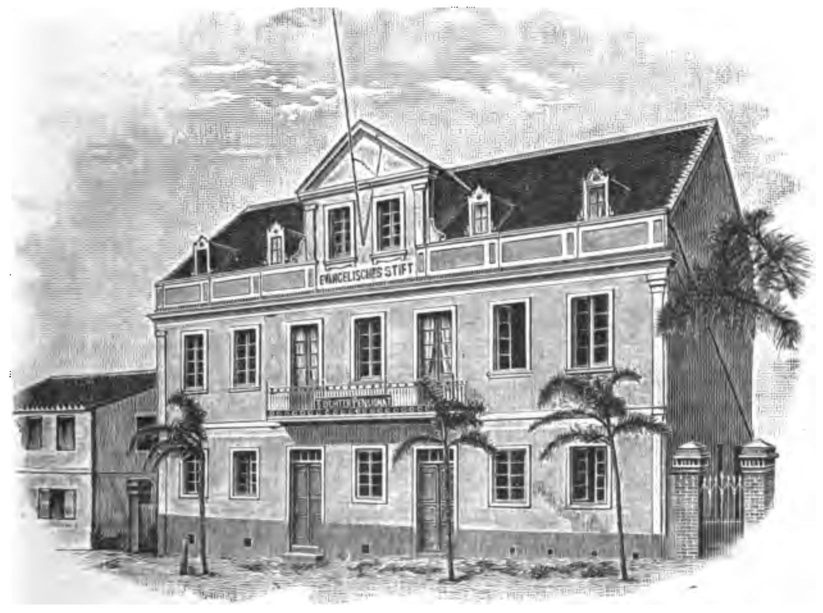
In der Neuschneiz hat sich ein Mädchen-Gesangverein gebildet, der nun schon länger als ein halbes Jahr fleißig seine christlichen Lieder, zumeist aus der „Kl. Missionsharfe", übt. Jeden Sonntagnachmittag versammeln sich die 25 jungen Mädchen der Kolonie, die im Alter von 15—20 Jahren stehen, und üben und singen mit frohem frischen Mute zu ihrer Lust und sicher unseres Gottes Freude ihre schönen Weisen im Pfarrhause, das seine Räume gerne dafür hergiebt. Das ist so recht ein gutes und nachahmenswertes Beginnen, dessen Mühe und Opfer, die besonders für die rührige Leiterin des Gesanges, Frl. Emma Hunsche, damit verbunden sind, sicher durch die Früchte solcher Arbeit weit überragt wird.

Wie liegen zur Zeit so viele wertvolle Kräfte in unsern evangelischen Koloniegemeinden brach! Wie viele Kirchen stehen Sonntags leer, weil der Pfarrer auswärts in einer seiner 3—6 Filialen zu predigen hat. Welches Leben könnte da nicht in die Gemeinden gebracht werden, wenn die jungen Mädchen angeleitet würden, Sonntagsschulhelferinnendienste zu thun, mit den Kindern zu singen, ihnen vom Heilande, dem großen Kinderfreund, zu erzählen! Wie gern würden auch die Großen noch mit singen lernen! Sonntagsheiligung kennt man auf den Kolonien nicht — aber was geschieht denn auch, um den Sonntag als Sonntag kenntlich zu machen? Der Gemeindegesang im Gottesdienst ist meist erbärmlich — aber wo hätten die Kinder das Singen lernen können? Der Kirchenbesuch seitens der Jugend ist fast ausnahmslos über die Maßen kläglich — aber wer hätte ihnen denselben lieb und wert gemacht?

Ich habe es in meinen Gemeinden erlebt, und meine Amtsbrüder werden mir es aus ihrer Erfahrung bestätigen, wie zusehends die Teilnahme der Gemeinde am gottesdienstlichen Leben wächst, sobald gut gesungen wird. Meine sangesfrohen Schulkinder hätten ihren Eltern eher eine Szene zu Hause gemacht, als daß sie sich vom Besuche des Gottesdienstes hätten fern halten lassen. Es muß stets von neuem betont werden: Wer die Jugend hat, hat die Gemeinde. Darum muß sich der Jugend mit aller Kraft annehmen, wer Leben in die Gemeinde bringen will.

Gehilfen für diese Arbeit heranzubilden, das muß die vornehmste unserer Aufgaben werden. Diese wichtige Aufgabe lösen zu helfen, dazu soll die evangelische Frauenwelt im lieben deutschen Vaterlande aufgerufen werden. Es hat sich ein Komitee von evangelischen deutschen Frauen gebildet, welche für diesen Gedanken sich begeistert haben und ihn in die weitesten Kreise hineingetragen wissen möchten. Nach den vielfachen Aufmunterungen, die uns zu teil geworden sind, zweifeln wir nicht, daß der am Schlusse dieses Ab-

schnittes zur Kenntnis gebrachte Appell an die deutschen Frauen ganz besonders in den Gustav-Adolf-Frauenvereinen den lebhaftesten Wiederhall finden wird. Es handelt sich ja um ein Werk, das von größter Bedeutung für die weitesten Kreise in Schule und Kirche auf unseren Kolonien zu werden berufen ist. In ungeahntem Maße treiben unsere Frauenvereine Reichsgottesarbeit, indem sie einen Quell erschließen helfen, dessen Lebenswasser, wenn Gott Gnade dazu giebt, die verödeten oder verkümmernden Felder neu beleben soll. Selten bietet sich wohl eine Gelegenheit, mit geringen Mitteln so viel Gutes zu schaffen, als gerade hier. Wir brauchen die uns dargebotenen Mittel nicht in kostspielige Bauwerke zu stecken.



Evangelisches Stift.

Das Töchterpensionat „Evangelisches Stift" steht, gottlob! fertig und wohl eingerichtet da. Wir können nach Beendigung unserer Vorbereitungen jeden Pfennig unmittelbar seiner

Bestimmung zuführen. Klein beginnen wir. Setzt uns aber die Liebe unserer Glaubensgenossen dazu in den Stand, so fassen wir ins Auge, die Begründung und Einrichtung von Kleinkinderschulen und Sonntagsschulen zu erleichtern und unsern Lehrerinnen den Beitritt zur Invalidenkasse zu ermöglichen, so daß sie, vor größter Not bei Krankheit und Erwerbsunfähigkeit geschützt, mit ganzer Freudigkeit den Kindern dienen können. Dieses Ziel durften wir ins Auge fassen, nachdem uns gleich zu Beginn unserer Arbeit eine Hauptaufgabe abgenommen ist, die wir uns gestellt hatten, die Fürsorge für die Institutslehrerinnen des „Evang. Stift". Der Vorstand der „Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" ließ sich von mir nach meiner Rückkehr aus Brasilien überzeugen, daß man es den Lehrerinnen, die in Deutschland für das „Evang. Stift" geworben würden, schuldig sei, sie vor allen Zufällen für die Dauer ihrer vereinbarten Auslandsthätigkeit zu schützen und ihnen außer freier Hin- und Rückreise und gebührendem Gehalt die Beiträge für eine entsprechende Alters- und Invaliditätsversicherung zu zahlen. Nur so könnten tüchtige Lehrkräfte, die Lebensbedingung für das „Evang. Stift", in Deutschland gewonnen werden.

Dieses wurde einstimmig beschlossen und ausdrücklich wurden den schon z. Z. am Institut wirkenden Damen, welche die Gesellschaft aus Deutschland hinübergeschickt hat, der Genuß dieser neuen Wohlthat zugesprochen. Das verdient die höchste Anerkennung. Sind nun schon unsre ersten Schritte von solchem sichtbaren Segen begleitet, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß Gott der Herr sich auch weiterhin zu unserm im Glauben an Ihn begonnenen Werke bekennen werde.

Aufruf!

75 Jahre deutscher Kolonisationsarbeit in Süd-Brasilien sind beendet. Mit Bewunderung muß All-Deutschland erfüllen, was deutscher Fleiß in diesem Zeitraum gewirkt und

erreicht hat. Blühende Kolonien sind allenthalben aus der Wildnis jener unermeßlichen Urwälder und weiten Campoflächen entstanden, ein schöner Lohn für die unsäglichen Mühen und Entbehrungen, unter denen viele Tausende unsrer Volksgenossen eine zweite Heimat sich begründet haben.

Traurig aber, unsagbar traurig ist es in Kirche und Schule bestellt. An die Zeiten des 30jährigen Krieges erinnern darin die Zustände. Spät, doch nicht zu spät hat evangelische Nächstenliebe sich aufgemacht und hat durch die „Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika" eine ansehnliche Schar von Missionaren und Pfarrern hinausgesandt, die unter denkbar schwierigen Verhältnissen, in entsagungsreicher Hingebung und Treue in Kirche und Schule zugleich arbeiten. Aber gegenüber den schreienden Notständen auf geistigem Gebiet sind ihre Kräfte völlig unzureichend. Da gilt es, Lehrkräfte zu gewinnen und bei der großen Schwierigkeit, dieselben aus der alten Heimat zu entsenden, im eigenen Lande auszubilden. Die sich steigernde trostlose Lage Brasiliens macht es indessen unseren Volksgenossen zur Zeit schwer möglich, dieses Werk anzugreifen. Sollen wir nun ihrem schweren Ringen um Erhaltung ihres Glaubens, ihrer Sprache, ihrer Sitten teilnahmslos zuschauen? Das sei fern! Wir Frauen wollen thatkräftig an der Hebung der großen geistlichen, uns besonders nahe berührenden Nöte unserer Mitschwestern im fernen Lande mithelfen.

Unser Ziel ist, unbemittelten, begabten jungen Mädchen zunächst aus den Kreisen der brasilischen Berufsarbeiter ganz oder teilweise die Mittel zur Ausbildung als Kolonie-, Stadt- oder Kleinkinderschullehrerinnen darzureichen; den ausgebildeten Lehrerinnen den Beitritt zur Pensions- und Invalidenkasse zu erleichtern und endlich durch Mitbenutzung des synodalen Töchterpensionates „Evang. Stift" zu Novo Hamburgo, im Herzen der deutschen Kolonien von Rio grande do Sul, dieses schwer bedrängte, um seine Existenz ringende Institut stützen zu helfen.

Zum Andenken an die Begründer des „Evang. Stift", die ersten treuen Vorkämpferinnen für weibliche Jugendpflege in Brasilien, soll unsre Stiftung den Namen **„Geschwister Engel-Lehrerinnen-Stiftung"** führen.

Eine Reichsgottesarbeit von solcher Bedeutung zu unterstützen, werden die lebendigen und weitherzigen Glieder unserer Heimatkirche als ihre heilige Pflicht erkennen.

Aber auch auf die Hilfe aller Freunde deutschen Volkstums glauben wir rechnen zu dürfen, da es sich um erfolgreiche Bewahrung und Förderung geistigen Nationaleigentums in Brasilien handelt.

Der Sympathien aller edlen Menschenfreunde für unsre Arbeit sind wir gewiß, da wir uns vor allem auch der aufstrebenden, mittellosen jungen Mädchen annehmen wollen, um ihnen einen schönen Beruf zu erschließen und eine gesicherte, würdige Lebensstellung zu ermöglichen.

So lassen wir in alle deutschen Lande unsre Bitte hinausgehen, in der fröhlichen Glaubenszuversicht, daß vieler Herzen und Hände zur Mithilfe sich bereit finden werden.

Das Komitee:

Frau Propst Freiin **von der Goltz**, } Berlin,
" P. **Lahusen**, }
" **Frieda Ufer-Held**, Barmen,
" Missionsinspektor **Oehler**, } Basel,
" Prof. D. theol. **von Orelli**, }
" P. **W. von Bodelschwingh**, Bethel b. Bielefeld,
" P. **Kloeppel**, Bochum,
" Konsistorialrat Prof. D. theol. **Sachsse**, Bonn,
" P. **Josephsohn**, } Bremen,
" **L. Tideman**, }
Frl. **L. Hueck**, Dortmund,
Frau Oberkonsistorialrat **Dibelius**, Dresden,
" Senior D. theol. **Behrmann**, } Hamburg,
Frl. **W. Burmester**, }
Frau Hauptpastor D. theol. **Röpe**, }
" P. **O. Weymann**, }
" Superintendent **Nelle**, Hamm,
" Oberbürgermeister **Lauter**, Karlsruhe,
" Generalsuperintendent **Umbeck**, Koblenz,
" Senior **Ranke**, } Lübeck,
" P. **Becker**, }

Frau P. **Beckey**, } Köln,
" Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **O. Jäger**,
" P. **Rebensburg**,
" Lic. theol. **Weber**, M.=Gladbach,
" Superintendent **Hannesen**, Mülheim a. d. R.,
" Generalsuperintendent D. theol. **Nebe**, Münster,
" P. **von Bracken**, gb. Engelbert, Saarn,
" Geh. Kabinetsrat **Kübel**, } Stuttgart.
Frl. **A.** und **M. Schwab**,

Der geschäftsführende Ausschuß des deutsch=evangelischen Frauenbundes: Frau Pfr. **Schrader**, Vors., Cassel=Wehlheiden, Frl. **M. Ganslandt**, Cassel, Königsthor, Frl. **Elis. Consbruch**, Cassel, Wilhelmshöher Allee 4, Frl. **Paula Müller**, Hannover, Holzgraben 2, Frl. **Anna Schönian**, Cassel, Bismarckstraße 2.

Das Kuratorium:

Schubart, Superintendent und Hofprediger, Ballenstedt a. H., Vors.,
Oberkonsistorialrat Dr. **Merz**, Stuttgart,
P. **Tischhauser**, Basel,
P. **Pechmann**, Präses der Riograndenser Synode, Novo Hamburgo,
P. **C. Hoppe**, weil. Reiseprediger der Riograndenser Synode, Schriftführer und Kassierer, Essen a. d. R.=Rüttenscheid.

Kapitel 4.

Erfolge der evangelisch-deutschen Kirche auf rein kirchlichem Gebiete.

Die alten und die jungen Pioniere. Erfreulicher Rückblick. Synodale Reisepredigt und deren Kinder: Das Waisenhaus „Asyl Pella"; das evang. Altenheim „Bethanien"; Indianermission; Skandinaviermission. Das synodale Sonntagsblatt. Die „deutsche Post". Brasilische Schullitteratur. Die Erziehungsanstalt Santa Izabella (St. Santa Catharina). P. Tischhauser und die Württemberger. Die Thätigkeit der Heimatkirchen: Das Morgenrot einer besseren Zeit. Freiherr Propst D. von der Goltz und die Eisenacher Kirchenkonferenz. Lutherischer Konfessionalismus. Die Teilnahme des Deutschen Reiches, des deutschen Kaisers und deutscher Fürstenhäuser. Die Diasporakonferenz. Wertvolle Richtlinien. Der Evang. Hauptverein für deutsche Auswanderer. Divisionspfarrer Fabarius. D. Albinger.

Haben wir die fruchtbare Thätigkeit der evangelischen Kirche auf dem Schulgebiete vorangesetzt, so liegt es darin begründet, daß letztere ihre Hauptkraft gerade auf die Pflege

der Schule verwandt hat. Die Früchte dieser Arbeit werden in den kommenden Zeiten erst zur vollen Reife kommen und gewürdigt werden. Die alten Pioniere haben auf Hoffnung gesäet, sind wohl oftmals entmutigt, weil sie wenig Erfolg ihrer Arbeit erlebt haben. Uns jüngeren ist es in steigendem Maße entgegengetreten, wie wertvoll es schon war, wenn aus den alten Kolonien die selbständig gewordenen Kinder in die neu gebildeten Gemeinden herzugewandert kamen und erklärten: wir wollen Kirche und Schule und einen ordentlichen Pfarrer. Das sind wir gewohnt. Unsere Pfarrer Wegel, Smidt, Hunsche, Schwarz, Dietschi, Hasenack, Hildebrand, Schreiber u. s. w. haben es so gemacht. Das ist mir bei meinen organisatorischen Arbeiten immer so sehr erfreulich gewesen, daß man auch bei scheinbaren Mißerfolgen bei treuer Arbeit „fröhlich in Hoffnung" sein darf. Die jüngere Generation unsrer Berufsarbeiter soll und wird die schwere Vorarbeit ihrer älteren Brüder in dankbarem Gedächtnis behalten. So wenig nun auch unsre evangelische Kirche Ursache hat, auszuruhen — das glauben wir genügend dargethan zu haben — so viel Ursache hat sie, dankbar auf die Erfolge zurückzublicken, die sie, dank der Hilfe Gottes, auch auf rein kirchlichem Gebiete verzeichnen darf.

Schon vor 15 Jahren konnte einer unsrer noch heute im Segen wirkenden Veteranen berichten: *)

„Wenn man bedenkt, auf was für einem Boden wir uns befinden, so muß man sich wundern, daß sich die evangelische Kirche trotz aller Mißstände und ungünstigen Verhältnisse hier noch erhalten hat, und daß sie noch das ist, was sie ist. Ueberall im Urwalde, wo sich die Ansiedler unter vieler Mühe und Arbeit niedergelassen haben, trifft man Glieder unserer Kirche an: sie leben bereits in geordneten Gemeindeverhältnissen und in ihrer Mitte findet man vielfach schon ein recht stattliches Gotteshaus, dessen Turm von ferne winkt und

*) Brief des P. H. Hunsche, Neuschneiz, 15. Juli 1885. Protokoll der Diasporakonferenz 1885. S. 52.

dessen Glockenschall zum Eintritt gar heimatlich einladet. Gehen auch viele mit hartem Sinne und undankbarem Herzen unbekümmert um ihr Seelenheil vorüber, noch ist sie nicht ausgestorben, die Sehnsucht nach Gott, der uns hier mit tausendfachen Wohlthaten leiblicher und geistlicher Art überschüttet, noch kommen die Leute zum Hause Gottes, durchschnittlich etwa aus jeder Familie eine Person; und Gottes teures Wort wird ihnen durch den Mund einer Zahl Gläubiger verkündet. Wird das heilige Mahl gefeiert, so kommen der Gäste immer noch viele und bekennen sich zu ihrem Herrn und Heilande. Die Kinder werden mit seltenen Ausnahmen alle getauft und konfirmiert, die Ehen an h. Stätte eingesegnet. An den Leichenbegängnissen ist die Beteiligung stets eine starke, so daß die Gelegenheit geboten wird, auch zu solchen ein ernstes Wort zu reden, die sich sonst fernhalten. Christliche Blätter, wie „Christenbote", „Berliner Sonntagsblatt", „Missionsblatt", „Beiblatt zu den fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause", werden in mehreren Gemeinden gehalten und gern gelesen. Für Kirche und Schule lassen es sich unsre Leute noch etwas kosten, davon zeugen die im Laufe der Jahre erbauten, zum Teil recht hübschen und soliden Schulhäuser, Pfarrhäuser und Kirchen. Wenn ich nun dies alles erwähne und einen Vergleich anstelle zwischen dem Einst und Jetzt, dann muß ich trotz aller Klagen, die noch geführt werden, sagen: „Es ist doch hier besser geworden; dem Herrn sei Lob und Dank dafür!"

Mit der Zunahme der Bevölkerung, zumal durch starke Einwanderung, sind natürlich die Nöte nicht kleiner geworden. Sie wurden vielfach noch größer, da die Verwilderung erschreckend wuchs, wohin eben der Einfluß von Kirche und Schule nicht oder nur dürftig gelangte — und die Zahl dieser Orte war die überwiegende. Wie es um den Wert einer Konfirmation ohne annähernd ausreichenden Unterricht steht, brauchen wir nicht hervorzuheben. Immerhin dürfen wir namentlich im Rückblicke auf die letzten Jahre preisen: „Der

Herr hat Großes an uns gethan, des sind wir fröhlich!" Die Riograndenser Synode mit ihrer Organisation stellt doch schon eine Macht dar. Bedarf sie auch noch nach innen und außen des Ausbaues, so kommt sie doch, dank der unausgesetzten Arbeit ihrer Mitglieder, ihrem Ziele immer näher. Sie gewinnt von Tag zu Tag an Boden. Die wilden Gemeinden mit ihren Pseudopfarrern werden längst nicht mehr für voll angesehen. Auch den verbohrtesten Gegnern der Synode gehen allmählich die Augen für das auf, was sie für eine große Bedeutung für das Ansehen des evangelischen Namens und des Deutschtums hat.

Das Verlangen nach ordentlichen Geistlichen durch Vermittelung der Synode nimmt stetig zu. An Volkstümlichkeit hat die Synode erheblich gewonnen, seitdem sie die Reisepredigt wieder eingerichtet hat. Die unermüdlichen Vorkämpfer für Wiederaufnahme dieses so überaus wichtigen Zweiges wirklicher Missionsarbeit, PP. Dedeke und Dettmar haben es, gottlob! zuwege gebracht, daß dieses Werk blüht. Der bisherige Synodalreiseprediger P. Sudhaus weiß von schönen Erfahrungen und Erfolgen auf seinen Reisen zum Zweck Sammlung der verstreuten Glaubensgenossen zu berichten. Dafür haben unsre Kolonisten Verständnis, dafür geben sie gern ihre Unterstützung. Sie haben ja das alles durchgemacht und so bitter erfahren, was es heißt, den Segen von Kirche und Schule entbehren zu müssen. Wo es nun gilt, ihren Kindern das zu ersparen, die Neueinwanderer vor gänzlicher Verwahrlosung zu bewahren, helfen sie gern mit.

Ein Kind der Reisepredigt ist ja auch das herrliche Liebeswerk, so prächtig eingerichtet und wunderlieblich am schönen Taquaryfluß gelegen, das evangelische Waisenhaus „Asyl Pella". Der erste Reiseprediger P. Hätinger bekam solche tiefe Eindrücke von der Not der verwahrlosten Jugend, daß er trotz unendlicher Schwierigkeiten das Liebeswerk begründete, und Gottes Segen hat ihn dabei begleitet. Er ist bei den Evangelischen und der brasilischen Bevölkerung des Staates

einer der populärsten Männer dadurch geworden. Die Asylgemeinde zählt weit über 50 Seelen. Diese zu unterhalten ist eine große und schwere Aufgabe, die durchzuführen viel Gottvertrauen, viel Uneigennützigkeit und Liebe zu den Armen, viel Weisheit, Umsicht und praktischen Sinn erfordert und vor allem einen liebesthätigen Freundeskreis. Daran hat's nicht gemangelt. Das ist ein schönes Zeugnis für unsre Gemeinden, für den Brudersinn unserer Glaubensgenossen in



Asyl Pella.

allen Staaten Brasiliens und für die edle Gesinnung vieler Brasilianer, die katholisch, aber nicht jesuitisch sind. 25000 Milreis, heute etwa 25000 Mark Liebesgaben, kamen in einem Jahre ein, Naturallieferungen nicht gerechnet. Das ist wohl zu bemerken!

Ein zweites Werk ist begonnen. Es steht im engen Zusammenhang mit dem „Asyl Pella“. Es ist das „Evangelische Altenheim Bethanien“. Ein seltener Gelegenheitskauf wurde gemacht. Die benachbarte Ackerbauschule der Regierung,

von stattlichem Aussehen, solide, gesund und geräumig, wurde zum Kauf angeboten. und spottbillig erstanden. Nun konnte ein lang empfundener Mißstand beseitigt, die ruhebedürftigen, oft mürrischen und den Kindern nicht selten gefährlich werdenden Heimatlosen und Alten gesondert untergebracht werden. Eine neue Sorgenlast ist freilich wieder auf die schon stark belasteten Schultern genommen. Aber ich bezeuge es gern, daß sie eine unabweisbare Notwendigkeit war. Ich bin auch der guten Zuversicht, wenn über kurz oder lang unser Asylvater



Bethanien.

P. Hätinger nach Deutschland kommen wird, so braucht er das nicht mit Zagen zu thun. Er wird nicht leer heimkehren. Unsere Glaubensgenossen und -Freunde wollen daran denken, daß der Ruf der Evangelischen und der Name der Deutschen jenen großartigen Liebeswerken viel verdanken. Gern habe ich stets im Asyl geweilt, auch noch ein schönes 25jähriges Amtsjubiläum des Hausvaters dort mitgefeiert. Das waren Stunden, an die ich gern gedenke, und die Hausgemeinde auch.

Inmitten der munteren prächtigen Kinderschar konnte einem Freunde der Kinder das Herze wohl aufgehen! Gott segne das Werk und alle, die für dasselbe wirken und streben!

Durch die Reisepredigt wurden auch die Blicke auf die Indianer unseres Staates Rio grande do Sul gelenkt, welche fast ganz in heidnischen Zuständen leben. War auch der Wunsch schon lange rege, ihnen das Evangelium zu bringen, so war doch bei dem absoluten Mangel an Mitteln keine Möglichkeit gegeben, den Gedanken zu verwirklichen. Da machte sich der Synodalpfarrer P. Stysinski auf eigene Rechnung und Gefahr auf, um die Verhältnisse bei den Indianern zu studieren. Seinem Eifer ist es zu danken, daß auf der Synodalversammlung in Lomba Grande 1900 die Begründung einer Indianermission beschlossen wurde. P. Stysinski giebt folgende anschauliche Schilderung von dem, was er bei den Indianern gesehen und gehört hat:

„Es giebt in unserm Staate etwa 6—7 Indianerdörfer. Bei Nonohay, Palmeira, Campos Novos, S. Domingos und bei Pontoão im Municip Lagoa Vermelha 3 kleine etwa je 2 Leguas von einander entfernte Weiler: Buenos, Faxinal und Costa da Serra da Forquilha. Zu diesen letzteren habe ich zu Ostern d. Js. eine Reise unternommen in religiösen und wissenschaftlichen Zwecken. Es wohnen dort über vierhundert Indianer, welche der absoluten Herrschaft eines Cacique untergeben sind. Es ist eine lebenskräftige, ungemischte Rasse; ihr langes, glattes, schwarzes Haar und die gelbliche Hautfarbe sowie die ein wenig hervorstehenden Backenknochen erinnern sehr an die mongolische Rasse; die Augen sind schwarz oder dunkel, das Ohr klein und schön geformt, ebenso der Mund und besonders Hände und Füße. In der Schönheit und Kraft stehen sie der kaukasischen Rasse nicht nach. Was ihren Charakter anbelangt, so sind sie mißtrauisch, listig, und oft zum Diebstahl und zur Trunksucht geneigt. Das sind aber meistens Früchte ihres, wenn auch seltenen, Verkehrs mit der „civilisierten Welt“. Ihr Gemüt

ist fröhlich, ihr Herz gut, ihr Auftreten bescheiden. Sie sind fleißig und tüchtig in der Arbeit, geduldig in der Not, treu in der Freundschaft. Sie gehen ganz oder halbnackt, wohnen in kleinen, aus eingegrabenen, meistens nicht zusammengefügten Holzpfählen gebauten und mit Laub bedeckten Hütten; sie schlafen ohne Kleider und Bedeckung auf grünen Schilfrohr-Blättern und erhalten in der Mitte ein beständiges Feuer. Möbel haben sie keine — selten trifft man einen kleinen Schemel. Ihr Küchengeschirr besteht in irdenen Töpfen, Kürbissen, Maisstößern, Trinkhörnern und hölzernen Löffeln. Sie essen Pinhão, das Mark der Butia-Palme und mancher Waldpflanzen, und alles, was ihnen die Jagd liefert, besonders: Tatu (2 Arten), den Brüllaffen, den Veado, und Papageien. Als Waffen gebrauchen sie nur den Bogen, dessen Pfeile sie gegenwärtig mit eisernen Spitzen versehen.

Portugiesisch sprachen etwa nur 3 oder 4 Mann, welche in der Revolution gedient hatten. Ihre Muttersprache ist eher dem Dialekte der Bororos in Matto Grosso als dem Guarany ähnlich. Lesen und schreiben kann kein einziger, nicht einmal ihr Cacique. Auch in religiöser Beziehung leben sie ohne religiöse Ideen, ohne Prinzipien, ohne Glauben und ohne Hoffnung. Wohl haben sie — wenigstens nach ihrer eigenen Aussage — ihre heidnischen Ceremonien und ihren Aberglauben aufgegeben, sie kennen nicht einen einzigen Ausdruck in ihrer Sprache für „den bösen Geist", sie waschen nicht mehr, wie früher, ihre neugeborenen Kinder im Fluß, sie beerdigen ihre Toten ohne die alten Ceremonien, sie tätowieren sich nicht, tragen keine Talismane — aber vom Christentum haben sie sich nur ein paar Ceremonien angeeignet, ohne ihren Sinn zu verstehen. Einer von den Indianern amtiert als Geistlicher, d. h. er tauft die Kinder ganz genau nach christlichem Ritus, er traut, indem er an das Brautpaar dreimal eine Frage richtet, worauf das Jawort gegeben wird, er leitet auch die Beerdigung. Bei den beiden letzten Handlungen aber sind keine Gebete üblich.

Und was die Ehe anbetrifft, so ist nach ihrem Gebrauch die eigentliche Ehescheidung oder Auflösung der Ehe gestattet. Ich fand noch eine Spur des Christentums auf ihrem unheimlich öden Friedhof — nämlich ein großes aus zwei Baumstämmen verfertigtes Kreuz, welches mich unwillkürlich an jenen Altar in Athen erinnerte, dessen Ueberschrift lautete: „Dem unbekannten Gotte". Wie wir also sehen: die Civilisation hat unsern Indianern, diesen echten Brasilianern, diesen rechtmäßigen Herren des Landes, alles genommen aber nichts, absolut nichts als Ersatz gegeben, höchstens manches Laster eingeimpft.

Durch Gründung einer Schule und eines Direktoriums könnte man diesen Stamm vor Untergang bewahren und zur Ehre Gottes, zum Nutzen unserer Heimat ausbilden. Der Grundstock zu einer diesbezüglichen Mission wurde bereits während der letzten Synodalversammlung in Lomba Grande gelegt. Aber anfangen heißt noch nicht vollenden. Wer Verständnis, Herz und Mittel hat, der helfe und helfe bald! Ich hoffe, diese Stimme wird nicht „die Stimme eines Predigers in der Wüste" bleiben. Denn ein Gedanke, der dem Wesen des Evangeliums entnommen ist, kann nicht fruchtlos sterben. Das Wort, welches vom Vater im Himmel ausgeht, wird — ähnlich wie Sein ewiges Wort — früher oder später — Fleisch werden."

Ein Kind der Reisepredigt ist auch der Gedanke, welcher, will's Gott, als ein Missionswerk an stammverwandten Glaubensgenossen mehr und mehr Gestalt gewinnen wird. Hunderte von skandinavischen Protestanten leben in der weiten Campanha und stehen in Gefahr, geistlich und völkisch zu Grunde zu gehen. Als Synodalreiseprediger wollte ich mich ihrer annehmen und ihre Sprache erlernen. Das ist ja nun leider nicht möglich geworden. Aber vergessen habe ich sie nicht. Auf meiner Propagandareise durch die Schweiz habe ich einen lieben Freund kennen gelernt, einen schwedischen

der Schule verwandt hat. Die Früchte dieser Arbeit werden in den kommenden Zeiten erst zur vollen Reife kommen und gewürdigt werden. Die alten Pioniere haben auf Hoffnung gesäet, sind wohl oftmals entmutigt, weil sie wenig Erfolg ihrer Arbeit erlebt haben. Uns jüngeren ist es in steigendem Maße entgegengetreten, wie wertvoll es schon war, wenn aus den alten Kolonien die selbständig gewordenen Kinder in die neu gebildeten Gemeinden herzugewandert kamen und erklärten: wir wollen Kirche und Schule und einen ordentlichen Pfarrer. Das sind wir gewohnt. Unsere Pfarrer Wegel, Smidt, Hunsche, Schwarz, Dietschi, Hasenack, Hildebrand, Schreiber u. s. w. haben es so gemacht. Das ist mir bei meinen organisatorischen Arbeiten immer so sehr erfreulich gewesen, daß man auch bei scheinbaren Mißerfolgen bei treuer Arbeit „fröhlich in Hoffnung" sein darf. Die jüngere Generation unsrer Berufsarbeiter soll und wird die schwere Vorarbeit ihrer älteren Brüder in dankbarem Gedächtnis behalten. So wenig nun auch unsre evangelische Kirche Ursache hat, auszuruhen — das glauben wir genügend dargethan zu haben — so viel Ursache hat sie, dankbar auf die Erfolge zurückzublicken, die sie, dank der Hilfe Gottes, auch auf rein kirchlichem Gebiete verzeichnen darf.

Schon vor 15 Jahren konnte einer unsrer noch heute im Segen wirkenden Veteranen berichten: *)

„Wenn man bedenkt, auf was für einem Boden wir uns befinden, so muß man sich wundern, daß sich die evangelische Kirche trotz aller Mißstände und ungünstigen Verhältnisse hier noch erhalten hat, und daß sie noch das ist, was sie ist. Ueberall im Urwalde, wo sich die Ansiedler unter vieler Mühe und Arbeit niedergelassen haben, trifft man Glieder unserer Kirche an: sie leben bereits in geordneten Gemeindeverhältnissen nnd in ihrer Mitte findet man vielfach schon ein recht stattliches Gotteshaus, dessen Turm von ferne winkt und

*) Brief des P. H. Hunsche, Neuschneiz, 15. Juli 1885. Protokoll der Diasporakonferenz 1885. S. 52.

dessen Glockenschall zum Eintritt gar heimatlich einladet. Gehen auch viele mit hartem Sinne und undankbarem Herzen unbekümmert um ihr Seelenheil vorüber, noch ist sie nicht ausgestorben, die Sehnsucht nach Gott, der uns hier mit tausendfachen Wohlthaten leiblicher und geistlicher Art überschüttet, noch kommen die Leute zum Hause Gottes, durchschnittlich etwa aus jeder Familie eine Person; und Gottes teures Wort wird ihnen durch den Mund einer Zahl Gläubiger verkündet. Wird das heilige Mahl gefeiert, so kommen der Gäste immer noch viele und bekennen sich zu ihrem Herrn und Heilande. Die Kinder werden mit seltenen Ausnahmen alle getauft und konfirmiert, die Ehen an h. Stätte eingesegnet. An den Leichenbegängnissen ist die Beteiligung stets eine starke, so daß die Gelegenheit geboten wird, auch zu solchen ein ernstes Wort zu reden, die sich sonst fernhalten. Christliche Blätter, wie „Christenbote", „Berliner Sonntagsblatt", „Missionsblatt", „Beiblatt zu den fliegenden Blättern aus dem rauhen Hause", werden in mehreren Gemeinden gehalten und gern gelesen. Für Kirche und Schule lassen es sich unsre Leute noch etwas kosten, davon zeugen die im Laufe der Jahre erbauten, zum Teil recht hübschen und soliden Schulhäuser, Pfarrhäuser und Kirchen. Wenn ich nun dies alles erwähne und einen Vergleich anstelle zwischen dem Einst und Jetzt, dann muß ich trotz aller Klagen, die noch geführt werden, sagen: „Es ist doch hier besser geworden; dem Herrn sei Lob und Dank dafür!"

Mit der Zunahme der Bevölkerung, zumal durch starke Einwanderung, sind natürlich die Nöte nicht kleiner geworden. Sie wurden vielfach noch größer, da die Verwilderung erschreckend wuchs, wohin eben der Einfluß von Kirche und Schule nicht oder nur dürftig gelangte — und die Zahl dieser Orte war die überwiegende. Wie es um den Wert einer Konfirmation ohne annähernd ausreichenden Unterricht steht, brauchen wir nicht hervorzuheben. Immerhin dürfen wir namentlich im Rückblicke auf die letzten Jahre preisen: „Der

Kirchenkonferenz von 1900. Sie hat in ihren die ausländische Diaspora betreffenden Beschlüssen ein solches Maß von Verständnis für die hohe Bedeutung derselben und, was noch mehr, eine solche Liebe und Hilfsbereitwilligkeit an den Tag gelegt, daß wir noch Großes erwarten dürfen. Nun sind wir doch auf dem Punkte angelangt, den wir herbeisehnten: **Das Kindesrecht der Ausgewanderten und die Mutterpflicht der Kirche ihren Kindern in der Fremde gegenüber ist anerkannt, freudig und willig anerkannt.**

Es sei erlaubt, die betreffenden Beschlüsse mitzuteilen und im Wortlaute das Referat wiederzugeben, welches diese Einmütigkeit herbeigeführt hat. Wir lassen dabei die Teile weg, welche sich eingehender mit der außer-brasilischen Diaspora befassen. Beides, Referat und Resolutionen, werden nicht verfehlen, einen tiefen Eindruck auf alle beteiligten Kreise, besonders in Brasilien, zu machen. Ihre Wiedergabe ist die denkbar beste Beantwortung der oben gestellten Fragen nach der Beteiligung der deutschen Heimatkirche an der Liebesarbeit für unsere Glaubensgenossen auch im brasilischen Urwalde.

Referat des Vizepräsidenten des Evangelischen Oberkirchenrates, Freiherrn D. von der Goltz, über die kirchliche Versorgung der deutschen Diaspora im Auslande auf der Konferenz der deutschen Kirchenregierungen zu Eisenach.

Ueber erfreuliche Fortschritte in der kirchlichen Versorgung der evangelischen Deutschen im Auslande darf ich heute berichten. Die Fortschritte sind aber nur ein Geringes gegen die Bedürfnisse und Ansprüche, welche aus den verschiedensten Gebieten der Erde mit wachsender Dringlichkeit an die evangelischen Kirchen Deutschlands herantreten. Weltgeschichtliche Ereignisse haben in den letzten Jahren die kirchliche Aufgabe, den in fernen Landen ansässigen deutschen Glaubensgenossen den Segen von Wort und Sakrament zu sichern und sie zu christlicher Gemeinschaft zu sammeln, in ein völlig neues Licht gestellt.

Dem Verständnis für solche Aufgabe verlieh Ausdruck die Pilgerreise unseres Kaiserpaares nach dem heiligen Lande zur Einweihung der deutschen Erlöserkirche in Jerusalem unter der fürbittenden Teilnahme zahlreicher Vertreter deutscher und ausländischer evangelischer Kirchengemeinschaften und mit dem weit in die christliche und auch in die nichtchristliche Welt hineinschallenden Bekenntnis des deutschen Kaisers zum evangelischen Glauben und mit seinem Weckruf an die Vertreter der evangelischen Kirche zum Werben für das Christentum durch vorbildliche und erziehliche Liebesarbeit.

Neue Aufgaben deutscher Arbeit in Ostasien veranlaßten die mehrjährige Fahrt einer deutschen Kriegsflotte unter Führung des Prinzen Heinrich durch die dortigen Meere und den Besuch der angrenzenden Länder, namentlich des in China erworbenen festen Sitzes deutscher Kultur.

Auch die Auswanderung aus Deutschland verliert den Charakter der Loslösung einer unter wirtschaftlichem Druck unzufriedenen, ein besseres Los jenseits des Meeres suchenden Masse vom heimatlichen Boden. Fehlt es doch im Inlande nicht an lohnender Arbeit, sondern an Arbeitern. Vielmehr dringt deutsches Gewerbe, deutscher Handel und deutsche Forschung unternehmend und schaffend, ja Kolonien bildend vor in ferne Weltteile, nicht mehr überwiegend nach Nord-Amerika, sondern in solche Gebiete, besonders Südamerikas, denen der evangelische Glaube bisher fremd war. Diesen zu Tausenden in das Ausland zu fester Ansiedlung strömenden Landsleuten aus den verschiedensten Ständen und Berufsarten, sowie ihren in der Fremde aufwachsenden Kindern muß der evangelische Glaube und damit zugleich deutsche Bildung und Gesittung erhalten werden. Die Kirche darf diese heilige Pflicht nicht länger der nur vereinzelt für sie wirksamen freien Vereinsthätigkeit allein überlassen. Umsomehr muß sich die Kirche aller dieser neuen Aufgaben annehmen, als die staatlichen Instanzen im Deutschen Reiche aus Rück-

sichten konfessioneller Parität sich von der direkten Unterstützung kirchlicher Einrichtungen zurückhalten und sich auf die Förderung der notwendigsten Schuleinrichtungen beschränken zu müssen meinen. Dürfen wir es ferner dulden, daß die evangelische Kirche in der Befriedigung der religiösen Bedürfnisse ihrer in den Kolonien und im Auslande weilenden Glaubensgenossen zurückbleibt hinter der katholischen Kirche, obwohl weit über das Zahlenverhältnis der Konfessionen im Deutschen Reiche hinaus die protestantische Bevölkerung an dem überseeischen Verkehr und an der Entsendung Deutscher nach dem Ausland im Dienste des Staates, des Handels, des Gewerbes und der Forschung beteiligt ist? Die Losung: „Gott will es", welche zur Zeit der Kreuzzüge auch in der deutschen Christenheit begeisterten Wiederhall fand, sollte heute noch dringlicher die Gewissen im evangelischen Deutschland zu opferwilliger Fürsorge für die kirchlich heimatlosen Landsleute erwecken. Viel ist versäumt worden, was nachgeholt werden muß. Viel Neues ist erwachsen, was planmäßige Fürsorge erfordert.

Bei Bestellung ihrer Diasporakommission hat die Kirchenkonferenz ursprünglich Hilfsdienste für einzelne den Anschluß an die Heimat erbittende deutsche Gemeinden des Auslandes im Auge gehabt. Heute stehen wir vor einer umfassenden kirchlichen und nationalen Mission, zu deren thatkräftigen Ausrichtung es an einer ausreichend leistungsfähigen, das ganze evangelische Deutschland zusammenfassenden Instanz fehlt. Wie das Verständnis für diese Mission das Kaiserpaar nach Jerusalem geführt hat, so wird es auch im evangelischen Deutschland immer stärker empfunden; die Kirchenregierungen sind berufen, die gangbaren Wege zu finden und zu bahnen, damit nicht nur durch Worte und Wünsche, sondern durch die Größe der Aufgabe entsprechende Thaten die Wirksamkeit des lauteren, allein selig machenden Evangeliums auch die im großen Weltverkehr sich über den Erdboden zerstreuenden Glaubensgenossen im Auslande erreicht.

Gottlob darf ich auf grundlegende und wertvolle Anfänge besserer Fürsorge hinweisen, welche in den beiden letzten Jahren gemacht worden sind. Ich sehe sie aber nur als hoffnungsvolle Keime an, aus welchen erst dauernde und dem wirklichen Bedürfnis entsprechende Gebilde herauswachsen müssen.

Einiges aus dieser im Frühlingsschmuck grünenden, der kommenden Frucht wartenden Saat auf Hoffnung möchte ich hervorheben.

In Südbrasilien, besonders den Provinzen St. Catharina und Rio grande do Sul, in Argentinien nebst den La Plata-Staaten Paraguay und Uruguay, auch in Chile und Peru sind einerseits zahlreiche deutsch-evangelische Gemeinden bereits vorhanden, welche innerlich und äußerlich der Verbindung mit der Heimatkirche und des Zusammenschlusses unter einander bedürfen und andererseits viele Tausende von deutschen Kolonisten, welche noch der Kirche, der Schule und des Pfarrers entbehren oder von Unberufenen kirchlich bedient werden. Eine Stimme aus Brasilien mit seinen etwa 300000 evangelischen Deutschen ruft: „Man helfe uns besser, mehr. Es sind nur kleine Kreise, freie Vereinigungen, die in der Heimat an die kirchliche Versorgung der evangelischen Deutschen in Brasilien denken!" Die Barmer Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika hat bisher am meisten für ihre kirchliche Versorgung durch Aussendung von Geistlichen geleistet und sich neuerdings mit dem Evangelischen Oberkirchenrat in Berlin, mit dem eine Anzahl dieser Gemeinden bereits früher in Verbindung gestanden hat, verständigt, um den Anschluß der Gemeinden und ihrer Pastoren an die Heimat, sowie die Herbeiführung von Pastoralkonferenzen und synodalen Organisationen zu fördern. In der Provinz Rio grande do Sul umfaßt die Synode 29 Pfarrbezirke mit etwa 100 Predigtplätzen. In St. Catharina ist der Zusammenhang noch lockerer, dagegen in Argentinien hat sich eine La Plata-Synode gebildet. Es wird in diesen deutschen Kolonien oft äußerst schwer, den Frieden in den weit zer-

streuten Gemeinden aufrecht zu erhalten, das normale Verhältnis zwischen Kirche und Schule, zwischen Geistlichen und Kirchenvorständen zu sichern. Angesichts solcher Schwierigkeiten ist es hinderlich, daß seit 1898 einige vom lutherischen Gotteskasten entsandte Geistliche mitten in einem bisher mit dem Evangelischen Oberkirchenrat und mit der Barmer Gesellschaft verbundenen Gebiete die Bildung lutherischer Gemeinden unternommen haben und für dies Vorgehen vorübergehende Krisen in einzelnen Gemeinden, die vielleicht nicht ohne Schuld der früheren Geistlichen entstanden waren, benutzten. Ich halte persönlich die Geltendmachung des Sonderbekenntnisses bei den in katholischen Ländern befindlichen deutsch-evangelischen Gemeinden für einen Mißgriff. In Nordamerika, Australien, Südafrika mag es dadurch gerechtfertigt werden, daß hier überall größere evangelische Kirchengemeinschaften reformierten Gepräges vorhanden sind, denen gegenüber die deutsche Nationalität vielleicht nur durch das lutherische Bekenntnis gewahrt wird. Auch ist dort Raum für verschiedene Gemeindebildungen. Aber für die kleinen, unter katholischer Bevölkerung mühsam um ihre Existenz ringenden evangelischen deutschen Kolonien Südamerikas ist die konfessionelle Absonderung nicht am Platz, sie dient zur Schwächung und bietet den Vorwand zu den unter Deutschen ohnedies so leicht entstehenden Streitigkeiten, deren treibende Kräfte mehr auf dem persönlichen, als dem religiösen Gebiet liegen.

Der Staat steht bei Erwartung der Abhilfe nicht mehr, wie früher, im Vordergrunde. Der preußische Staat hat die Vertretung seiner im Auslande weilenden Unterthanen an das Deutsche Reich abgetreten. Das Reich leistet durch seine politischen Vertreter und seine Konsulate den im Aus-

lande bestehenden oder sich bildenden kirchlichen Gemeinden wertvolle Dienste durch Schutz bei eintretendem Bedürfnis, durch Rechtsbeistand und Rat, durch Schlichtung von Zwistigkeiten und Förderung bei Erwerb und Sicherung von Grundstücken, durch Vermittlung der aus der Heimat an sie gelangenden Zuwendungen, durch Auskunft und Gutachten für die im Vaterlande fürsorglich eintretenden Instanzen, namentlich aber durch reichliche Beihilfe für die Unterhaltung von Schulen, zwar unter der Bedingung, daß dieselben für deutsche Angehörige aller Konfessionen offen stehen müssen, allein auch für solche Schulen, welche in ihrer Einrichtung und Leitung eng mit einer Kirchengemeinde verbunden sind. Diese seitens des Staates geleistete Hilfe schätze ich nicht gering. Und bei der hohen Bedeutung, welche überall in der ausländischen Diaspora die deutsche Schule für die nachhaltige kirchliche Versorgung hat, ist die den Schulen gewährte Hilfe auch für die Kirche von größtem Wert. Es ist dankenswert, daß dieser Fonds für Unterstützung deutscher Schulen im Auslande in den letzten Jahren ansehnlich erhöht worden ist. Auch ergaben sich aus den Fahrten deutscher Kriegsschiffe zu fernen Küsten wechselseitige Dienstleistungen durch Diasporageistliche an den Mannschaften, die keinen eigenen Seelsorger an Bord haben, und durch Marinegeistliche in Häfen, wo es noch an kirchlichen Einrichtungen für die dort wohnenden Deutschen fehlt. Außerdem sind einige ältere bei den Botschaften zu Rom und Konstantinopel und bei der Gesandtschaft zu Lissabon bestehende Einrichtungen vom Reiche übernommen worden. Im übrigen aber hält das Reich mit Gewährung von Mitteln für kirchliche Zwecke aus Rücksichten der Parität zurück. Vielleicht gelingt es noch einmal, diese Zurückhaltung wenigstens da zu überwinden, wo in deutschen Kolonialgebieten der Kern der deutschen Bevölkerung unmittelbar und mittelbar im staatlichen Interesse, unter viel Gefahr für Leben und Gesundheit und in völliger Isolierung an den geistigen Gütern der Heimat arbeitet und daher eine

geordnete Seelsorge mindestens ebenso am Platz sein dürfte, als in der Armee zu Land und Wasser und in den staatlichen für Pflege und Erziehung eingerichteten Anstalten.

Und eins führt schon jetzt über die Pallisaden, welche die über Staatsgelder verfügenden Behörden aufrichten zu müssen glauben, hinüber, das ist die persönliche Herzensteilnahme deutscher Fürsten, voran des deutschen Kaisers, an der Fürsorge für die religiöse Pflege der im Auslande lebenden Deutschen. Wendet sich solche freigebige Fürsorge auch den Deutschen aller Konfessionen zu, so macht doch unsere evangelische Kirche immer neu die Erfahrung, daß ein warmes Herz, ein weitschauender Blick und eine offene Hand vom Throne her bereit steht, um persönlich helfend einzutreten und andere zur Hilfe anzuregen. Wie stärkend wirkten solche Gaben weit über ihren äußeren Wert hinaus auf die vertrauensvoll nach dem Vaterland blickenden Glaubensgenossen in der Ferne! Wie hat auch so mancher Kirchenschmuck, so manche Altarbibel oder Kanzelbibel, welche die Kaiserin an Gemeinden des Auslandes sandte, den Mut gehoben und zu eigenen Opfern angespornt! Aehnlich haben andere deutsche Fürsten, insbesondere der Großherzog von Sachsen, durch seine Fürsorge für Japan und China, die Mecklenburgische Großherzogliche Familie für Cannes, wenn eine nähere Beziehung zu einer ausländischen Gemeinde an sie herantrat, ihrem herzlichen Interesse an der Befestigung evangelischen Gemeindelebens in der Diaspora thätlichen Ausdruck gegeben. Ich zweifle nicht daran, daß die persönliche Teilnahme protestantischer Fürstenhäuser sich noch erheblich steigern würde, wenn von einer berufenen Instanz aus planmäßig die Versorgung der ausländischen Diaspora in die Hand genommen werden könnte. Beweis dafür ist die Aufnahme, welche die Anregung zu einer Sammlung für Dar-es-Salaam und die deutschen Kolonien auch bei den deutschen Fürsten gefunden hat. Möge auch die Hanseatische Kolonialgesellschaft, welcher der Bundesrat die Berechtigung erteilt hat zur Anwerbung und Be-

förderung deutscher Auswanderer nach Brasilien, der von ihr übernommenen Verpflichtung eingedenk bleiben, bei dortigen Gemeindegründungen, Kirchen- und Schulbauten einen erheblichen Teil der Kosten zu tragen und möchte die deutsche Kolonialgesellschaft, deren Präsident, der Herzog-Regent zu Mecklenburg-Schwerin, die Ehrenmitgliedschaft der Diasporakonferenz im Herbst 1898 anzunehmen die Gnade hatte, diesem Beispiele Folge leisten.

Nächst den Missionsgesellschaften stelle ich den evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung voran, welcher neben seiner Fürsorge für die Diasporagemeinden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns einen ansehnlichen Teil seiner Mittel evangelischen Gemeinden des Auslandes zuwendet. In dem für dieses Jahr festgestellten Unterstützungsplan sind für 88 Gemeinden in 15 Ländern ca. 84000 Mk. in Vorschlag gebracht, während im Vorjahr 86000 Mk. zu gleichem Zweck verwendet wurden. Auch die Frauenvereine des Gustav-Adolf-Vereins erstrecken ihre Fürsorge über Deutschland und Oesterreich-Ungarn hinaus.

Der lutherische Gotteskasten hat ebenfalls neben seiner bereits älteren Arbeit für Australien, Nordamerika und Paris neuerdings, wie bereits erwähnt, dieselbe auf Brasilien und Peru ausgedehnt und etwa 8000 Mk. für das Ausland verwendet.

Für die Deutschen in Amerika sorgt vorzugsweise die von D. Fabri begründete Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, welche seit einer Reihe von Jahren am meisten den Kolonisten in Südamerika ihre Sorge zuwendet. Ueber 80 Geistliche hat sie dorthin ausgesandt, allein 44 in die Provinz Rio grande do Sul, wo auch eine Töchterschule und Knabenschule besteht und ein Lehrerseminar in der Bildung begriffen ist. Die Mittel, die der Gesellschaft bis jetzt zur Verfügung stehen, stammen aus einem kleinen Kreise und sind viel zu gering. Sie übersteigen nur um ein weniges 14000 Mk. Allein das Band

der dortigen Geistlichen mit der Heimat trägt wesentlich zu ihrer Stärkung bei und ihre engere Organisation zu Synodalverbänden ist angebahnt.

Noch sei des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Auswanderer gedacht, welcher vornehmlich die Fürsorge für die nach Südamerika auswandernden Kolonisten in das Auge gefaßt hat. Mit ihm steht die in Witzenhausen a. d. Werra errichtete Kolonialschule in naher Verbindung.

Auch der Allgemeine deutsche Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland berührt mit seiner Hilfsthätigkeit die Interessen der evangelischen Diaspora.

Meist wirken die zahlreichen Vereine, die ich vielleicht noch nicht ganz vollständig zusammengestellt habe, unabhängig von einander, aber überwiegend doch, wo sie sich in der Arbeit begegnen, in freundlichem Einvernehmen und wechselseitiger Unterstützung. Aber ebenso wie die Uebersicht über die in den letzten beiden Jahren riesig gewachsenen Bedürfnisse und Aufgaben, weist die Uebersicht über die in der Fürsorge für die kirchliche Pflege der evangelischen Deutschen im Auslande bereits eingetretenen Behörden und Vereine darauf hin, daß die Gewinnung einer zusammenfassenden und auf das Ganze gerichteten Instanz dringend Not thut, nicht etwa um die einzelnen Arbeiten zu bevormunden, das würde nur hemmend wirken, sondern um die Hilfe überall kräftig und nachhaltig anzuregen, ein geordnetes Zusammenwirken herbeizuführen und ärgerlichen Konflikten vorzubeugen. Gäbe es eine solche mit Auftrag und Ansehen ausgestattete Stelle, so wären Verwicklungen, wie sie in Rom und Florenz, in Amsterdam und Brasilien Aergernis erregt haben, vermieden oder doch leichter zum Ausgleich geführt worden.

Einen großen moralischen Wert für solchen Zusammenhang hat sich die Diaspora-Konferenz, eine Vereinigung der früher im Ausland thätig gewesenen Geistlichen, erworben. Ihre Jahresversammlungen und ihre Jahrbücher haben wesentlich dazu beigetragen, Interesse und Verständnis im

Inlande für die Sache zu wecken und die in der Arbeit gemachten Erfahrungen zu verwerten. Noch größere Bedeutung hat dieselbe erhalten durch die Herausgabe einer Monatsschrift für Diasporapflege, welche als Organ der Konferenz seit dem 1. Oktober 1898 unter dem Titel „Diasporabote" erscheint. Dem Herausgeber, Hofprediger Schubart in Ballenstedt, gebührt für die mühsame und tüchtige Arbeit, die er diesem Blatte widmet, der wärmste Dank. Die ausführlichen Berichte des Boten über alles, was die kirchliche Versorgung der Deutschen im Auslande berührt, bilden ein wichtiges Band der oft so vereinsamten ausländischen Gemeinden untereinander und mit dem Vaterlande, erwecken in Deutschland Verständnis und Interesse für die Diaspora-Arbeit. Es ist dringend zu wünschen, daß das Blatt die weiteste Verbreitung fände. Der Preis von 5 Mk. jährlich ist bei dem reichen und gediegenen Inhalt des Blattes nicht zu hoch. Mehrere deutsche Kirchenregierungen, so von Preußen, Hannover, Sachsen, Württemberg, Baden, Altenburg, haben den Herausgeber durch Beihilfen zu den Kosten unterstützt. Im April vorigen Jahres gingen von den 800 gedruckten Exemplaren nahezu 400 in das Ausland. Die in der Septembernummer v. J. wiedergegebenen Danksagungen aus allen Weltteilen sind ein beredtes Zeugnis für den Dienst, welchen das Blatt leistet. Gelingt es, ihm noch weitere Verbreitung zu verschaffen, so würde die gründlichere Fürsorge für die Glaubensgenossen gestärkt und erleichtert. Der Inhalt und der Erfolg des Diasporaboten haben es mehr als bisher zum Bewußtsein gebracht, wie groß und wichtig die hier der Kirche obliegenden Aufgaben sind und welchen Wert eine zur Verbindung der noch sehr zersplitterten Arbeit berufene Stelle haben würde. Man lernt ja nur recht lieben, was man genau kennt.

War die Zahl der an der Fürsorge beteiligten Landeskirchen vor zwei Jahren von 7 auf 13 gestiegen, so sind es jetzt, wenn München mitgerechnet wird, 18.

Es handelt sich aber nicht allein um Vermehrung der Mittel, welche allerdings in weit höherem Maße flüssig gemacht werden müßten, um den Aufgaben, welche die Diaspora an die Kirchen Deutschlands stellt, nur einigermaßen zu genügen. Vielleicht dient das Vorbild einiger Landeskirchen dazu, wie in Hannover und Hessen, welche sich bereits zu einer alljährlich wiederkehrenden Veranstaltung der Kollekte entschlossen haben, diesem guten Beispiel Folge zu leisten.

Weit wichtiger ist aber die Organisation gemeinsamer Arbeit, um zielbewußt und mit dem Blick auf das Ganze die kirchliche Versorgung für die deutschen Evangelischen im Auslande in die Hand zu nehmen, die dabei beteiligten Instanzen anzuregen, zu informieren und zu beraten, feste Grundsätze dafür zu erwirken, neue zur Mitarbeit berufene Kreise und leistungsfähige Institute zu gewinnen, zu denen ich auch die am überseeischen Großhandel beteiligten Gesellschaften und Schiffsrheder rechne. Eine hierzu berufene Instanz könnte noch an zahlreiche bisher verschlossene Thüren klopfen.

Kann dies hier in Eisenach auch nicht geschaffen, so kann doch darüber geredet und dazu geraten werden. Und eine andere die diesmalige Konferenz beschäftigende Frage giebt dazu die Gelegenheit. Wenn das „Gott will es" in den Herzen der zu vertraulichem Gedankenaustausch vereinigten Vertreter der deutschen evangelischen Kirchenregierungen Anwendung findet auf die der Reformationskirche Deutschlands obliegende Aufgabe, so wird der erweckte Wille auch den Weg finden. Gerade im Blick auf die aus allen deutschen Landeskirchen zusammengesetzte Diaspora im Auslande gilt es auch von der evangelischen Kirche Deutschlands: Non somniamus Platonicam civitatem, sed dicimus, existere hanc ecclesiam. Sie muß sich für diese gemeinsame Mission im Auslande ein Organ aus sich herausbilden, welches mit Auge und Ohr, mit Mund und Hand in alle Weltteile, wo evan-

gelische Deutsche wohnen, hinausreicht und den vermittelnden Sammelpunkt bildet für die verschiedenen Werke kirchlicher Fürsorge für die Diaspora des Auslandes.

Als Losung gilt mir dabei das Doppelwort des Apostels: „Werfet euer Vertrauen nicht weg, welches eine große Belohnung hat" und: „Geduld aber ist euch not, auf daß ihr den Willen Gottes thut und die Verheißung empfahet".

Die Anträge des Herrn Referenten bezüglich der Fürsorge für die Glaubensgenossen in der außerdeutschen Diaspora wurden in folgender Fassung angenommen: 1) Die Konferenz erkennt die kirchliche Versorgung der im Auslande wohnenden evangelischen Deutschen als eine durch neue Ereignisse von Jahr zu Jahr dringlicher gewordene Aufgabe der deutschen Landeskirchen an und hält zu deren Lösung die Gewinnung eines gemeinsamen Organs für geboten, welches die kirchlichen Bedürfnisse der ausländischen Diaspora zu ermitteln, deren Befriedigung zu vermitteln und bei den geeigneten Instanzen anzutragen hat. 2) Nach der durch das Referat festgestellten erfreulichen Vermehrung der an der Fürsorge für ausländische Gemeinden bereits beteiligten Landeskirchen giebt die Konferenz der Hoffnung Ausdruck, daß auch die bisher zurückhaltend gebliebenen Kirchenregierungen Wege finden werden, den Anteil ihrer Gemeinden an dem gemeinsamen Werke herbeizuführen. 3) Die Konferenz erneuert den Wunsch, daß diejenigen Kirchenregierungen, welche ihrer Aufsicht unterstellte Gemeinden im Auslande nicht zu versorgen haben, bei ihrer Entschließung über Verwendung der für die Diaspora gesammelten Gaben sich der Vermittelung der Diasporakommission bedienen. 4) Die Konferenz ermächtigt ihre Kommission, besonders bedürftige Gemeinden oder kirchliche Anstalten des Auslandes auch aus eigener Bewegung einzelnen Kirchenregierungen zur Unterstützung zu empfehlen.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung auf dem Gebiete der Fürsorge für ausgewanderte Deutsche ist die Begründung

des „Ev. Hauptvereins für deutsche Ansiedler und Auswanderer“ unter dem Vorsitz des Herrn D. A. Schlechtendahl, Barmen. Schirmherr ist S. Durchlaucht Fürst Wilhelm zu Wied. Die Herren Divisionspfarrer a. D. Fabarius, Direktor der deutschen Kolonialschule Wilhelmshof, Witzenhausen a. W., und Dr. Aldinger dürfen mit großer Befriedigung auf ihre rastlose Thätigkeit und ihre Erfolge zurückblicken. Nach ihren weit angelegten und sorgsam ausgeführten Vorarbeiten dürfen wir beruhigter der Zeit entgegensehen, die eine Auswanderung im großen Stile bringen wird. Wir werden gerüstet sein, um unsere Brüder nach den rechten Siedelungsgebieten zu geleiten und sie nach Kräften vor Ausbeutung und vor der Gefahr zu bewahren ihre höchsten Güter im Auslande zu verlieren.

Die Bitte des Vorstandes unseres Hauptvereins gebe ich gerne weiter in der Hoffnung, daß immer weitere evangelische und nationale Kreise unsere bedeutsame Arbeit unterstützen werden.

Helft den Auswanderern!

Schon 30 Jahre lang sorgt für die katholischen Auswanderer der St. Raphaels-Verein; die **Fürsorge für die deutsch-evangelischen Auswanderer** ward dagegen bisher **völlig unzureichend.** In den Hafenstädten versucht wohl die Auswanderermisssion den durchflutenden Auswandererstrom zu erreichen, aber wie gering ist die Zahl derer, die sie beeinflussen kann, im Vergleich zu den Tausenden deutsch-evangelischer Auswanderer, denen kein gewissenhafter Berater zur Seite steht! **In den Heimatsorten** vollends, wo die Auswanderer zur Vorbereitung der Reise und bei der Wahl des Reisezieles selbstlosen Rat am dringendsten nötig haben, ist mit Ausnahmen einiger lutherischer Gebiete, namentlich vom Verein für Innere Mission in Bremen aus **nichts für sie geschehen.**

Es ist ein **schweres Versäumnis** evangelischerseits, daß man nicht schon längst dem Beispiel des St. Raphaels-Vereins gefolgt ist und sich der Auswanderer in sozial bewußter und umfassender Weise angenommen hat. Namentlich müssen wir allerorten persönliche Fühlung mit ihnen zu gewinnen suchen, **bevor** sie in den Hafenort kommen, und ebenso, nachdem sie drüben in der neuen Heimat angelangt sind; denn **auch drüben** bildet leider die **geordnete Fürsorge** für die deutsch-evangelischen Einwanderer und Ansiedler die **seltene Ausnahme.**

Die Erkenntnis dieses Notstandes hat zur Begründung des **Evangelischen Hauptvereins für deutsche Auswanderer** geführt. Allenthalben im Lande sollen **Vertrauensmänner** des Vereins den zur Auswanderung Entschlossenen unentgeltlich jede Förderung und Belehrung zu teil werden lassen, auch leichtsinnige Auswanderung verhüten (unter Umständen sie auch auf die Ansiedlung im deutschen Osten hinweisen). Neben den **kirchlichen Interessen** will der Verein dem **nationalen Wohl** der Auswanderer dienen, indem er sie in Gegenden lenkt, wo sie **Deutsche bleiben** können.

Dazu setzen aber den Evangelischen Hauptverein für deutsche Auswanderer ganz besonders die wertvollen Beziehungen zu den **zahlreichen im Auslande bestehenden deutsch-evangelischen Gemeinden,** die sich in aller Welt, zumal in Südamerika, als Träger des Deutschtums bewährt haben, in den Stand. Keine andere bestehende Organisation, auch nicht das endlich zu erhoffende neue Reichs-Auswanderer-Amt, hat in den Ansiedelungsgebieten gleich günstige, starke Anknüpfungspunkte wie der Evangelische Hauptverein in den deutsch-evangelischen überseeischen Kirchen- und Schulgemeinden.

Um so wirksamer kann sich daher seine Arbeit auch gestalten im Dienste der nationalen, wirtschaftlichen, kirchlichen und sittlichen Aufgaben einer besonnenen und gesunden Auswandererfürsorge. Wer zu einer solchen Fürsorge sein Teil

beitragen will, damit das Versäumte nun in vollem Umfange nachgeholt werden könne, der werde **Mitglied des Evangelischen Hauptvereins für deutsche Auswanderer!**

Der Vorstand:

G. A. Schlechtendahl, Barmen, Vorsitzender; Divisionspfarrer a. D., Direktor der deutschen Kolonialschule Witzenhausen a. W., **Fabarius,** Schriftführer; **Paul Colsman,** Langenberg; Landrat **Conze,** Mülheim a. d. Ruhr; Pfarrer **Cremer,** Berlin; Professor Dr. **Hasse,** Leipzig; Freiherr **von Mirbach,** Oberhofmeister J. M. der Kaiserin, Berlin; Konsistorialrat **Reinhard,** Koblenz; Missionsinspektor Dr. **Schreiber,** Barmen; **Johannes Schröder,** Bremen; **Otto Wanner,** Stuttgart; Dr. **Ed. G. Wittenstein,** Barmen.

Mit großer Freude haben wir die Errichtung einer höheren Schule für die Söhne im Ausland lebender Deutscher in Witzenhausen begrüßt. Damit ist einem längst tief empfundenen Mangel abgeholfen. Nun wissen unsere Volksgenossen doch, wohin sie ihre Söhne schicken können, um ihnen eine gediegene Bildung angedeihen zu lassen. Das Pädagogium in Godesberg ist in seiner Einrichtung im allgemeinen als Vorbild genommen. Es wird den jungen Leuten ermöglicht, nach Begabung und Wahl einen praktischen oder gelehrten Beruf zu ergreifen. Man wird sorgsam das Ziel im Auge behalten, ihnen das Beste zu bieten, was deutsche Bildung zu geben vermag, damit sie nach Rückkehr in die Heimat um so brauchbarere Bürger derselben und wertvolle Bindeglieder zwischen alter und neuer Heimat werden. Unsere Landsleute in Brasilien machen wir auf dieses Institut aufmerksam und empfehlen es aufs wärmste. Die Herren Direktor Fabarius, Dr. Aldinger, Dr. Kapff, Witzenhausen, und der Verfasser geben gern jede nähere Auskunft.

Kapitel 5.

Sieben Wünsche an verschiedene Adressen.

I.

Wie das „Amen" auf die Predigt, so folgt allen Berichten und Schilderungen aus dem großen Gebiete der Aeußeren und Inneren Mission eine Bitte um Hilfe. Das ist ganz natürlich. Denn man lenkt die Aufmerksamkeit seiner Hörer oder Leser zu dem Zwecke auf die Notstände, um sie willig zu machen, an ihrem Teile an deren Abstellung mitzuhelfen. Wo die Bitte nicht geradezu ausgesprochen ist, da hört man sie doch heraus. Da ist es besser, mit klaren Worten sein Anliegen vorzubringen und sich nicht allein auf das feine Gehör zu verlassen. So mache ich denn selbst keinen Hehl daraus, daß ich hoffe, auch durch meine anspruchslosen Schilderungen und Darlegungen einen kleinen Erfolg für unsere Lehrerinnenstiftung in Brasilien zu erzielen. Und doch wären mir dabei die Gaben nicht als Gaben in erster Linie wertvoll, sondern als Aufmunterungen, daß wir es wagen dürfen, mit frohem Zuvertrauen unser begonnenes Liebeswerk weiter zu treiben*) (vergl. S. 137 ff.).

Aber ich möchte nicht unterlassen, die Wünsche zusammenzufassen, welche sich aus den geschilderten Nöten ergeben. Dabei kann ich versichern, daß jene nicht das Produkt allein meiner Erwägungen sind, sondern daß sie der Ausdruck der Gesinnung aller meiner Amtsbrüder im brasilischen Urwalde sind und somit auf freundliche Beachtung einen gewissen Anspruch erheben dürfen. Zum ersten Wunsch gebe ich einem Amtsbruder das Wort, der im Diasporaboten für unsere armen und kleinen, aus jämmerlichen Verhältnissen sich herausarbeitenden Koloniegemeinden sich verwendet, für solche, die gerade am meisten der Stärkung bedürfen. Ich erinnere an die Gemeinden in Lageado, Conventos (ver-

*) Adresse: Pastor L. Hoppe, Rüttenscheid-Essen a. d. Ruhr.

gleiche S. 81), an die Gemeinden in der großen Kolonie Teutonia (S. 82), an die immer noch nicht begonnene Arbeit in der Kolonie São Lourenço, im Süden des Staates Rio grande do Sul und namentlich an die kleineren Gemeinden in der Campanha, um derentwillen die synodale Reisepredigt eingerichtet ist.

Jener Diasporapfarrer schreibt:

„Angeregt durch das mir freundlich übersandte Jahrbuch der Diasporakonferenz erlaube ich mir, einige Mitteilungen zur Verfügung zu stellen auch über hiesige Gemeindearbeit unter den eingewanderten einheimischen Deutschen.

„Im Jahrbuch finde ich den Satz: „die heimische Kirchenbehörde untersucht, ob die Gemeinden, welche Anschluß begehren, lebensfähig sind 2c." Dieser Satz könnte leicht einen grausamen, spartanischen Anstrich gewinnen, als ob schwache Kindlein ausgesetzt werden müßten. „Stärke, was sterben will" ist edler, wenn auch kühner und mit größeren Opfern verbunden. So gut, wie man in der christlichen Kirche große Opfer bringt, um Erstlinge und Erstlingsgemeinden in der Heidenwelt zu wecken und groß zu ziehen, so sehr sollte man auch bedacht sein (und noch viel mehr! d. R.), die zerstreuten schwachen Häuflein evangelischer Glaubensgenossen in der Diaspora zu stärken und am Leben zu erhalten, unbekümmert um ein gewisses Risiko für die Zukunft. Wann sind denn die Bedingungen für Lebensfähigkeit garantiert? — Ich meine, wenn Gott will und die Menschen wollen. So sollte man namentlich in den Kolonien der neuen Welt nicht erst so lange warten, bis runde volle Zahlen an Seelen erreicht und die üblichen Pfarrgehälter garantiert sind, sondern sollte fast gleichzeitig mit den Einwanderern einen Gemeindehirten und Seelsorger mitsenden, der mit Geschick von Anfang an eine Gemeindebildung vorbereite und nicht dulde, daß eine gänzliche Verwahrlosung der evangelischen Glieder einträte. Von großem

Segen muß in dieser Beziehung die Bestellung eines Reisepredigers sein, der so lange einen provisorischen Gemeindestand ermöglicht, bis die Gemeinde definitiv auf eigenen Füßen stehen kann. Auch der Bildung der Schulgemeinde könnte in solcher Weise der größte Dienst geleistet werden. Die Einwanderer, welche in der alten Heimat die Sorge für die Schule meist gänzlich der Obrigkeit zu überlassen gewohnt waren, sind hier fast unmündig hilflos auf dem Schulgebiete, da der ihnen fremde Staat keinerlei Interesse für deutsche Schulen entwickelt.

„Fast alle deutsch-evangelischen Kolonien in überseeischen Ländern machen zunächst wohl den Eindruck, als ob sie nicht recht lebensfähig wären. Wie die elenden Bretterbuden der neuen Kolonisten, so präsentieren sich manchem Kritiker die Aussichten für Kirche und Schule. Man warte aber nur einige 10 bis 15 Jahre, und man wird die Bretterbuden in schmuckere Wohnhäuser umgewandelt und damit auch die Gemeindeaussichten gebessert finden. Geschieht nun in diesen 10 bis 15 Jahren der Vorbereitung für Kirche und Schule gar nichts, so tritt eine Verwilderung und Verwirrung ein, welche später nur sehr schwer oder gar nicht wieder gut zu machen ist.

„In den Gemeinden selbst steckt nun oft genug der sehnliche Wunsch, sich zu konstituieren und geordnete Kirchen- und Schulverhältnisse zu schaffen. Wer aber vereint die sehnlichen Wünsche der einzelnen Glieder zu fruchtbringender Energie? Wer besitzt auch das nötige Verständnis für den Aufbau einer Kirchen- oder Schulgemeinde? In den meisten Fällen fehlt es in den Kolonien an praktischen christlichen Köpfen, welche die Fähigkeit besitzen, die zerstreuten Glieder fest zusammenzuschließen, einen geeigneten provisorischen Vorstand zu erwählen, worauf dann im Namen der neu konstituierten Gemeinde N. N. unter Hinweis auf so und so viel „garantiertes Gehalt" aus Kirche und Schule um Zusendung eines Geistlichen aus der Heimat ersucht werden könnte.

„Wartet man, bis die Zustände so weit gereift sind, so wartet man in vielen Fällen leider oft zu lange. Jahrelang haben die Leute keinen Gottesdienst gehabt. Wirtshäuser entstehen, wie das Unkraut, von selber genug. Schließlich gewöhnt sich der Kolonist daran, seine Sonntage im Wirtshause zu verbringen. Und was die Alten halb thun, das thut die heidnisch heranwachsende Jugend doppelt. Zuletzt gilt bei der breiten Masse das Evangelium dieser Welt: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!“

„Endlich, endlich kommt man im Wirtshause beim Kartenspiel auf den Gedanken, aus geschäftlichen Gründen und in Rücksicht auf die Schule um Besorgung eines Geistlichen zu bitten. Juden und Judengenossen, Heiden und Türken werden aufgeboten, um eine Mitgliederliste voll zu machen. Aus den seltsamsten Elementen wird ein evangelischer Kirchenvorstand gebildet. Warum aber solche Leute? Nun, eben diese führen im Wirtshause das große Wort und imponieren der urteilslosen Masse.

„Mit solch einem Vorstande und der durch ihn hervorgerufenen Mischmaschgemeinde hat nun der neue Geistliche fertig zu werden. Welch eine Aufgabe! Auf der einen Seite die thatsächlich vorhandene erste Begeisterung der Gemeinde zu benutzen, um das Eisen kunstgerecht zu schmieden, auf der anderen Seite den entsetzlichen Augiasstall im Vorstande erst auszuräumen (ich schildere hier den Ursprung meiner Gemeinde), um reineres, freies Arbeitsfeld zu schaffen. Wieviel Ehrenkränkung für die doch nun einmal erwählten Vorsteher und ihren Anhang, wieviel grimmer Haß gegen den „orthodoxen Pfaffen“!

„Bei zwei Neugründungen hiesiger Gemeinden habe ich diese traurigen Erfahrungen gemacht. Als ich daher die dritte Gemeinde gründete, verbat ich mir vor meinem Eintreffen jede Konstituierung und jede Vorstandswahl, schlug danach selber bloß zwei zum Vorstande vor und

alles arbeitet bei kleinen Kräften bis auf den heutigen Tag in Frieden."

II.

Um den kleinen Gemeinden wirksam zu helfen, bedarf es einer Unterstützung vor allem der organisierten Verbände, der Pastoralkonferenzen oder — wie in Rio grande do Sul — der Synode. Diese sind in erster Linie berufen, Gutachten abzugeben, die Vermittelung zu übernehmen. Sie bilden einen Schutz gegen die vielfachen Uebergriffe von Gemeinden und Vorständen, welchen die Fähigkeit zu sachlichen Urteilen, Taktgefühl und christliche Gesinnung nicht immer eigen ist. Sie setzen auch die heimatlichen Kirchenbehörden ganz anders instand, ein rechtes Bild von den Verhältnissen sich zu machen, während in einem einzelnen Gutachten, zumal wenn es sich um Streitfragen handelt, an denen der Referent irgendwie persönlich interessiert ist, dem Subjektivismus Thür und Thor geöffnet ist.

Die Heimatkreise sollten es sich zum Grundsatz machen, keine Unterstützungen ohne Beglaubigung jener Instanzen oder der heimatlichen Behörde zu geben. Ist es doch schon vorgekommen, daß Pseudopfarrer mit Erfolg um Gaben gebeten haben, und könnte es doch leicht vorkommen, daß mit solchen unbeglaubigten Bitten die Leichtgläubigkeit und Gutmütigkeit der Geber in schnöder Weise mißbraucht und grober Unfug getrieben wird.

Was der Riograndenser Synode insonderheit Not thut, das ist ein ständiger Vertreter des Synodalpräses und Schaffung von Mitteln zu freier Verfügung der Synode, so lange, bis die Synode erstarkt ist und die Verwaltungskosten selbst tragen kann.

III.

Gemeinsame Anstalten und Liebeswerke als da sind: Waisenhäuser und Schulen (Lehrerseminar in Santa Cruz; das Töchterpensionat „Ev. Stift" zu Novo Hamburgo u. s. w.) sollten mit aller Kraft unterstützt werden. Wir möchten

dabei den Grundsatz aufstellen, die Anstalten, welche in ihrer Existenz schwer bedroht sind, wie die beiden Riograndenser Institute, erst fest zu fundieren und einem glänzenden Triumph der Jesuiten vorzubeugen, ehe man neue kostspielige und weniger dringende, wenn auch sehr wünschenswerte Gründungen vornimmt. Nicht genug können wir den christlichen Kreisen unsere synodale Reisepredigt zur Unterstützung empfehlen, welche wir ohne nachhaltige heimatliche Hilfe nicht treiben können. Das ist Missionsarbeit. Wo aber sind die Missionsfreunde in der alten Heimat?

IV.

Die vielfach klägliche äußere Lage unserer Koloniepfarrer (vergl. S. 96, 98 ff., 108 f.) sollte dahin führen, auf deren Hebung ganz anders Bedacht zu nehmen. Schickt eine freie Gesellschaft vollberechtigte Theologen hinaus, so wäre das Mindeste, daß man ihnen wie den Sendlingen des Oberkirchenrates nach Ablauf der vereinbarten Jahre auch freie Rückreise gewährte und ihnen die Garantie gäbe, daß sie auch die nötigen Existenzmittel haben werden. Kann sie das nicht, so muß eben von der Heimatkirche aus die Gesellschaft bezw. die Synode mit den nötigen Mitteln ausgerüstet werden. Denn um der Sache willen ist der Gedanke entschieden abzuweisen, lieber die Aussendungen zu beschränken. Nein, all unser Trachten muß darauf ausgehen, möglichst viele und nur tüchtige, charakterfeste Boten des Evangeliums für die deutschen Kolonien zu gewinnen. So allein kann das Reich Gottes hier gebaut werden.

V.

Zur genaueren Information der Heimatkreise und der hinausziehenden Pfarrer bedarf es eines viel lebhafteren Gedankenaustausches zwischen unseren Berufsarbeitern hüben und drüben. In erster Linie ist es Sache der ausländischen Brüder, durch Mitteilungen in der Heimat das Interesse zu erregen und wachzuhalten.

VI.

Anderseits muß ein engerer Zusammenschluß früherer brasilischer Diasporageistlicher innerhalb der Diasporakonferenz ins Auge gefaßt werden. So werden wir den Freundeskreis für unsere brasilische Arbeit von Jahr zu Jahr erweitern.

VII.

Endlich bitten wir die großen Korporationen, den Gustav-Adolf-Verein, den Evangelischen Bund, die christlichen und nationalen Bildungsvereine, uns zu helfen durch geeignete kleine Schriften und Flugblätter mehr Leben und Bewegung in unsere an geistiger Nahrung armen Koloniegemeinden zu bringen. Gemeindebibliotheken allerorten zu errichten, müssen wir bestrebt sein, um evangelische und deutsche Gesinnung zu pflegen. Von der Nahrung, welche die reichhaltigen Jesuitenbibliotheken bereitwillig unsern Glaubensgenossen darbieten, können wir nur großen Schaden für unsre Sache erwarten. Auf alte Gesangbücher und dergl. verzichten wir mit h. Dank, da Zoll und Fracht ihren Wert meist übersteigt.

Vierter Abschnitt.

Kapitel 1.

Studienreisen in Brasilien.

Eingelöstes Versprechen. Porto Alegre. Pelotas; P. Dohms †. Rio grande. Tres Forquilhas. Eine grausige Fahrt. Desterro-Florianopolis. Liebe Gastfreunde. Urubús und marinheiros.

In den ersten Wochen des neuen Jahrhunderts nahm die Hitze in Brasilien einen ganz ungewöhnlichen Grad an. Selbst im Süden, in unserem Staate Rio grande do Sul,

hatten wir hochtropische Temperatur, während dort sogar im Hochsommer der Thermometer selten über + 28° R. im Schatten zeigt. Unter solchen Verhältnissen in der einem Glutofen gleichenden Hauptstadt Porto Alegre weilen zu müssen, ist eine Qual. Ich war verurteilt, sie zu ertragen. Mein körperlicher Zustand verschlimmerte sich aber dabei dermaßen, daß der letzte Rest von Bedenken gegen eine endgültige Heimreise schwand. Zwei Umstände verzögerten sie noch, die durch Furcht vor der Bubonenpest verursachte Störung im Schiffsverkehr und der Umstand, daß mein in Aussicht genommener Nachfolger noch immer nicht in Porto Alegre wieder eingetroffen war. Daß ich vordem abreisen würde, war aber für mich ausgeschlossen. Ich hatte es ja meiner jungen Gemeinde versprochen, ihr einen tüchtigen Pfarrer zu vermitteln, ehe ich sie verlassen würde. Am Tage vor der Ausreise des Dampfers „Mercedes" traf der Heißersehnte ein. Wir hatten noch genugsam Zeit, wichtige Fragen über die Zukunft der Gemeinde zu erörtern und die mancherlei Gefahren klar zu legen, die einer gesunden Gemeindeentwickelung drohten. Je mehr ich meinen lieben Kollegen kennen lernte, um so mehr wuchs meine freudige Zuversicht, daß nun doch noch alles gut werde. Ein fest gegründeter, zielbewußter, vor keiner Schwierigkeit zurückscheuender Pfarrer — das war, was der Gemeinde so sehr not that und was ihr jetzt durch Gottes freundliche Fügung werden sollte. Eine köstliche kleine Episode hatten wir an jenem Tage noch zu verzeichnen. Wir schlenderten ganz harmlos über den Mercado (Markthalle), besahen uns die sauber aufgestapelten Landesprodukte: Kartoffeln, Gemüse aller Art, genau wie im lieben Deutschland, die verschiedensten Obstsorten, Apfelsinen, Trauben, Feigen u. s. w., und ließen uns wenig durch das bunte Menschengemenge von Schwarzen, Gelben und Weißen stören. Da grinste uns ein alter, weißhaariger Neger so merkwürdig an. Ich sah, daß er etwas auf dem Herzen hatte. Es schien mir, als habe er ein besonderes Wohlgefallen an meinem Kameraden,

einem echten Pommeraner, von blühendem Aussehen. (Das ist das Kennzeichen eines „frischen Deutschländers"; bei den meisten geht leider die gesunde Gesichtsfarbe allmählich verloren.) Wie ich den Alten mir ansehe, fragt er uns in unverfälschtem Kolonie-Deutsch: „Eer süd wohl noch nich lange hier?" Ich antwortete ihm in der Landessprache, daß das doch der Fall sei. Er schüttelte aber den Kopf, schmunzelte verständnisinnig und sagte: „Enee, dat glöwen ich nit!" Wir mußten herzlich darüber lachen und dachten nicht daran, dem „Landsmann" das übel zu nehmen.

Einen letzten schönen Abend verlebte ich noch mit meinen Porto-Alegrenser Freunden. Ich glaube, daß der vielvernommene Wunsch „Auf Wiedersehen!" noch einmal wahr werden wird. Am anderen Morgen brachte ich um 9 Uhr meinen Amtsbruder und seine Frau an Bord des kleinen Taquary-Dampfers, der reichlich besetzt war. Somit konnte es ihnen an Abwechselung nicht fehlen. Ich wußte beide in guter Hand. Jetzt konnte ich mit gutem Gewissen reisen. Zwei Stunden darauf lichtete der Seedampfer „Mercedes" seine Anker. Werte Freunde gaben mir das Geleite. Até logo! Até logo! . . . . .

Es war der 27. Januar, Kaisers Geburtstag. Ob wohl außer mir jemand daran dachte. Ich besah mir die Schiffsgesellschaft; sie hatte das gewöhnliche internationale Gepräge. Man hörte nur portugiesische Laute. Die Reihen lichteten sich rasch. Die zart besaiteten Brasilianer wußten, was ihnen bevorstand. Die Damen verschwanden ausnahmslos, um erst am Ende der Seereise wieder aufzutauchen. Auf einmal drang ein echtes Düsseldorfer Wort an mein Ohr. Ich drehte mich um und sah vor mir einen Düsseldorfer Künstler, einen Bekannten meiner Familie, in seinem „Faulenzer" liegen. Es war der Porträtmaler Dinger, ein Sohn des berühmten Kupferstechers Dinger aus Düsseldorf. Gerne wären wir länger zusammen geblieben und gemeinsam nach Buenos Ayres gefahren. Ich verspürte jedoch wenig

Neigung, 10 Tage in Quarantäne auf einer öden Insel zu liegen und dafür etliche Pfund Sterling zu opfern. So mußten wir uns in Pelotas trennen. Eine Negerstudie in meinem Reisetagebuche erinnert mich stets an diese angenehme Reisebekanntschaft.

Den kurzen Aufenthalt im Süden nutzte ich aus, um in Pelotas von meinem treuen Amtsbruder Weller mich zu verabschieden. Wer hätte es ahnen können, daß in seinem Hause etliche Monate darauf mein lieber Freund, P. Dohms aus Sapyranga, der unermüdliche Vorkämpfer unserer deutsch-evangelischen Sache, auch als Heimkehrender einkehren und zu der ewigen Heimat eingehen würde, dahin, wo kein Leid, kein Schmerz ihn beschwert!

Da dem lieben Verstorbenen die selige Ruhe bei Christo als Ziel stets vor Augen schwebte, so glauben wir auf ihn das Wort anwenden zu dürfen: „Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben, von nun an. Ja, der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit; denn ihre Werke folgen ihnen nach!“ Sein Andenken wird bei uns im Segen bleiben!

In der Hafenstadt Rio grande fand ich auch noch Zeit, einer Reihe von bekannten Herren und Familien Lebewohl zu sagen. Der Abend bei dem Herrn Konsul Poock, dem regen Förderer deutscher Interessen im Süden des Staates, bewies mir aufs neue, daß Dr. Henry Lange in seinem Buche „Südbrasilien“ nicht ganz zu recht von Rio grande sagt: „Sie ist eine reine Handelsstadt und andere als kaufmännische Interessen spielen hier keine Rolle!“ Es ist doch ein hocherfreuliches Zeichen, daß das Bestreben, auch in Rio grande eine Pflegestätte deutschen Geistes für die Jugend zumal zu begründen, groß ist geworden, daß innerhalb der deutsch-evangelischen Bürgerschaft eine ganze Anzahl tüchtiger Männer in diesem Sinne thätigen Anteil an den edlen Bestrebungen nimmt. Man sollte aber endlich auch darauf sich besinnen, daß es eine heilige Pflicht der Familienvorstände ist, an die Begründung einer deutsch-evangelischen Gemeinde heran-

zugehen. Wie tief beschämend ist es doch, daß bei einer so bedeutenden Zahl von Evangelischen, bei einem so großen Wohlstand derselben, noch keine regelrechte Kirchengemeinde besteht! Bei der so überaus großen Rührigkeit der national-brasilisch-protestantischen Kirche in Rio grande, bei der neuerdings mit Hochdruck arbeitenden Propaganda der Jesuiten auf dem Gebiete der Kirche und Schule müßte sich doch endlich deutsch-protestantisches Bewußtsein regen. Man sollte allen Fleiß darauf verwenden, einen Pfarrer zu bekommen, dem man das gewiß nicht leichte Werk einer Gemeindebegründung und der Schulleitung anvertrauen könnte, welcher in Wort und Wandel das hohe Amt eines evangelischen Geistlichen würdig vertritt, so daß man sich nicht mehr vor den deutschen Katholiken und vor der episkopalen Schwesterkirche zu schämen brauchte. Die intelligente protestantische Bürgerschaft wird doch gewiß auch an ihrem Teil an dem Aufschwung der gesamten evangelischen Gemeinden, der evangelischen Kirche von Rio grande do Sul, mitarbeiten wollen. Es ist ihr unvergessen, was sie in Bethätigung deutsch-evangelischen Zusammengehörigkeitsgefühles an ihren einwandernden Brüdern, an den Pfarrern zumal gethan hat, wie sie das große Liebeswerk unserer Riograndenser Kirche, das Waisenhaus „Asyl Pella“ und das Haus für Alte und Heimatlose „Bethanien“ unterstützt hat. Unsere protestantischen Stammesbrüder im Süden des Staates sollen es aber auch wissen, daß die bereits organisierte Kirche von Rio grande do Sul mit inniger Teilnahme die Entwicklung der kirchlichen und Schulangelegenheiten bei ihnen verfolgt. Auf Pelotas und Rio grande sind die Augen aller weiter schauenden Freunde unserer Kirche auch in der alten Heimat gerichtet, nicht aus Eigeninteresse, sondern mit dem Wunsche, zu helfen und zu fördern nach besten Kräften. Pelotas und Rio grande sollen doch — Gott gebe in nicht zu ferner Zeit! — den Ausgangspunkt für unsre Arbeit in der von der berufenen Kirche vernachlässigten großen deutschen Kolonie São Lourenço abgeben.

So wolle Gott Rio grande und Pelotas zu Sternen erster Größe in dem Sternbild des evangelischen „südlichen Kreuzes“ machen!

Die Abfahrt des deutschen Dampfers „Sparta“ von der Hamburger de Freitas-Linie verzögerte sich infolge Mangels an Ladung ziemlich erheblich. Erst am 31. Januar stachen wir in See. Wir hatten genügende Wasserhöhe, so daß die Fahrt über die Innen- und Außenbarre ohne Unfall verlief. São José do Norte mit seinen hell gestrichenen Häusern entschwand bald unserm Gesichtskreis. Von Rio grande do Sul sehen wir nun nichts mehr, als den flachen, öden, sandigen Strand mit seiner unaufhörlichen Brandung. Mit dem Fernrohr schauten wir das Bergland von Tres Forquilhas, in dem eine kleine deutsche Bevölkerung einen vielleicht aussichtslosen Kampf um die Bewahrung ihrer Nationalität führt. Der deutsche Pfarrer Schlegtendahl hat hier mit bewundernswerter Ausdauer, unter abenteuerlichen Erlebnissen die evangelische Gemeinde neu begründet. Der Umstand, daß sein Nachfolger ebenfalls treu ausharrt, läßt hoffen, daß es doch vielleicht gelingt, die Gemeinde zu halten, bis einmal eine frische Einwanderung in diesen weltverlassenen Erdenwinkel neues Leben bringt, wenn der Hafen von São Domingos das Torres gebaut wird. Diese Generation wird es aber wohl kaum erleben.

Im Schifferleben kennt man eine zweifache Art von Ballast, einen unentbehrlichen und darum wertvollen, selbst wenn er aus Steinen oder Seewasser besteht. Er liegt im Kielraum des Schiffes. Von der anderen Sorte Ballast bekamen wir Passagiere eine weniger willkommene als deutliche Vorstellung. Dieser Ballast bestand in einem Anhängsel, einem großen eisernen Leichter, der „Chata Julho“, welche nach Desterro, meinem nächsten Haltepunkt, geschleppt werden mußte. Mit dieser Chata hatte es eine eigene Bewandtnis. Der Agent der Gesellschaft hatte mir klar gemacht, daß ich sobald keine Fahrgelegenheit nach Desterro bekommen würde.

Da der Dampfer „Sparta" aber den Hafen nicht anlaufen sollte, so schlug er mir ernstlich vor, den Leichter zu benutzen. Das sei eine höchst eigenartige, reizvolle Fahrt. Zufällig war der Kapitän zugegen. Er schüttelte bedenklich den Kopf und erklärte: „Das wollen wir bleiben lassen. Ich nehme meinen Pastor an Bord und werde ihn vor Desterro aussetzen. Dann kann er mit dem Leichter nach der Stadt kommen!" Trefflicher Biedermann! Ich drücke dir noch heute dankbar die Hand. Vor welchen grausigen Erlebnissen hast du mich bewahrt!

Die Chata schwamm im Kielwasser der „Sparta" oder richtiger, sie wurde von dieser nachgezerrt. So lange das Wetter klar, die Luft ruhig, das Meer nicht bewegt war, sah sich alles harmlos an. Das wurde aber bald anders. Die Wellen gingen hoch. Selbst auf unserem großen Dampfer war es nicht gemütlich. Unser Leichter dagegen bot einen geradezu erschreckenden Anblick dar. Er tanzte wie eine Nußschale auf und ab. Er lag bald auf der einen, bald auf der anderen Seite. Jetzt sah man nur den Bug, dann nur das Hinterteil des Schiffes. Dann verschwand es auf Augenblicke ganz in einem Riesenberge von Schaum und Wellen. Gespensterhaft leuchteten die roten und grünen Lichter im Dunkel der Nacht. Auf einmal erschien ein Licht im Großmast. Es war ein Notsignal. Es bedeutete: „Langsamer fahren!" In der That war die Not der kleinen Besatzung aufs höchste gestiegen. Von Kochen, Essen, Trinken, Schlafen war während der ganzen Fahrt fast gar nicht die Rede gewesen. Wiederholt hatten die Leute bei dem Niederschlagen der Wellenmassen das Gefühl: Nun ist's aus! Später wurde nochmals dasselbe Signal gegeben. Mit welchem Gefühl ich jenem Schauspiel zusah, kann man sich denken. Mir war angst und bange in dem Gedanken: Was wäre das für dich geworden! Dem Agenten aber wünschte ich als gelinde Strafe, daß er selbst einmal solche Fahrt mitmachen müßte, damit er keinen Passagier wieder in Lebensgefahr

brächte. Es war dieser Wunsch kein Rachegedanke, sondern er entsprang mehr menschenfreundlichen Regungen. De mortuis nil nisi bene! Es war mir doch ernst betrübend, zu lesen, daß der Aermste ein Opfer des plötzlich im Anfange dieses Jahres auftauchenden, sonst im Süden ungekannten gelben Fiebers geworden sei. Auch meinen Gastfreund, den allen Durchreisenden wohlbekannten Herrn de Boer, einen Biedermann sondergleichen, hat es dahingerafft. Um der evangelischen Interessen willen, denen er mit seiner Familie ein warmes Interesse entgegenbrachte, bedaure ich seinen Heimgang ebenso sehr wie aus Gründen des Mitleides mit seinen hart betroffenen Hinterbliebenen.

Nach zweiundeinhalbtägiger Fahrt fuhren wir in die Bai von Desterro-Florianopolis, der Hauptstadt des Staates Santa Catharina, ein. In später Abendstunde gingen wir vor Anker. Ich nahm Abschied von meinen Reisegefährten und dem freundlichen Kapitän. Ein Boot brachte mich an Bord der Chata „Julho". Nicht lange darauf sandte uns die „Sparta" ihren dreimaligen, vernehmlichen Abschiedsgruß hinüber. Dann war alles stille. Die Nacht über blieben wir draußen liegen. Wir wollten in aller Frühe in den Hafen segeln. Zum Segeln gehören aber erstens gute Segel. Die hatten wir nicht. Die Hauptsache ist sodann der Wind. Auch der ließ lange auf sich warten. Nach stundenlangem Lavieren schlichen wir uns an die Stadt heran. Die köstliche milde Luft, dazu die prachtvolle Umgebung, übten solchen Zauber auf mich aus, daß mich keine Ungeduld über die schneckenhafte Weiterbewegung überkam. Desterro rechne ich zu den am schönsten gelegenen Städten Brasiliens. Sie liegt ziemlich in der Mitte, auf der Westseite der Insel Santa Catharina, welche schmal und langgestreckt bis auf 400 Meter dem Festlande sich nähert. Man muß ein gutes Ende vom Norden der Insel südwärts den natürlichen Kanal hinunterfahren. Ein Bergrücken teilt die Stadt in zwei ihrem Charakter nach ganz verschiedene Teile, die Handels-

stadt und Villenstadt. Dort enge Straßen, hohe Häuser, am Strande viel Schmutz und Unrat, viel Verkehr, Lärm und Staub, hier auf sanft ansteigendem Gelände breite, aber ungepflasterte Straßen, schöne Landhäuser mit Parkanlagen und üppigen Tropengewächsen, Fächerpalmen, Königspalmen u. s. w. Eine vornehme Ruhe lagert über dem Ganzen. Die reichliche Droschkenfahrgelegenheit war mir recht angenehm. In meinem Absteigequartier Hotel Brazil hielt ich mich nicht unnötig lange auf, obgleich dessen Besitzer, ein freundlicher, viel erfahrener und gesprächiger Mann, mit seinen Mitteilungen mich fesselte und sein Gasthof nichts zu wünschen übrig ließ. Aber die Hitze war dermaßen unerträglich, daß ich nach der Praia de Fora, der Villenstadt, floh. Dort war ich einigen Familien, vor allem dem Herrn Generalkonsul v. Zimmerer und der Familie Bahl empfohlen und erfreute mich einer selten gastlichen Aufnahme. In der wundervoll gelegenen, außen und innen gleich gediegen ausgestatteten Villa am Meeresstrande habe ich unvergeßlich schöne Stunden im Familienkreise verlebt. Klassische Musik, von Meisterhand auf fehllosem Instrument gespielt, lebendiger Austausch der Gedanken, frohes Spiel, froher Sang aufgeweckter Kinder, die ganze von dem Geiste edlen Familienglückes geweihte Atmosphäre war dem Urwaldmanne ein gar lieblicher Genuß. Des Todes rauhe Hand hat unterdessen auch in dieses Glück hineingegriffen, für Hausgenossen und Hausfreunde ein ernstes: „memento mori!“ „Wir haben hier keine bleibende Statt!“

Dem obersten Vertreter des Deutschen Reiches durfte ich den Schmerz seines Strohwitwertums ein wenig erleichtern helfen. Hier lernte ich ihn als einen liebenswürdigen gastfreien Mann mit reichen Erfahrungen kennen. Auf meinen Reisen durch sein Arbeitsgebiet habe ich nachher die Spuren rastloser, erfolgreicher Thätigkeit des Herrn Generalkonsuls gefunden. Die Deutschen des Staates Santa Catharina dürfen sich glücklich schätzen, einen solchen regsamen Vertreter ihrer Interessen zu besitzen. Indem die deutsche Reichsregierung

in Desterro diese neue wichtige Reichsvertretung geschaffen und eine so bewährte Kraft damit betraut hat, beweist sie ein erfreuliches Verständnis für die Bedeutung des Deutschtums in Süd-Brasilien. Möge es bleiben und wachsen!

In der Villa des Herrn Generalkonsuls war es verhältnismäßig am erträglichsten. In den Räumen waren nur + 29° R., ein Grund, es sich ein wenig bequemer zu machen. So ließ es sich gemütlicher plaudern über Heimat und Fremde, über Afrika und Amerika, über Kamerun, dessen Gouverneur Herr v. Zimmerer gewesen war und über das Leben im südlichen Brasilien.

Das hohe Ansehen, welches das Deutschtum in Desterro genießt, ist ein wesentliches Verdienst des Konsuls und Großkaufmanns Höpke, den ich ebenfalls kennen und schätzen zu lernen Gelegenheit hatte. Auch in dieser wichtigen Stadt berührte mich das Fehlen einer selbständigen protestantischen Kirchengemeinde traurig. Soweit ich einen Einblick in die Verhältnisse gewonnen habe, ließe sich ohne übergroße Mühe in Verbindung mit einer Schule und der nächsten Umgebung vielleicht noch mit heimatlicher Unterstützung, ein tüchtiger Pfarrer halten. Soll denn dem Jesuitismus hier ebenfalls das protestantisch-deutsche Element in die Arme getrieben werden?

In dem Herrn Konsulatssekretär Wiesener fand ich einen freundwilligen Riograndenser Landsmann und Führer. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt waren allerdings bald in Augenschein genommen. Wollte man von dem sehenswerten Regierungspalast auf guten Zustand der Finanzen des Staates Santa Catharina schließen, so wäre das ja schmeichelhaft für diesen. Doch die Wahrheit käme dabei arg zu kurz. Der Staatshaushalt arbeitet mehr mit Defizit als irgend ein anderer Staat, obgleich der Präsident und die hohen Beamten, wie mir versichert wurde, mit einem verhältnismäßig bescheidenen Einkommen sich begnügen müssen. Paciencia! Auch für Santa Catharina werden noch bessere Zeiten kommen! Zum

Glück braucht der Staat keine Gesundheitspolizei zu besolden, und wunderbarerweise ist gerade diese die best organisierte und die thätigste. Tag und Nacht ist sie auf dem Posten, immer da, wo sie am nötigsten ist. In ihrer Uniform trägt sie den ganzen Ernst ihrer Arbeit zur Schau. Der Rock ist schwarz. Den Hals ziert eine schöne Krause. Sie führt eine scharfe Waffe. Ihren scharfen Augen entgeht nichts Verdächtiges oder Schädliches. Dafür ist ihr der besondere Schutz des Gesetzes zugesichert. Wer einen Vertreter dieser treuen Garde erschießt, muß 5 Milreis (3—5 Mark) Strafe unweigerlich bezahlen. Das kann wohl hier und da einem Sanitätsbeamten widerfahren, wenn er Privatgärten untersucht oder auf den Dächern des Hauses sich unangenehm macht. Die Gesundheitspolizei stellt die weitverzweigte Familie der — urubú, der Aasgeier. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung dienen auch die marinheiros, die Schüler der Matrosenvorschule. An „Soldaten spielen" dachte ich, als ich einen kleinen Mann von höchstens 12 Jahren auf „Posten" stehen sah. Sein Karabiner (hoffentlich ungeladen!) schien wie eine schwere Last auf seinen zarten Schultern zu liegen. Nach meinen Erkundigungen ist die letzte Zuflucht der Eltern, welche ihre Jungen nicht mehr bändigen können: zu den marinheiros! Da soll nicht fein säuberlich mit den Knaben verfahren werden. Ob nun aus ihnen gerade „Mustertruppen" hervorgehen, möchte ich dahingestellt sein lassen. Der kleine schmucke Küstendampfer „Max" entführte mich abends nach dem Hafen von Itajahy. Vorher genoß ich noch einen prachtvollen Rundblick auf Desterro, das Meer, die Berge, nach Palhoça, alles vom zarten Licht des Vollmondes feenhaft beleuchtet.

Kapitel 2.

Die deutschen Kolonien im Staate Santa Catharina.

Blumenau. Interessante Reisegefährten. Eine unbegreifliche Erscheinung. Deutschtum und Protestantismus in Blumenau. Geschichte der evangelischen Gemeinde. Worin die Protestanten von Rio grande do Sul denen in Santa Catharina voraus sind und nachstehen. Freundliche Erinnerung an die Pfarrhäuser auf den Kolonien. In Lebensgefahr. Itajahy. Konsul Asseburg. Die deutsche Kolonie Hansa.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Itajahy setzte ich meine Reise nach Blumenau fort. Der kleine Dampfer war so dürftig wie möglich eingerichtet. Der Raum war so eng, daß man ständig in Gefahr war, sich gegenseitig auf die Zehen zu treten. Bei der unsagbar großen Hitze hatte man aber das Bedürfnis, durch Hin- und Herbewegen ein wenig Luft sich zu verschaffen. Ich bedauerte nachher sehr, mit den deutschen Herren keine Bekanntschaft gemacht zu haben. Sie waren jedoch ganz vom Skat gefangen. Einer derselben war ein bekannter Politiker und Führer des Deutschtums, der Großkaufmann Feddersen, mit dem ich später noch zusammenkam und eine fesselnde Unterhaltung über die Zustände in Santa Catharina und Rio grande do Sul hatte. Mit der farbigen Schiffsgesellschaft kam ich dagegen in engere Berührung. Nach meiner Gewohnheit führte ich ein portugiesisches Neues Testament als Reiselektüre mit mir. Es erweckte erst die Neugierde, dann ein wirkliches Interesse bei meinen Reisegefährten. Aus meinem leisen Schlummer wurde ich plötzlich durch das laute Gespräch derselben aufgeweckt. Auf dem Tisch lag das Neue Testament aufgeschlagen. Ev. Matth. Kapitel 12, die Geschichte von dem Aehrenraufen der Jünger Jesu, wurde eifrig von ihnen besprochen. Im Mittelpunkt stand die Frage, ob man ein Recht habe, in der Not seinen Hunger mit fremdem Gut zu stillen. Rede und Gegenrede flog hin und her. Die beiden Araber und die zwei eingeborenen Brasilianer waren lebhaft erregt. Als ein „padre“

wurde ich nun um meine Auffassung befragt und sollte in verschiedenen mir vorgelegten praktischen Fällen entscheiden. Das that ich denn auch und legte ihnen dar, wie es bei allen diesen Fragen auf die innerste Stellung des Menschenherzens zu Gott ankomme, daß ein Christ, der Gott vor Augen und im Herzen habe, auch recht von Ihm geleitet werde. Die Menschen sehen oft nur das Aeußere, urteilen und verurteilen danach hart und lieblos. Gott sieht das Herz an, die Triebfeder der menschlichen Handlungen. Er ist ein Gott der Barmherzigkeit und urteilt nicht nach dem toten Buchstaben des Gesetzes. Wie sich Gottes Barmherzigkeit in unserem Heilande Jesu Christo so herrlich offenbare, wie auch der größte Sünder durch Jesu Leiden, Sterben und Auferstehen ein Kind Gottes werden und zum Frieden kommen könne, ließ ich mir angelegen sein, ihnen zu zeigen. Das war ihnen eine ganz neue, ungekannte Botschaft. Aber sie hörten sie gern und lauschten mit größter Aufmerksamkeit, als ich ihnen aus den Evangelien einige besonders packende Stellen vorlas und erklärte. Aus ihrer Auffassung von dem inneren Gehalt ihrer Kirche machten sie keinen Hehl. Die so oft gemachte Erfahrung bestätigte sich mir hier aufs neue: die römische Kirche hat unter den denkenden Romanen ausgespielt. Viel Verlangen, viel Forschen und Fragen nach höherer Wahrheit herrscht unter ihnen. Es ist das Morgenrot einer besseren Zeit, die Gott der Herr auch über das dunkle, in die Finsternis des Aberglaubens und des Unglaubens eingehüllte Brasilien sichtbar heraufführt.

Ein Gutes hatte der sonst wenig rühmenswerte kleine Dampfer. Er fuhr schnell und brachte uns ehe wir es glaubten landeinwärts. Die Fahrt wurde immer schöner. Die Berge rückten immer näher an das Ufer. Der Fluß, der Itajahy, verengte sich mehr und mehr. Wie mit einem Zauberschlage fühlte ich mich in die alte Heimat versetzt, an den Rhein in seinen schönsten Partien, in das Ahrthal mit seinen hohen Bergen. Aber ringsum war alles so still, so



Hauptstraße von Blumenau.

menschenleer; nur vereinzelt tauchte eine Fischerhütte, ein dürftiges Kolonistenhaus auf. Ein großes Holzgebäude, der Immigrantenschuppen, ein hübsches Landhaus in einiger Entfernung deuteten endlich auf die Nähe von Blumenau. Der Dampfer biegt um eine Ecke. Vor uns liegt das freundliche Städtchen. Wir sehen allerdings nur einen kleinen Teil davon, weil der Wasserstand ein niedriger, die Uferhöhe dafür um so bedeutender ist. Nicht zu allen Zeiten fließt der Itajahy so friedlich daher. Er ist nicht umsonst ein Gebirgsfluß. Er hat es namentlich bei Regenwetter sehr eilig, stürzt im rasenden Lauf über die Menge von Hindernissen und macht gerade oberhalb des Stadtplatzes Blumenau von dem „Salto“ einen gewaltigen Sprung in die Tiefe. Die scharfe Biegung gerade bei der Stadt, die hart an den Fluß herantretenden Berge haben zur Folge, daß die Riesenwassermengen nicht rasch genug abfließen können. Im Jahre 1880 hat man es erlebt, daß der Itajahy in 1½ Tage um 16,78 m stieg, zum großen Schaden für die Stadtbewohner. Abgesehen von dieser oft und regelmäßig drohenden Gefahr ist die Lage von Blumenau eine günstige. Landschaftlich ist sie reizend. Die Stadt bietet das Bild eines sauberen, wohlhabenden Landstädtchens, ganz und gar mit deutschem Gepräge. Man verliert völlig das Gefühl, in der Fremde zu sein. Aber nicht nur die Stadt, die ganze große Kolonie Blumenau, abgesehen von den mehr verschwindenden romanischen Niederlassungen, hat bis ins kleinste die deutsche Eigenart bewahrt. Statistische Tabellen sind nicht nach jedermanns Geschmack. Man muß sie zu lesen, zwischen den Zeilen zu lesen verstehen. Aber ich glaube, daß die nachstehende zahlenmäßige Uebersicht in ihrer knappen Form besser als ein längerer Aufsatz einen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Kolonie Blumenau, in ihr Werden und Wachsen, in ihre Zusammensetzung und ihre Entwickelungsfähigkeit giebt.

Statistische Tabelle über die Einwanderung

Jahr	Nationalität																			Geschlecht	
	Deutsche	Oesterreich.	Russen	Italiener	Tyroler	Ungarn	Spanier	Belgier	Schweizer	Nordamerik.	Brasilianer	Holländer	Schweden	Dänen	Griechen	Franzosen	Irländer	Polen	Luxemburg.	männlich	weiblich
1850	17	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11	6
1851	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	8	—
1852	110	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	59	51
1853	28	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	18	10
1854	139	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83	63
1855	34	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	21	13
1856	254	—	—	—	—	—	—	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	143	116
1857	198	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	120	79
1858	77	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	54	28
1859	29	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	17	12
1860	91	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	52	39
1861	534	12	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	312	236
1862	594	9	—	—	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	326	281
1863	168	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	86	82
1864	95	19	—	—	—	—	—	12	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	79	48
1865	187	5	—	—	—	—	—	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	108	91
1866	162	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	84	78
1867	186	7	—	—	—	—	—	—	—	30	—	—	—	—	—	—	—	—	—	129	94
1868	1372	23	1	—	—	1	—	—	1	—	—	5	—	1	—	—	—	—	3	747	660
1869	977	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	511	468
1870	32	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	20	13
1871	23	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	11	12
1872	185	7	—	—	—	—	—	—	15	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	116	91
1873	412	12	—	—	—	—	—	1	1	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	213	215
1874	328	33	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	182	180
1875	323	771	—	22	—	—	—	1	9	—	—	—	—	—	1	2	—	—	—	638	491
1876	314	31	—	266	462	—	1	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	594	484
1877	176	46	—	68	65	—	—	—	12	—	—	—	—	—	—	—	—	3	—	205	165
1878	342	33	—	437	67	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	6	—	6	—	476	417
1879	273	12	—	152	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	—	—	252	208
1880	384	—	—	42	23	—	—	—	4	—	—	—	—	—	—	—	—	2	—	240	217
1881	148	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	90	62
1889	68	8	—	97	3	—	—	75	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	155	98
1890	510	61	3046	69	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	1922	1767
1891	561	310	682	87	—	230	18	33	2	—	10	1	159	2	—	7	16	290	—	1348	1057
1892	91	23	24	99	—	149	—	—	—	—	—	1	3	—	—	—	—	—	—	216	174
1893	85	58	55	17	—	6	—	—	4	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	125	99
1894	144	27	8	4	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	103	80
1895	160	13	29	2	—	156	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	187	174
1896	46	114	66	—	—	165	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	221	171
1897	18	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	10	8
Sa.	9883	1647	3911	1363	641	708	19	144	54	30	14	9	164	5	1	16	16	301	3	10292	8637

in Blumenau von 1850 bis 1897.

Alter				Religion		Bildung		Profession			Zustand			Summe
bis 5 Jahre	5–20 Jahre	20–30 Jahre	üb. 30 Jahre	evangelisch	katholisch	können lesen u. schreiben	Analphabet.	Landleute	Handwerker	sonstige	verheiratet	ledig	verwitwet	
2	1	11	3	17	—	14	3	3	8	—	4	13	—	17
—	1	6	1	8	—	8	—	1	6	1	—	8	—	8
16	26	38	30	110	—	83	27	7	23	5	45	62	3	110
4	6	14	4	28	—	22	6	6	6	8	6	22	—	28
25	37	30	54	139	7	113	33	73	53	20	53	88	5	146
8	8	9	9	26	8	24	10	22	8	4	13	21	—	34
47	68	55	89	234	25	191	68	125	100	34	87	166	6	259
20	61	45	73	189	10	148	51	100	71	28	65	132	2	199
8	20	33	21	80	2	65	17	48	23	11	25	57	—	82
2	8	11	8	24	5	21	8	24	4	1	5	24	—	29
18	17	31	25	72	19	63	28	73	16	2	33	56	2	91
77	198	81	192	400	148	420	128	408	135	5	178	353	17	548
94	180	121	212	462	145	452	155	440	163	4	203	380	24	607
26	56	32	54	129	39	111	57	107	50	11	61	103	4	168
16	29	39	43	69	58	90	37	106	19	2	44	79	4	127
28	59	45	67	121	78	144	55	170	18	11	75	121	3	199
30	45	33	54	158	4	115	47	145	15	2	65	96	1	162
30	65	57	71	190	33	162	61	154	62	7	79	143	1	223
246	434	262	465	1339	67	986	421	1142	256	9	523	842	42	1407
155	305	192	327	996	13	698	281	883	80	16	397	561	21	979
5	7	5	16	25	8	25	8	21	9	3	18	14	1	33
4	5	8	6	23	—	17	6	16	3	4	8	14	1	23
31	52	51	73	193	14	156	51	156	29	22	82	119	6	207
67	128	93	138	397	29	316	110	386	37	3	176	238	12	426
61	124	63	115	270	92	269	93	316	46	—	135	218	9	362
172	395	207	355	270	859	458	671	849	270	10	880	719	30	1129
181	360	167	370	261	817	441	637	887	178	13	391	650	37	1078
54	131	63	122	162	208	159	211	338	24	8	125	237	8	370
143	292	154	304	353	540	467	426	736	145	12	324	533	36	893
83	115	115	147	262	198	223	237	322	117	21	184	264	12	456
96	104	198	59	352	105	241	216	453	89	15	174	271	12	455
24	40	38	60	140	12	114	38	129	23	—	62	87	3	152
48	52	70	83	67	186	128	125	246	5	2	100	143	10	253
860	755	1131	943	1791	1897	766	2923	3405	284	—	1540	2083	66	3689
462	685	532	726	584	1820	850	1565	1722	214	16	897	1427	69	2408
83	87	104	116	87	303	129	159	184	28	—	148	231	11	390
50	59	43	72	93	131	123	101	107	36	25	84	135	5	226
44	65	26	47	139	44	125	58	161	19	3	67	114	2	185
63	124	58	116	163	198	216	145	301	41	19	148	206	7	361
69	132	57	134	80	312	248	134	359	25	8	159	221	12	392
6	6	2	4	18	—	11	7	13	—	—	6	12	—	18
3459	5340	4332	5798	10494	8435	9413	9516	15342	3159	428	7180	11265	484	18929

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache. Man muß sich angesichts derselben fragen: „Wie ist es möglich, daß die Kenntnis von dem Vorhandensein und dem Emporblühen einer so mächtigen deutschen Kolonie daheim eine so geringe ist, daß sie erst in neuerer Zeit in den Vordergrund zu treten beginnt? Abgesehen von den kaufmännisch und kolonial interessierten Kreisen findet man nur vereinzelte Persönlichkeiten, Familien und Vereine, welche die hohe Bedeutung jener Koloniegebiete würdigen und ihrer Entwickelung ihre Teilnahme zuwenden. Sehr lehrreich ist für unsere heimatliche Kirche die zuverlässige Statistik aus den evangelischen Kirchenbüchern der Kolonie Blumenau, die wir nebenstehend mitteilen.

Einige notwendige geschichtliche Notizen mögen diese Zahlen ergänzen. Dr. Hermann Blumenau aus Braunschweig begründete am 2. September 1850 mit 17 Personen die nach ihm benannte Niederlassung. Er kaufte sogleich von der damaligen Kaiserlichen Regierung 10 Quadratmeilen Urwald am Itajahyflusse. Im Laufe der Jahre stellte sich jedoch die Unmöglichkeit heraus, mit dem zusammengeschrumpften Privatkapital das große Werk weiter zu führen, so daß die Kaiserliche Regierung die Privatkolonie als Staatskolonie übernahm. Ein Beweis, wie sehr man an höchster Stelle die Verdienste des Herrn Dr. Blumenau und seine seltenen Gaben zu schätzen wußte, war seine Ernennung zum Koloniedirektor. Dieses Amt hat er noch manches Jahr zum Segen der Kolonie verwaltet. In seiner Fürsorge für die evangelische Kirche hat er sich das schönste Denkmal „aere perennius“ gesetzt. Wir entnehmen dem „Urwaldsboten“, dem zum 50-jährigen Bestehen der Kolonie Blumenau herausgegebenen Kalender für die Deutschen in Südbrasilien, folgende Schilderung der Entwickelung der evangelischen Kirche in der Kolonie Blumenau:

Nachdem Dr. Hermann Blumenau durch Vertrag vom 17. April 1855 von der Kaiserlichen Regierung beauftragt worden war, einen evangelischen Pastor kommen zu lassen, hatte er in der Person des Oswald Hesse aus Wreschen in der

Tabelle

aus den Kirchenbüchern der Kolonie Blumenau.

A. Gemeinde Blumenau.

Jahr	Taufen	Konfirmationen	Trauungen	Begräbnisse
1857	6	—	9	6
1858	33	29	15	7
1859	34	22	7	8
1860	35	27	7	13
1861	58	16	14	32
1862	51	33	28	34
1863	78	25	23	27
1864	92	40	20	30
1865	80	36	20	19
1866	100	58	16	32
1867	116	44	24	30
1868	148	61	43	66
1869	195	66	62	93
1870	200	68	66	52
1871	271	117	34	38
1872	246	126	31	44
1873	256	115	44	55
1874	303	141	54	80
1875	295	160	53	49
1876	288	146	71	59
1877	282	175	48	47
1878	439	236	82	81
1879	193	197	65	21
1880	368	224	96	5
1881	512	147	91	15
1882	453	215	68	11
1883	454	199	88	26
1884	391	237	59	22
1885	330	200	72	22
1886	437	203	59	23
1887	392	162	57	24
1888	445	203	46	16
1889	180	90	34	16
1890	255	91	38	42
1891	197	120	28	112
1892	234	104	41	39
1893	208	114	38	52
1894	275	118	42	36
Seite	8930	4365	1693	1384

Jahr	Taufen	Konfirmationen	Trauungen	Begräbnisse
Uebertrag	8930	4365	1693	1384
1895	234	116	58	38
1896	254	129	60	42
1897	245	154	51	44
Sa.	9663	4764	1862	1508

B. Badenfurt.

Jahr	Taufen	Konfirmationen	Trauungen	Begräbnisse
1884	159	75	15	25
1885	207	97	44	26
1886	187	81	44	31
1887	241	110	27	30
1888	206	109	39	39
1889	229	114	55	39
1890	245	131	45	51
1891	253	133	39	73
1892	237	141	45	37
1893	235	154	38	25
1894	264	145	45	35
1895	294	145	47	34
1896	267	208	45	52
1897	270	156	49	57
Sa.	3294	1799	577	554

C. Indayál.

Jahr	Taufen	Konfirmationen	Trauungen	Begräbnisse
1890	147	151	21	59
1891	219	123	31	133
1892	225	138	32	60
1893	213	112	35	75
1894	220	139	32	54
1895	239	130	45	49
1896	134	124	22	16
1897	270	134	29	46
Sa.	1667	1051	247	492
Total	14624	7614	2686	2554

Provinz Posen einen Mann gefunden, der sich bereit erklärte, sein Pfarramt in Wreschen niederzulegen und einem Rufe nach Blumenau zu folgen. Am 23. Juli 1857 kam er in Blumenau an. Da es noch an allem fehlte, wurden die Gottesdienste im Einwandererschuppen abgehalten, der erste am 9. August 1857.

Zunächst galt es, dem Pastor ein Pfarrhaus zu bauen. Dies geschah in den Jahren 1857 und 58. In schöner, anmutiger Lage wurde das noch heute stehende Pfarrhaus erbaut, das wohl im Jahre 1857 das beste und schönste Haus der neuen Kolonie gewesen sein mag, heute aber den Anforderungen durchaus nicht mehr entspricht. Durch Kaiserlichen Erlaß vom 10. November 1865 wurde von Dom Pedro der Bau eines würdigen evangelischen Gotteshauses befohlen. 1868 wurde in feierlicher Weise die Grundsteinlegung vollzogen, und zwar am 20. September die der katholischen Kirche und am 23. September die der evangelischen Kirche. Genau 9 Jahre später, am 23. September 1877, wurde die evangelische Kirche eingeweiht. Dieselbe liegt unmittelbar neben dem Pfarrhaus auf einem Hügel in der Nähe des Stadtplatzes. Ihr horizontaler Querschnitt ist ein regelmäßiges Achteck; die Kuppel wird im Innern unterstützt von 8 Säulen und ist in halbgotischem Stile ausgeführt. Von dem Gründer der Kolonie war in Verfolgung der öffentlich ausgesprochenen Verpflichtung, daß er für die religiösen Bedürfnisse der sich ihm anschließenden Deutschen evangelischen Bekenntnisses sorgen werde, ein Grundstück von 75450 qm unentgeltlich ausgelegt worden; auf demselben war von Herrn Dr. Blumenau zunächst aus Privatmitteln ein Pfarrhaus und dann aus Staatsmitteln eine Kirche erbaut worden; unmittelbar anschließend an beide ist ein Gottesacker eingerichtet worden, und der Rest dieses Grundstückes steht zur Nutznießung des jeweiligen Pfarrers. So ist thatsächlich für die Bedürfnisse der evangelischen Kirchengemeinde in einer Weise gesorgt worden, die dem Gründer der Kolonie alle Ehre macht. In späteren Jahren schenkte derselbe Dr. Blumenau der evangelischen

Kirchengemeinde ein Grundstück von 2360000 qm, ungefähr 2 km von der Kirche entfernt, im „Kühlen Grunde“ — vulgo „Affenwinkel“ — gelegen.

Mit der weiteren Ausdehnung der Kolonie machte sich sehr bald die Notwendigkeit geltend, außerhalb des Stadtplatzes Gottesdienste einzurichten. So wurden schon von Pastor O. Hesse außerhalb der Mutterkirche Gottesdienste abgehalten und im Anschlusse daran Amtshandlungen vollzogen in Houpava, Badenfurt, Pommerode, Beneditto und Warnow. Auch neue Kirchen wurden in den einzelnen Distrikten gebaut, die erste in Badenfurt, am 7. Juli 1872 eingeweiht. Am 25. November 1879 starb Pastor Oswald Hesse, nachdem er 22 Jahre gewissenhaft seines sehr mühevollen Amtes gewaltet. Ihm folgte als Geistlicher der Gemeinde Heinrich Sandreczki, welcher, von dem Missionshause in Basel ausgesandt, schon längere Zeit in der Nachbarkolonie Brusque als Geistlicher gewesen war. Von 1880 bis 1884 bediente dieser noch die ganze Kolonie. Im Jahre 1884 bildete sich eine neue Gemeinde mit dem Pfarrsitze in Badenfurt. Pfarrer dieser Gemeinde wurde der vom Missionshause in Barmen ausgesandte Pastor H. Runte, welcher heute noch seines Amtes in derselben waltet. Zu dieser Gemeinde Badenfurt gehören die Distrikte Pommerode, Alto Rio de Testo, Karijos und Houpavazinha. Heute hat jeder dieser Bezirke eine massive Kirche und drei derselben einen Turm mit Glocken.

Am 1. August 1889 legte der Pfarrer Sandreczki sein Amt als Geistlicher der evangelischen Kirchengemeinde Blumenau nieder und ging nach Nord-Amerika, woselbst er heute in Buffalo ein Pfarramt bekleidet. Nach seinem Weggange wendete sich die Gemeinde an den Evangelischen Ober-Kirchenrat in Berlin. Dieser sandte ihr einen Geistlichen in der Person des Pastor H. Faulhaber, welcher am 25. November 1889 hier eintraf, am 1. Dezember desselben Jahres sein Amt antrat und heute noch seines Amtes an der Gemeinde waltet. Gleichzeitig machte sich bei dem Weggange des Pfarrers

H. Sandreczki der obere Distrikt der Kolonie selbständig als neue Pfarrgemeinde mit dem Pfarrsitze in Judayál. Dieser Gemeinde schlossen sich an die Bezirke Warnow, Ilse-Neisse, Timbó, Beneditto novo, Ceder und Adda, von denen Judayál, Warnow und Timbó massive Gotteshäuser besitzen. Die Gemeinde wandte sich an das Missionshaus in Barmen und erhielt von dort den akademisch ausgebildeten Pastor H. Ehrich zugesandt im Juni 1890. Schon im folgenden Jahre schloß sich der Geistliche mit der Gemeinde dem Evangelischen Ober-Kirchenrate in Berlin an. Nach sechsjähriger Thätigkeit kehrte Pfarrer Ehrich nach Deutschland zurück; ihm folgte im Juni 1897 Pfarrer Hägeholz, von derselben Behörde ausgesandt. Die ungeheuren Entfernungen und der schlechte Zustand der Wege stellen Anforderungen an den Pfarrer, welche bei dem gegenwärtigen Umfange der einzelnen Pfarrbezirke im allgemeinen die Leistungsfähigkeit eines jeden Mannes übersteigen und erheischen dringend eine Teilung der Gemeinden. Die Pfarre Judayál hat hierin den Anfang gemacht, indem Pfarrer Hägeholz im November 1898 seinen Wohnsitz nach Timbó verlegte und die Ankunft eines neuen Pfarrers für die Gemeinde Judayál mit Warnow und Ilse-Neisse nahe bevorsteht. Wenn solch eine Teilung und Trennung auf friedlichem Wege ausgeführt wird, dann geschieht es zum Wohle und im Dienste der Sache selbst. In gleicher Weise beabsichtigt die Gemeinde mit dem Pfarrsitze am Stadtplatze Blumenau, welche an Raum und Kopfzahl die größte ist, sich auf friedlichem Wege in zwei selbständige Gemeinden zu teilen.

Der Zusammenhang und Zusammenschluß der einzelnen evangelischen Gemeinden des Staates Santa Catharina untereinander ist noch ein sehr lockerer. Wohl sind im Staate zehn evangelische Gemeinden vorhanden, wohl besteht auch eine Pastoral-Konferenz, welche die Vorstufe für eine spätere Synode sein soll, aber noch sind die einzelnen Gemeinden zu jung, noch haben sie viel zu sehr mit dem Ausbau im eigenen Innern

zu schaffen, noch fehlt die direkte zwingende Notwendigkeit zu einem festen Zusammenschluß und zur gemeinsamen Regulierung allgemeiner Fragen.

Von meinem Kollegen, dem Herrn P. Faulhaber in Blumenau, dem ich wertvolle Mitteilungen aus dem kirchlichen Leben der evangelischen Glaubensgenossen und ihrer Thätigkeit in der Schule verdanke, wurde ich freundlich am Ufer in Empfang genommen und in das reizend am Bergesabhang gelegene Pfarrhaus geleitet. Für den Reisenden hat es immer etwas besonders Anziehendes, mit den Männern zusammen sein und Gedankenaustausch pflegen zu können, welche ihre ganze Persönlichkeit in den Dienst einer großen Kulturaufgabe stellen und als Pioniere evangelischen Deutschtums im fremden Lande unablässig thätig gewesen sind. Ein solcher ist der Ortspfarrer von Blumenau. Wir gedenken gern an dieser Stelle seiner großen Verdienste um die neue deutsche Schule. Seine fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit hat einen schönen Lohn in der dadurch angeregten Teilnahme heimatlicher Kreise gefunden.

Mein körperliches Befinden machte es mir leider nicht möglich, meinen Kollegen auf seinen unaufschiebbaren Amtsreisen zu begleiten. Darum zog ich es vor, zuerst die eigentliche Kolonie zu besuchen und dann einen längeren Aufenthalt in Blumenau zu nehmen. Mein erstes Ziel war Badenfurt. Ich war ganz erstaunt über das, was ich an landschaftlichen Schönheiten, mehr noch über das, was ich von dem Leben und Treiben der deutschen Kolonisten sah. **Hier ist Klein-Deutschland.** Hier finden wir breite, schöne, wohlgepflegte Straßen, was keiner so zu schätzen weiß, wie ein Riograndenser Urwaldpfarrer, in dessen Leben Drecklöcher, Knüppelbrücken und grundlose Waldwege die größte Rolle spielen. Es ist begreiflich, daß sich mir immer wieder Vergleiche zwischen unsern Riograndenser Kolonieverhältnissen und denen von Santa Catharina aufdrängten. Bei uns war fast das einzigste Verkehrsmittel das Pferd und Maul-

tier. Dort reitet jedermann, Mann und Weib, hoch und niedrig, die kleinen Buben und Mädchen von 5 Jahren an, die Großväter und Großmütter bis hoch in die siebenziger Jahre. Wer eben aus seiner Pikade einmal herausgehen will, muß wohl oder übel in den Sattel. In Blumenau ist man schon bedeutend weiter. Da kann man bei gutem Wetter im Sommer Tagereisen weit zu Fuß gehen. Da besitzt jeder, der es einigermaßen zu etwas gebracht hat, seinen Einspänner oder Zweispänner. Nicht selten wird auch vierspännig gefahren. Alles zeugt von Wohlstand: die Wege, die Kolonien, die Häuser, die Kleidung. Ich kam mir ordentlich vornehm vor, als ich in der wohlgefederten Kalesche des Blumenauer Pfarrers durch die Kolonie fuhr. Dennoch gedachte ich wehmütig meines treuen „Max", der noch manchen Freund am Taquary an mich erinnern wird, meines schönen Ponchos und meines wetterfesten Zimmermannshutes. Vom rechten hohen Ufer des Itajahy sah ich das Badenfurter Pfarrhaus aus dem Grün der Palmen, Bananen und Kaffeebäume eben hervorlugen. Es lag so friedlich und still da. Wie dem Wüstenreisenden die Oase, so erschien mir das Pfarridyll, welches ich dort kennen gelernt habe. Wir hatten uns schon in Rio grande do Sul kennen gelernt, auf dem Jubelfest des Waisenvaters Pastor Hätinger im Asyl Pella, mein Kollege und nunmehriger lieber Freund P. Runte und ich. Wie habe ich mich in seinem Hause wohl gefühlt, so ganz daheim, in wohlthuender Pflege, deren ich nicht wenig bedürftig war. Wenn ein Pfarrhaus so ist, wie es sein soll, dann hat die Pfarrfrau daran nicht den geringsten Anteil. So war es auch hier. Ich hätte wochenlang dort bleiben können und sollte bleiben, hätte es auch gern gethan. Aber es kam anders. Immerhin verlebte ich einige schöne, köstliche Tage daselbst und bekam einen Einblick in die mich besonders interessierenden kirchlichen Zustände und Schulverhältnisse der Kolonie. Was ich von dem Badenfurter Pfarrhause sagte, das möchte ich auf Timbó

anwenden. Die Gemeinde kann stolz sein, in dem Pastor Hägeholz einen so regsamen, treuen, charakterfesten, ganz in seinem Amte aufgehenden Pfarrer zu besitzen. Hätte Blumenau statt der wenigen riesenhaften, unübersehbaren Pfarrbezirke kleinere Pfarreien, alle unter Leitung von Männern, die wissen, was sie wollen und wollen, was sie wissen, dann sähe es in den Kirchen- und Schulgemeinden ganz anders aus.

So weit unsere Riograndenser Kolonien in manchen Dingen hinter denen von Santa Catharina zurückstehen, ich denke dabei an die wirtschaftliche Lage und an deutsches Gemeinschaftsbewußtsein, so sind im allgemeinen wenigstens unsere evangelischen Gemeinden denen von Santa Catharina weit voraus in Opferfreudigkeit und Verlangen nach Förderung geistiger Interessen. In Santa Catharina sollten die großen und so sehr leistungsfähigen Gemeinden bedenken, daß es nicht genug damit ist, schöne, große, massive Kirchen mit Turm und Glocken zu besitzen und einen Pfarrer zu haben, der die Amtsgeschäfte versieht, alle 3—6 Sonntage an einem Orte predigt, beerdigt, tauft und konfirmiert. Nicht ein „Prediger" in erster Linie, sondern ein „Seelsorger" thut den Gemeinden not, und gerade in unseren Koloniegemeinden ist's so bitter nötig, daß der Pfarrer nicht „Reiseprediger" ist, sondern seine ganze Kraft auf die Seelenpflege, auf die religiöse Bildung der Jugend zu verwenden. Ich habe mich der vielen schönen Kirchen in Santa Catharina gefreut. Wenn ich aber daran dachte, daß sie den dritten oder vierten Teil der Sonn- und Festtage unbenutzt bleiben, dann ging es mir jedesmal wie ein Stich durchs Herz. Eine Entschuldigung haben die wenigsten Gemeinden. Sie könnten viel, viel mehr leisten. In unsern kleinen, zum Teil ärmlichen Gemeinden zahlen die Kolonisten vielfach 10—15 Milreis an die Kirchenkasse zur Bestreitung des Pfarrgehaltes und der laufenden Ausgaben, ungerechnet der Stolgebühren, welche oft hoch bemessen sind, weil sonst der Pfarrer nicht bestehen kann. In den von mir neu organisierten Gemeinden

in Rio grande do Sul hatte ich mich mit den Kolonisten auf folgende Sätze geeinigt:

eine Taufe im Gotteshause	4	Milreis,
eine Nottaufe im Privathause	4	"
eine Haustaufe	8	"
Konfirmation	6	"
Beerdigung	8	"

Was sagt man in Santa Catharina dazu?

Indessen will ich damit nicht die einen kränken — mein offenes Wort entspringt ja nur der innigsten Anteilnahme an dem Bau des Reiches in ihrer Mitte und dem sehnlichen Wunsche, daß Jesus Christus unter ihnen mehr Gestalt gewinne. Noch viel weniger möchte ich meinen bisherigen engeren Landsleuten in Rio grande do Sul Anlaß geben, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Mögen sie, die es angeht und sich getroffen fühlen, bei dem Lesen folgender Sätze vielmehr an die eigene Brust schlagen!

Nach meinen Erfahrungen zahlen die wenigsten freudig, die meisten der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Von dem aber, was man nur gezwungen thut, ist kein Rühmens zu machen. Den Gemeinden in Santa Catharina muß ich das Zeugnis ausstellen, daß kirchliche Zucht und Sitte eine unvergleichlich höhere ist.

Das Pfarramt steht in Ehren und Ansehen. Die schauerliche Einrichtung von „selbstgemachten", von Pseudopfarrern, kennt man dort nicht. Diesen Schandfleck haben sie nicht.

Die Ehrfurcht vor den heiligen Sakramenten ist bei ihnen nicht geschwunden. Eine Ungeheuerlichkeit wäre es bei ihnen, Kindern den Segen der heiligen Taufe zu entziehen.

Wie viele giebt es aber in Rio grande do Sul, die ihre Kinder „nur auf dem Gericht taufen lassen"! Bei ihnen ist dann die Eintragung in das Civilregister gleichbedeutend und gleichwertig mit der Taufe.

In Santa Catharina gilt es noch für eine Schande, auf die kirchliche Trauung zu verzichten.

In den Gemeinden von Rio grande do Sul nimmt die Verachtung der kirchlichen Trauung einen geradezu erschreckenden Umfang an. Aus Unkenntnis der Bedeutung derselben oder aus schmutzigem Geiz setzt man sich über alle kirchliche Zucht und Sitte hinweg. Die Beschlüsse der XIV. Synodalversammlung in Lomba grande (Mai 1900), betreffend Civilehe und kirchliche Trauung, sind aus einem schreienden Notstande herausgeboren.

Um den Verächtern der kirchlichen Trauung wenigstens den Entschuldigungsgrund zu nehmen, sie könnten die Stolgebühren nicht erschwingen — nebenbei fast ausnahmslos eine falsche Vorspiegelung —, habe ich in meinen Gemeindestatuten den Zwang zur Entrichtung von Stolgebühren für kirchliche Trauungen in dem Gotteshause wegfallen lassen. Wer also jetzt noch mit der bürgerlichen Eheschließung sich begnügt (wann hört wohl der Mißbrauch auf, dieselbe „Trauung" zu nennen?), der ist damit offenkundig ein Verächter der Kirche und ihrer geheiligten Sitte und kann somit aus der Gemeinde, von der Zulassung zum Patenamte und zum hl. Abendmahl ausgeschlossen werden.

Um der Gerechtigkeit willen hebe ich aber hervor, daß es den Koloniegemeinden in Santa Catharina nicht an Pfarrern gefehlt hat, und verweise auf meine früheren Darlegungen, wonach das Pseudopfarrertum eine Folge der Vernachlässigung seitens der Heimatkirchen ist. Wenn es freilich heute noch besteht, so fällt jede Entschuldigung hin und bleibt eine Schmach für die gesamte evangelische Kirche von Rio grande do Sul, eine Schmach und ein trauriges Selbstzeugnis für die „Gemeinden" solcher selbstgemachter Pfarrer.

Ich freute mich recht, auch den neuen Pfarrer von Indayál, Herrn P. Ziegel, kennen zu lernen. Wie es ja immer zu sein pflegt, ist auch die Trennung von Indayál und Timbó, welch letztere Gemeinde ehemals zu Indayál gehörte, nicht ganz friedlich abgegangen. Der „nervus rerum", das leidige Geld, spielt immer die Hauptrolle. Weil die Menschen in

in Rio grande do Sul hatte ich mich mit den Kolonisten auf folgende Sätze geeinigt:

eine Taufe im Gotteshause .	4	Milreis,
eine Nottaufe im Privathause	4	"
eine Haustaufe	8	"
Konfirmation	6	"
Beerdigung	8	"

Was sagt man in Santa Catharina dazu?

Indessen will ich damit nicht die einen kränken — mein offenes Wort entspringt ja nur der innigsten Anteilnahme an dem Bau des Reiches in ihrer Mitte und dem sehnlichen Wunsche, daß Jesus Christus unter ihnen mehr Gestalt gewinne. Noch viel weniger möchte ich meinen bisherigen engeren Landsleuten in Rio grande do Sul Anlaß geben, sich aufs hohe Pferd zu setzen. Mögen sie, die es angeht und sich getroffen fühlen, bei dem Lesen folgender Sätze vielmehr an die eigene Brust schlagen!

Nach meinen Erfahrungen zahlen die wenigsten freudig, die meisten der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Von dem aber, was man nur gezwungen thut, ist kein Rühmens zu machen. Den Gemeinden in Santa Catharina muß ich das Zeugnis ausstellen, daß kirchliche Zucht und Sitte eine unvergleichlich höhere ist.

Das Pfarramt steht in Ehren und Ansehen. Die schauerliche Einrichtung von „selbstgemachten", von Pseudopfarrern, kennt man dort nicht. Diesen Schandfleck haben sie nicht.

Die Ehrfurcht vor den heiligen Sakramenten ist bei ihnen nicht geschwunden. Eine Ungeheuerlichkeit wäre es bei ihnen, Kindern den Segen der heiligen Taufe zu entziehen.

Wie viele giebt es aber in Rio grande do Sul, die ihre Kinder „nur auf dem Gericht taufen lassen"! Bei ihnen ist dann die Eintragung in das Civilregister gleichbedeutend und gleichwertig mit der Taufe.

In Santa Catharina gilt es noch für eine Schande, auf die kirchliche Trauung zu verzichten.

In den Gemeinden von Rio grande do Sul nimmt die Verachtung der kirchlichen Trauung einen geradezu erschreckenden Umfang an. Aus Unkenntnis der Bedeutung derselben oder aus schmutzigem Geiz setzt man sich über alle kirchliche Zucht und Sitte hinweg. Die Beschlüsse der XIV. Synodalversammlung in Lomba grande (Mai 1900), betreffend Civilehe und kirchliche Trauung, sind aus einem schreienden Notstande herausgeboren.

Um den Verächtern der kirchlichen Trauung wenigstens den Entschuldigungsgrund zu nehmen, sie könnten die Stolgebühren nicht erschwingen — nebenbei fast ausnahmslos eine falsche Vorspiegelung —, habe ich in meinen Gemeindestatuten den Zwang zur Entrichtung von Stolgebühren für kirchliche Trauungen in dem Gotteshause wegfallen lassen. Wer also jetzt noch mit der bürgerlichen Eheschließung sich begnügt (wann hört wohl der Mißbrauch auf, dieselbe „Trauung" zu nennen?), der ist damit offenkundig ein Verächter der Kirche und ihrer geheiligten Sitte und kann somit aus der Gemeinde, von der Zulassung zum Patenamte und zum hl. Abendmahl ausgeschlossen werden.

Um der Gerechtigkeit willen hebe ich aber hervor, daß es den Koloniegemeinden in Santa Catharina nicht an Pfarrern gefehlt hat, und verweise auf meine früheren Darlegungen, wonach das Pseudopfarrertum eine Folge der Vernachlässigung seitens der Heimatkirchen ist. Wenn es freilich heute noch besteht, so fällt jede Entschuldigung hin und bleibt eine Schmach für die gesamte evangelische Kirche von Rio grande do Sul, eine Schmach und ein trauriges Selbstzeugnis für die „Gemeinden" solcher selbstgemachter Pfarrer.

Ich freute mich recht, auch den neuen Pfarrer von Indayál, Herrn P. Ziegel, kennen zu lernen. Wie es ja immer zu sein pflegt, ist auch die Trennung von Indayál und Timbó, welch letztere Gemeinde ehemals zu Indayál gehörte, nicht ganz friedlich abgegangen. Der „nervus rerum", das leidige Geld, spielt immer die Hauptrolle. Weil die Menschen in

ihrem Herzen mit dem elenden Mammon verwachsen sind, so geht ihnen jedesmal ein Stück vom Herzen ab, wenn sie zahlen sollen. Möge es mit Gottes Hilfe dem neuen Pfarrer gelingen, als ein Mann des Friedens in seinem nun gottlob enger begrenzten Bezirk das Alte vergessen zu machen!

Sehr schmerzlich war mir dagegen das von Tag zu Tag mit der steigenden Hitze wachsende Gefühl, ich müsse eilen, auf das Meer zu kommen. Ich war zu nichts mehr fähig. Das Ergebnis einer eingehenden Untersuchung durch einen alten erfahrenen Arzt war daher nicht allzu überraschend: „Das Klima wird Ihr Verderben. Versäumen Sie keinen Tag, die Heimreise nach dem winterlichen Norden — es war Februar — anzutreten.“ So mußte denn geschieden sein. Alle Pläne und Hoffnungen, mit denen ich mich noch trug, nach São Bento, Kolonie Hansa, Curityba zu kommen, mußte ich fahren lassen.

In São Bento amtiert Pastor Böttner, ein geborener Paderborner, der mir aus gemeinsamen Beziehungen zu einem väterlichen Freunde besondere Teilnahme erweckte und in mir den lebhaften Wunsch erregt hatte, ihn aufzusuchen und ihn durch den Besuch eines verständnisvollen Leidensgefährten zu erfreuen. Was dieser Amtsbruder an Kämpfen durchzufechten, an Anfechtungen zu ertragen gehabt hat und noch erdulden muß, streift ans Unglaubliche. Wenn er, ohne den Mut zu verlieren, auf seinem Posten ausharrt, unentwegt mit allem Ernst Sein Evangelium verkündet und ihm Geltung verschafft, so ist er damit ein lebendiger Gnadenbeweis unseres Gottes, der über Bitten und Verstehen hilft und neue Kräfte verleiht, wo der natürliche Mensch keine Hoffnung mehr sieht. Ich drücke dem teuren Bruder im Geiste die Hand aus weiter Ferne: „Seid fröhlich und getrost, es wird euch im Himmel wohl belohnt werden; denn also haben sie verfolgt die Propheten, die vor euch gewesen sind!“

São Bento hat übrigens eine Geschichte. Die Gemeinde ist von dem Pastor Quast begründet unter ganz abenteuer-

lichen Umständen. Dieser um die Gemeinde hochverdiente Pfarrer hat es auch reichlich erfahren: Es ist gut, auf den Herrn vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen — sonst hätte er nicht zuwege gebracht, was er in der That Großes geleistet hat. Das Geschick meines Studienfreundes P. S. Schulz in Curityba unterscheidet sich von dem der Vorgenannten nicht wesentlich. Er ist ihnen gleich im Leiden um seines Herrn und Meisters willen, gleich in der Treue, trotz Schmähung, Hohn und Spott. Von ganzem Herzen beklagte ich es, daß ich ihm nur einen schriftlichen Gruß von Paranaguá auf das Hochgebirge, in sein trautes Pfarrhaus, zu seiner mutig mittragenden und ausharrenden Pfarrfrau senden konnte. Sie müssen es eben alle erfahren, die da draußen stehen, daß nur mit schweren Opfern die Aufgabe erreicht werden kann, welche den Jüngern Jesu gestellt ist: „Werdet nicht der Menschen Knechte!"

Bei meiner Rückkehr aus der Kolonie in das Pfarrhaus zu Blumenau wurden wir vor einem schweren Unglücksfall mit unabsehbaren Folgen gnädig bewahrt. Man hatte bei der Höherlegung einer schmalen Holzbrücke einen Damm aufgeworfen, der nicht viel breiter als die Brücke war und nach unten in einem Abhang sich fortsetzte. Während wir mit unserem Reisewagen den Damm hinauffuhren, wurde ein Stier von der entgegengesetzten Seite auf die Brücke getrieben. Das eine unserer Pferde wurde scheu, bäumte sich hoch auf, verfing sich in den Lederriemen und wäre bei dem Versuch, sich loszumachen, zweifellos in den Abgrund gestürzt, wenn nicht im entscheidenden Augenblick der Riemen gerissen und das vor Angst schnaubende Pferd zum Stehen gekommen wäre. Scharf am Rande standen Pferd und Wagen. Gottes freundliche Führung hatte es verhindert, daß wir mit Pferd und Wagen zerschmettert in der Tiefe lagen: „Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht!"

Mein Aufenthalt in Blumenau konnte nur kurz sein. Telegraphisch war das Kommen meines Seedampfers schon

gemeldet. Die Aufenthaltszeit in der Hafenstadt Itajahy verlängerte sich indessen wider Erwarten. Die „Laguna“ hatte es nicht so eilig. Daran war ich gewöhnt. Die kleine Stadt hat außer ihrem großartigen Namen „Villa do Santissimo Sacramento da Barra do Itajahy Grande“ nichts Fesselndes aufzuweisen. Einen trostlosen Eindruck hätte ich vielleicht von ihr mitgenommen, wenn ich nicht die Beobachtung gemacht hätte, daß das deutsche Element auch hier „na ponta“, d. h. auf der Höhe ist. Ein großes Bild des Hafens von Itajahy, ein Geschenk des verdienstvollen und liebenswürdigen deutschen Konsuls und Großkaufmannes Herrn Asseburg, läßt mich immer gern an meinen Aufenthalt daselbst zurückdenken. Die kleine deutsche Schule hat mir rechte Freude gemacht. Man merkte sofort, daß der Lehrer Franzmeier eine tüchtige, seminaristisch geschulte Kraft war. Da herrschte Zucht und Ordnung. Die Kinder antworteten korrekt und sicher und ließen sich nicht durch die Anwesenheit der Fremden beirren. Außer mir war noch der Herr Konsul und Generalkonsul v. Zimmerer zugegen. Letzterer hatte sich ungeachtet der Tropenhitze aufgemacht, um die deutsche Schule in Brusque zu besichtigen, ein wirklich heldenhafter Entschluß, der sicher mit viel Schweiß hat bezahlt werden müssen. Wir hatten uns mit der Hoffnung getragen, Herrn Regierungsrat Hagenbeck zu treffen. Letzterer befand sich auf Eisenbahn-Studienreisen in der Nähe. So mußten wir unser Abschiedsfrühstück ohne ihn einnehmen.

Mit mir schiffte sich auf der „Laguna“ ein Kaufmann aus Joinville, Herr Niemeyer, ein, der mir ein angenehmer Gesellschafter wurde. Leider war die Reise nach São Francisco so schlecht, daß wir zunächst wenig von einander hatten. Wir hatten mit heftigem Seegang zu kämpfen. Unserem kleinen Küstendampfer wurde es schwer, dagegen anzukommen. Auch meine Seefestigkeit wurde auf eine harte Probe gestellt. Wir waren froh, in dem deutschen Gasthof „von Lasperg“ in Ruhe und auf festem Boden Speise und Trank zu uns nehmen zu können.



Auf dem Itaporú (Kolonie Hansa).

Die deutsche Kolonie „Hansa" im Staate Santa Catharina.

Es würde in meiner Reiseschilderung ein wesentliches Stück fehlen, wollte ich der bedeutendsten und zukunftsreichsten Siedelungsarbeit nicht gedenken, welche deutscherseits in Südbrasilien getrieben wird. Dem „Kolonisationsverein von 1849", von Hamburger Großkaufleuten begründet, verdanken zwei große, blühende Kolonien ihre Entstehung, die Kolonie Dona Francisca mit dem Hauptorte Joinville, an dem Flüßchen Caxoeira gelegen und von der Hafenstadt São Francisco zu Wasser zu erreichen, sodann die Kolonie Blumenau. Von dem Aufschwung dieser Kolonien in einem Zeitraum von 50 Jahren, auf einem Boden, der zum Beginn dieser Zeit nichts anderes als unwirtlicher, undurchdringlicher Urwald war, legt folgende kleine Uebersicht ein klares Zeugnis ab:

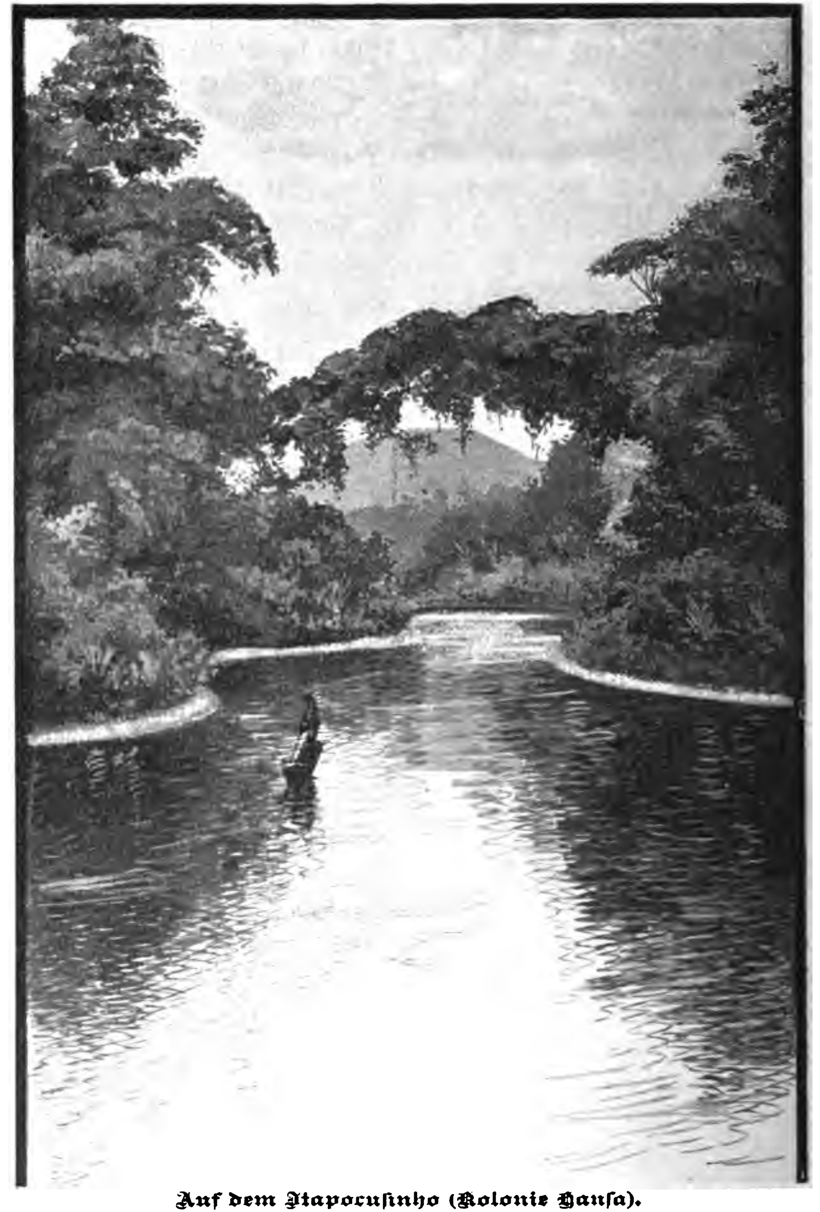
In der Kolonie Dona Francisca existierten laut letzter Aufstellung Ende 1895: 6 Mahlmühlen, 202 Zuckerpressen mit Zuckerschnaps-Brennerei, 1 Zuckerfabrik, 107 Maniokgeschirre, 2 Arrowrootfabriken, 3 Reisschälmühlen, 14 Schneidemühlen, 2 Cigarrenfabriken, 6 Kalkbrennereien, 19 Ziegeleien, 5 Gerbereien, 8 Webereien, 4 Essigfabriken, 2 Seifen- und Kerzenfabriken, 1 Drahtstiftfabrik, 1 Liqueurfabrik, 2 Selterswasserfabriken, 4 Bierbrauereien, 1 Fabrik von Musikinstrumenten, 1 Leimfabrik, 2 Baumwollspinnereien und 4 Korbwarenfabriken.

Die Produktion im Jahre 1895 betrug: 4 149 425 kg Paraguay-Thee; 255 000 kg Zucker; 400 000 Liter Zuckerschnaps; 12 800 Sack Farinha; 4397 Tonnen Bataten; 390 Fässer Arrowroot; 6700 Sack Reis; 115 000 kg Kaffee; 6873 Sack Mais; 102 000 kg Schweineschmalz; 34 042 kg Butter; 14 000 Dutzend Eier; 7765 kg Honig; 2200 kg Wachs; 22 000 Liter Orangenwein; 455 000 Stück Cigarren; 1227 Dutzend Bretter; 3425000 Stück Ziegelsteine; 13500 Stück Häute; 9000 kg Gewebe; 3000 Tonnen Drahtstifte; 8000 Liter Essig; 750 000 Flaschen Bier.

Blumenau exportierte im Jahre 1897 400000 kg Butter; 270000 kg Schmalz; 72000 kg Fleisch; 50000 kg Tabak; 1000000 kg Zucker; 8000000 Stück Cigarren; 13000 Stück lebende Hühner; 2700 Stück Rinderhäute; 15000 Dutzend Bretter; 30000 Dutzend Eier; 200000 Liter Zuckerschnaps; 800 Sack schwarze Bohnen; 90000 Liter Farinha.

Der Bestand an industriellen Anlagen war 1897 in der Kolonie Blumenau: 262 Zuckermühlen, 48 Mahlmühlen für Mais, 46 Schneidemühlen, 29 Ziegeleien, 13 Bierbrauereien, 6 Webereien, 2 Seifenfabriken, 3 Fabriken für Brausewasser, 3 Druckereien, 1 Steindruckerei und 2 Dampftischlereien, 1 Oelfabrik, 9 Cigarrenfabriken, 3 Orangeweinfabriken, 2 Liqueurfabriken, 4 Strumpfwarenfabriken, 50 Anlagen zur Bereitung von Maniok-Farinha.

Im Jahre 1897 löste sich der „Kolonisationsverein von 1849“ auf und übertrug alle seine Rechte an die neue „Hanseatische Kolonisationsgesellschaft“, welche von der Regierung Santa Catharinas 600000 Hektar besten Landes erwarb. Wenn es mir auch durch die Umstände nicht möglich war, auch die neubegründete Kolonie „Hansa“ zu besichtigen, so habe ich es doch nicht unterlassen, gewissenhafte Erkundigungen über Bodenbeschaffenheit und Kolonisationsfähigkeit der neuen Siedelung einzuziehen. Sie lauteten durchweg günstig. Dabei ist mir vor allem das Urteil meiner Berufsgenossen wichtig, derer, die den Werdegang der Arbeit mit am besten zu verfolgen und zu beurteilen imstande sind. Es fehlt ja natürlich nicht an Stimmen, die einen anderen Klang haben. Manche haben bittere Enttäuschungen erlebt, nicht gefunden, was sie erhofft hatten. Sie haben nicht bedacht, daß die Anfangsjahre eines Kolonisten Zeiten sehr harter Arbeit, mancherlei Entbehrungen sind und die größten Anforderungen an alle arbeitsfähigen Glieder der Familie stellen. Sie haben von „Jagd“ und „Fischfang“ geträumt, während dazu vorab keine Zeit und wenig Gelegenheit gegeben ist. Darum erwerben alle Freunde der Auswanderer sich ein Verdienst, wenn sie solchen



Auf dem Itapocusinho (Kolonie Hansa).

Gelegenheit geben, sich vorher genau zu informieren und ihnen die kleine Schrift von H. Lehfer („Deutsches Kolonistenleben im Staate Santa Catharina in Süd-Brasilien") zugängig machen, die nach dem Urteil des besten Kenners unserer deutschen Kolonien unerreicht ist. Dieses sehr billige Büchlein wird von der Hanseatischen Kolonisationsgesellschaft direkt bezogen.

Da diese Gesellschaft auch nach besten Kräften der geistigen Pflege ihrer Kolonisten, der Kirche und Schule, sich annimmt, so kann man ihr nur den besten Erfolg ihrer Bestrebungen wünschen.

Kapitel 3.

Paraná und São Paulo.

Paranaguá. Antonina. Santos. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft und der Norddeutsche Lloyd, Bremen. Die Bergbahn Santos-São Paulo. Besuch der Hauptstadt. „Cartas não franqueadas." Kollegiales Beisammensein. Die deutsch-evangelische Gemeindeschule. Modesto P. B. de Carvalhosa. Eine Allianz aller protestantischen Kirchen in Brasilien? Beschämender Wunsch. Unerläßliche Voraussetzungen.

Mit einem gewissen Hochgefühl löste ich meinen Fahrschein für den großen Dampfer „Porto Alegre" vom Lloyd Brasileiro nach Rio de Janeiro. Es war die letzte Strecke, die ich auf einem brasilischen Dampfer mit seinen zweifelhaften Genüssen zubringen mußte. Die Aussicht, ein deutsches Schiff mit deutscher Kost, deutscher Sauberkeit wieder besteigen zu können, wurde um so verlockender, je ungemütlicher unsere Reise sich gestaltete. Unser Schiff rollte so sehr, daß die Ochsenaugen (Kabinenfenster) geschlossen bleiben mußten. Fast die ganze Schiffsgesellschaft wurde wieder seekrank, kein Wunder bei der herrschenden Stickluft. Mein Kabinengefährte, mit dem ich mich anfänglich nur in der portugiesischen Sprache unterhielt, entpuppte sich im Laufe der Unterhaltung als ein akademisch gebildeter Vertreter der groß-polnischen Propaganda, um derentwillen er aus Rußland ausgewiesen war. Er hatte auf den polnischen Kolonien Studien gemacht und

wollte nun seine Familie herüberholen. Als ein fein gebildeter und vielgereister Mann war er mir ein willkommener Reisegefährte, mit dem es sich höchst interessant plaudern ließ. Ich habe mich ungern von ihm in Santos getrennt.

Im Hafen von Paranaguá gingen wir vor Anker und blieben den Rest des Sonntags dort liegen. Welche hohe Bedeutung für meine Zukunft gerade dieser Tag für mich gewonnen hat, schilderte ich an anderer Stelle (s. S. 137 unten). Eine ungewöhnliche Ueberraschung wurde mir dadurch zu teil, daß ich unter den deutschen Reisenden, welche in São Francisco sich eingeschifft hatten, aber ziemlich unsichtbar geblieben waren, die Familie des P. Kuhr entdeckte, welcher als Sendling des Lutherischen Gotteskastens mit mir zugleich nach Brasilien gereist war. Ich freute mich sehr, ihr als Sprach- und Sachkundiger bei dem Ausbooten dienen zu können. Im Hafen von Antonina kam eine deutsche Familie aus Curityba und ein einzelner deutscher Kaufmann an Bord, mit denen ein gemeinsames Geschick auf Wochen hinaus mich verbinden sollte. Sie hatten dasselbe Reiseziel: die alte Heimat. Die kleine muntere Gesellschaft brachte gleich Leben und Abwechselung in den bisher gemessenen und ceremoniösen Verkehr und verkürzte so die Fahrt nicht wenig.

Was ich bis dahin auf meiner Rückreise gesehen, hatte viel Anziehendes, jedoch nicht den Reiz völliger Neuheit gehabt. Das wurde jetzt anders. Wir näherten uns Santos, der Hafenstadt des Staates São Paulo, ebenso berühmt durch seine gewaltige Kaffeeausfuhr als berüchtigt wegen seines mörderischen Klimas. Hier war viele Jahre der Herd des gelben Fiebers. Wohl an keinem Orte hat diese schreckliche Krankheit solche Opfer gefordert, wie gerade in Santos. Es gab Zeiten, in denen die ganzen Besatzungen von Seeschiffen dahinstarben, in denen die Bevölkerung aus der Stadt floh und die Straßen öde und verlassen dalagen. Wir sahen noch Rumpf und Masten von solchen Schiffen aus dem Wasser hervorragen, deren Mannschaft damals gestorben,

welche somit herren- und führerlos, als Pestherde ängstlich gemieden, ein Raub von Sturm und Wellen, zu Wracks geworden waren.

In weitgehender Fürsorge hat die Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft eine eigene Sanitätsstation am Meere angelegt. Kommt ein für Santos bestimmter Dampfer dieser Linie an, so wird aufs strengste der Grundsatz durchgeführt: Jede Berührung der deutschen Besatzung mit der Bevölkerung von Santos ist zu vermeiden. Das Aus- und Einladen wird von Santos aus besorgt. Die dazwischen liegenden Tage sind wonnige Tage für die Mannschaften und Offiziere, die dann nichts zu thun haben, als nachzusinnen, wie sie ihr süßes Nichtsthun genießen sollen.

Bedenkt man die großen Kosten, welche der Gesellschaft durch diese Maßregel entstehen, so muß man ihr alle Anerkennung dafür zollen, daß sie dessen ungeachtet alles aufbietet, um Leben und Gesundheit ihrer Angestellten vor Gefahr zu behüten. Es steht diese humanitäre Einrichtung in wohlthuendem Einklang zu der ganzen Art und Weise, wie die Hamburg-Südamerikanische Dampfschifffahrtsgesellschaft darauf bedacht ist, auch ihren Fahrgästen den Aufenthalt auf ihren Schiffen angenehm zu machen. Es ist wirklich beachtenswert, welche Anhänglichkeit die Passagiere „ihrem Schiff“ und „ihrem Kapitän“ in den meisten Fällen bewahren. Sie haben sich eben dort ganz heimisch gefühlt. Ich habe mich auch davon überzeugt, daß ebenfalls bei den Zwischendeckspassagieren die Behandlung und Pflege eine gute ist und habe keine Klagen vernommen. Eine andere Dampfschifffahrtsgesellschaft, die mit Brasilien in Handelsverkehr steht, ist der Norddeutsche Lloyd in Bremen, über den meine Mitreisenden ebenso lobend sich äußerten. Es ist kein Zweifel, daß diese beiden rein deutschen Linien den unbedingten Vorzug vor allen anderen genießen, eine Thatsache, die wir als Deutsche mit berechtigtem Stolze verzeichnen dürfen.

Die Einfahrt in den Hafen von Santos war entzückend. Bei der langsamen Fahrt konnten wir uns ganz dem Genuß des herrlichen Panoramas hingeben. In dessen Rahmen paßte auch die Festung zur Rechten. Sie hatte nichts Schreckhaftes für uns. Zwei alte eiserne Kanonen und ein bronzenes kanonenähnliches Instrument dräuten zwar fürchterlich, aber vergeblich. Sie nötigten uns nur ein Lächeln ab. Denn es fehlt zu den Geschützen die Mannschaft, die damit umgehen könnte, und höchst zweifelhaft ist das Vorhandensein von Munition. Als Paradestücke und Antiquitäten machen sich die Rohre aber um so hübscher. Aus dem Grün der Wiesen und der Büsche schauen allerliebst die kleinen Häuschen eines Fischerdorfes hervor. Eine unbeschreibliche Beleuchtung verklärt die ganze Gegend. Im Hintergrund taucht St. Vicente auf, ehemals berühmt als erster Hafen von São Paulo. Nun ist er versandet. Er hat landschaftlich einen unbezweifelten Vorrang vor Santos, welches nach der Richtung hin auch bescheidene Erwartungen täuscht.

Dafür hat Santos den Ruhm, mit seinen Hafenanlagen sich neben die ersten Welthäfen stellen zu können. So weit das Auge reicht, ziehen sich am Wasser entlang die Quaimauern mit ihren mächtigen Quadern, mit ihren beweglichen hydraulischen Krähnen, mit ihren riesenhaften Warenhäusern aus Wellblech. Schifffahrt und Eisenbahn arbeiten Hand in Hand. Auf den beiden Gleisen fahren fast ohne Unterbrechung die Wagen hin und her. Es war gerade eine Zeit größter Geschäftsflaue. Mit Dutzenden von Säcken Kaffee wurde gerechnet, wo sonst Hunderttausende von Centnern verladen werden. Und doch herrschte ein Leben, daß man in das Getriebe einer Großstadt sich versetzt glaubte. Am Abend machte ich mit einigen Herren einen Abstecher nach St. Vicente. Eine Dampfbahn führte dorthin. Nicht ohne Beklemmung saß ich in dem Wagen. Die Fahrt durch die feuchte Niederung ließ mich immer daran denken, daß diese schwer abfließenden Gewässer, das sumpfige Terrain die Keime des todbringenden Fiebers enthalten könne.

Nach meiner Rückkehr hörte ich, daß der große neue deutsche Dampfer „Antonina“ in zwei Tagen in See gehen würde. Kurz entschlossen plante ich sofort einen Ausflug nach der Hauptstadt São Paulo, hoch auf dem Berglande im Innern gelegen. Am andern Morgen 7 Uhr saß ich im Schnellzuge, der bis zur Station Raiz da Serra führte. Hier begann die hochinteressante Bergfahrt. Der Zug wurde als solcher aufgelöst. Jeder einzelne Wagen wurde mit einem Bremswagen in der Weise verkuppelt, daß man um den Personenwagen ein mächtiges Drahtseil legte, dessen beide Enden am Bremswagen befestigt wurden. Die Bahnstrecke von Raiz da Serra, am Fuße des Gebirges, bis nach Alto da Serra, auf der Hochebene, ist in ihrer Anlage ganz eigenartig. Der Betrieb ist eine Verbindung von Drahtseilbahn und Zahnradbahn. Die große Schwierigkeit, auf der eingleisigen Strecke einen gewaltigen Verkehr zwischen Santos und dem Hinterlande zu bewältigen, ist auf äußerst geschickte Weise gehoben. Ebenso wie die Züge zu Berg werden die Züge zu Thal getrennt, Personen- und Güterzüge. Es ist die Einrichtung getroffen, daß jeder zu Thal fahrende Zug einen zu Berg fahrenden hinaufzieht. Die etwa fehlende Kraft, der Ausgleich, wird durch die Dampfmaschinen auf den Zwischenstationen vermittelt. Auf den letzteren sind die Ausweichgleise. Hier begegnen sich jedesmal zwei Züge. Es läßt sich denken, daß diese Beförderungsweise ziemlich zeitraubend und umständlich ist. Die eine Strecke genügt auch dem von Tag zu Tag sich steigernden Verkehr nicht mehr. Schon ist der Bau einer zweiten, einer Normalbahn, in Angriff genommen, welche sich der schon beschriebenen Bahn Antonina-Curityba im Staate Santa Catharina würdig zur Seite stellen wird.

Langsam wurden wir die steilen Berge hinaufgezogen. Himmelanstrebende Höhen zur Rechten, gähnende Abgründe zur Linken, unter uns der weite Urwald im üppigen Blütenschmuck, kein Fleckchen kahler Erde, und dabei die großartige

Ruhe und Stille — alles das machte einen überwältigenden Eindruck. Das Rauschen einzelner jäh abstürzender Gießbäche, das leise Gurgeln der von dem Drahtseile ständig bewegten Eisenrolle vervollständigte das Stimmungsbild.

Zu schnell kam das Ende der einundeinhalbstündigen Bergfahrt. In Alto da Serra wurde der Zug aufs neue zusammengesetzt. Man muß es den Amerikanern lassen, daß sie zu bauen verstehen und dem Publikum das Reisen zu erleichtern und zu verschönern wissen. Die Empfangsgebäude fand ich überall geschmackvoll, hoch, luftig und sauber eingerichtet. Die Eisenbahnwagen glichen unsern Salonwagen. Sie hatten für deutsche Begriffe eine ungewöhnliche Länge, ausreichenden Raum, schöne, große Spiegelscheiben und waren gut gefedert. Besitzerin der Bahn ist die São Paulo-Railway Company. Von Alto da Serra ging es in schneller Fahrt über Campo Grande, Rio grande, Ribeirão Pires, Pilar, São Bernardo, São Caetano, Ypiranga, Moóca, Braz nach São Paulo, der Hauptstadt. Man ist ganz überrascht, in dem öden Gelände plötzlich ein riesiges Häusermeer auftauchen zu sehen. Einsam thront, etwas abseits gelegen, das Ypiranga-Museum, welches auf der Stelle errichtet wurde, wo die Erklärung der Unabhängigkeit Brasiliens erfolgte. Noch mehr staunt man bei einer Fahrt durch die Stadt. Da ist der stattliche Bahnhof, dessen Uhrturm wie eine Kirche emporragt, da ist eine ganze Reihe von öffentlichen und privaten Gebäuden, die als Paläste und Villen jeder europäischen Großstadt Ehre machen könnten. Im Mittelpunkte der Stadt fehlt es freilich nicht an engen Straßen. Darüber müssen die Bewohner sich mit vielen anderen Städten trösten. Was ich von São Paulo gesehen habe, verdanke ich meinem Riograndenser Landsmann, Herrn R. Naschold, an den ich von seinen mir befreundeten Verwandten aus Porto Alegre warm empfohlen war. Man denke sich mein Erstaunen, als ich in diesem Herrn einen früheren Bürger von Venancio Ayres, meiner alten Gemeinde, wiederfand. Eine Menge von Be-

ziehungen ergaben sich aus der gemeinsamen Bekanntschaft von alt und jung, von Weg und Steg am oberen Taquary-fluß. Ich vergaß über diesen Erinnerungen fast, daß ich nun schon so weit davon entfernt war. Der Tag ging überaus rasch dahin. Im Deutschen Klub hat sich der größte Teil der deutschen Kolonie ein schönes Heim geschaffen, ein Zeugnis für den Wohlstand und das Zusammengehörigkeits-gefühl unserer Landsleute. Das Deutschtum ist sehr stark in São Paulo vertreten, es hat Macht und Einfluß. Der Menge nach mag die Italienerkolonie mit über 7000 Seelen bedeutender sein.

Mein Begleiter machte kein beglücktes Gesicht, als er sich Briefe aus der Abteilung für „cartas não franqueadas“ holen mußte. Hier saßen nicht weniger als zwei Beamte zur Ausgabe „nichtfrankierter Briefe“. Wie die meisten süd-amerikanischen Republiken, so macht auch Brasilien ein Ge-schäftchen mit Freimarken. Alle Augenblicke kommen neue Ausgaben heraus. Die alten werden für ungültig erklärt. Der Termin wird so knapp gesetzt, daß das halbe Land oft kaum Kenntnis davon hat und sich vor Schaden bewahren kann. Den Profit steckt die Postverwaltung ein, und die Bürger haben die Last davon.

Auf der Fahrt mit der Pferdebahn sind wir nur durch besondere Gnade davor bewahrt worden, zu Krüppeln zu werden. Im rasenden Galopp kam aus einer Querstraße ein hoch mit Kaffee beladener Wagen, mit zwei Pferden bespannt, und fuhr mit seiner langen Deichsel quer durch den Wagen, gerade an unsern Beinen vorbei. Wie leicht hätten wir beide Beine verlieren können! So kam mein Begleiter ohne Schaden, ich selbst mit unbedeutenden Hautabschürfungen und einem Schrecken davon. Das war mir wieder ein sichtbarer Gnadenbeweis Gottes und Ursache zu Lob und Dank.

Den Abend verbrachte ich mit meinem Amtsbruder, Herrn P. Baumann, dem ich schon zuvor meinen Besuch gemacht hatte. Bei der Gelegenheit that ich einen Einblick

in die Schule der deutschen evangel. Gemeinde von São Paulo. Das war mir eine rechte Freude und eine Wohlthat. Die ganze Einrichtung und die Kinder selbst vor allem machten einen sehr guten Eindruck. Das ist ein Ehrenzeugnis für die Gemeinde, die es sich etwas kosten läßt, wo es sich um Ausbildung ihres kostbarsten Gutes handelt, ein Ehrenzeugnis für die Lehrer und den Leiter der Anstalt. Da darf man wohl auch die Hoffnung hegen, daß der weitere Schritt unternommen und der Ausbau der Kirchengemeinde energisch betrieben wird. Es that mir wohl, zu hören, daß die Erkenntnis von der Notwendigkeit, einen nur seinem Amte lebenden Pfarrer zu haben, eine immer allgemeinere wird.

Daß ein Pfarrer als gewissenhafter Lehrer und Schuldirektor nur ganz im bescheidenen Maße der „Gemeinde" ein Pastor sein kann, liegt ja auf der Hand. Die traurigen Folgen davon für die Tausende protestantisch getauften Volksgenossen sind unsagbare. Ich habe mich tief geschämt, als wir am Spätabend dieses Thema mit unserem brasilischen Amtsbruder verhandelten. Nach dem Gottesdienst in dem Saale der Presbyterianer-Gemeinde besuchten wir deren Geistlichen, den Herrn Modesto P. B. de Carvalhosa. Gern folgten wir seiner Einladung zum Thee. Er war einer der ältesten Pfarrer der „Igreja Presbyteriana no Brasil", ein lieber, freundlicher Herr von patriarchalischem Aussehen, von einer Innigkeit des Glaubens, von solcher weitherzigen Allianzgesinnung auf dem Grunde der Lebensgemeinschaft mit Jesu, daß ich in ihm einen werten Freund und Bruder fort und fort schätze.

Was sagen die evangelischen Christen im lieben deutschen Lande dazu, „daß die brasilischen evangelischen Christen Deutsch lernen möchten, um Mission unter den Deutschen zu treiben". Um der vielen Tausende in heidenähnlichen Zuständen lebenden Volksgenossen willen könnte man die Verwirklichung dieses Gedankens nur freudig begrüßen. Aber welche Anklage

liegt darin für die evangelisch-deutschen Heimatkreise und gerade auch für die Kreise, welche für alle Missionsgedanken sich bisher erwärmt haben, aber noch unsichtbar sind oder in der hintersten Reihe derer stehen, welche unserm himmlischen König Jesus Christus unter unsern deutschen Volksgenossen in der Fremde zu seiner ihm gebührenden Ehrenstellung verhelfen wollen.

Im Laufe der Unterhaltung erwogen wir die Notwendigkeit und die Möglichkeit einer Allianz aller protestantischen Kirchengemeinschaften, der deutschen und der national-brasilianischen, gegenüber der geschlossenen Macht des ultramontanen Katholizismus. Das war ja mein Lieblingsgedanke, den ich gelegentlich des I. Konzils der „Igreja Protestante Episcopal no Estado do Rio grande do Sul“ mit Erfolg bei unsern national-brasilischen Brüdern vertreten habe. In Rio grande do Sul ist der Gedanke keine Utopie mehr. Auf unserer Synodalversammlung von 1900 hat der Bischof der Episkopalkirche durch sein Erscheinen und seine Rede die Allianzgesinnung bekundet, welche schon längst in unserem Lager vertreten ist.

Es ist aber eine unerläßliche Bedingung zur größeren gegenseitigen Annäherung unserer großen Kirchengemeinschaften, daß die deutschen evangelischen Pfarrer mit der Landessprache sich vertraut machen. Wie manchen hat es schon leid gethan, daß ihm, in völliger Verkennung der brasilischen Verhältnisse, daheim gesagt war, die Kenntnis des Portugiesischen sei nicht nötig, daß er daheim nicht schon die Zeit zur Aneignung von Vorkenntnissen benutzt hat. Man kann im geraden Gegensatz dazu nicht genug die Wichtigkeit der leicht erlernbaren Landessprache betonen. Sie ist unerläßlich im Verkehr mit den Behörden, zum genaueren Studium der ganzen Landesverhältnisse, auf Reisen in nicht deutschen Kolonien. Sie wird mit Recht gefordert in der Schule. Sollen unsere Deutschen aus dem Stadium

der Unmündigkeit herauskommen, wirklich voll qualifizierte Bürger werden, so müssen sie die Landessprache verstehen — in erster Linie doch also die Männer, welche an der geistigen Hebung des deutschen Elementes zu arbeiten berufen sind.

Kapitel 4.

Rio de Janeiro und Bahia.

Die „Antonina" und ihre Kinderstube. Eindrücke vom schönsten Hafen der Welt. P. Dr. Gruel. Eigentümliches Zusammentreffen. Karneval in Bahia und Mutter Rom. Besuch im Franziskanerkloster. Im deutschen Klub. Erinnerung an S. K. H. Prinz Heinrich und seinen Besuch in Bahia. Die Rede des Leuchtturms von Bahia. Jangadas von Pernambuco.

Die Wonne bei dem Betreten des großen deutschen Seedampfers zu schildern, der mich heimwärts bringen sollte, will ich unterlassen. Die „Antonina" war ein Prachtschiff mit einer Menge von Vorzügen, die sogleich offenkundig waren oder im Laufe der Reise sich zeigten. Als sich in Rio de Janeiro unsere Schiffsgesellschaft vervollständigt hatte, konnte man sich keine bessere Zusammensetzung wünschen. Wenn dieselbe auch in alle Welt sich verloren hat, so wird sie sich doch sicher oft im Geiste in den trauten Räumen der „Antonina" oder auf dem Promenadendeck zusammenfinden. War die Zahl der Passagiere auch nicht groß, so ersetzte die Qualität die Quantität, und unsere „Kinderstube" mit acht zum Teil recht lebenslustigen Vertretern sorgte schon für Abwechselung und Beschäftigung, auch der „Onkel". Die kleine muntere Schar erwarb sich dadurch ein Verdienst um unser leibliches Wohlbefinden, weniger zuweilen ein Verdienst um den Herrscher des Schiffes, der, sonst ein prächtiger Biedermann und „pater familias", vergeblich öfter Totenstille um die „mittagschlafenden Stunden" ringsum forderte. Aber „Kriegsgeschrei und Toben und dumpfer Wiederhall" sind nun einmal unvermeidliche Begleiterscheinungen, die man bei gesunden Kindern mit in Kauf nehmen muß.

Für die nicht ganz angenehme Fahrt von Santos nach Rio de Janeiro wurden wir überreich entschädigt durch die unvergleichlich herrliche Einfahrt in den schönsten Hafen der Welt. Vieles Herrliche habe ich ja auf meinen Reisen gesehen. Doch die Krone von allem gebührt Rio de Janeiro und seiner Umgebung. Die Berglandschaft mit ihren wunderbaren Formationen, dem zuckerhutähnlichen und darum auch so benannten „Pâo d'assucar“ (Zuckerhut), dem mächtigen Corcovado, dem merkwürdigen Orgelgebirge, gab uns einen Vorgeschmack von dem Kommenden. Ein Vorgebirge entzog uns die Stadt, bis wir in ihre unmittelbare Nähe kamen. Eine scharfe Wendung des Schiffes — und vor uns lag Rio de Janeiro in seiner unvergleichlichen Schönheit. Bei einem Versuch, in knappen Worten wiederzugeben, was man nun sieht, versagt die Feder ihren Dienst. Alles ist Leben. Alles fordert Bewunderung heraus. Berge und Wasser wirken wetteifernd zusammen, um dem Beschauer immer neue, immer lieblichere Bilder darzubieten. Nur der „Zuckerhut“ ragt starr und schmucklos empor. Seine majestätische Erscheinung macht weiteren Zierrat entbehrlich. Alle anderen Berge und Hügel, selbst der 694 Meter hohe Corcovado und der noch höhere Tijuka sind reich bewaldet. An den Bergen entlang und durch die Berge ziehen sich die Straßen in langer Ausdehnung. Große Mengen von Häusern zerstören meist den Reiz der Natur. Hier haben es die Menschen verstanden, den Reiz zu erhöhen, der Natur nachzuhelfen. Sie haben von ihr gelernt, nicht langweilig zu sein in der Weise ihres Bauens. Sie haben ihre Rechte gewahrt, den Wald erhalten, Gärten und Parks angelegt, sie mit den Wundern der tropischen Pflanzenwelt geziert. Aber der Blick kehrt stets zurück auf das Meer. Seeartig erscheint es durch die kleinen und großen Inseln, unter denen die Ilha das Cobras und die Ilha Fiscal besonders auffallen, und durch die Umrahmung der Berge. Aus aller Herren Länder kommen die Schiffe hier zusammen. Wir sahen deutsche, englische, französische,

italienische, schwedische, dänische, österreichische, nordamerikanische und einen großen Teil der brasilischen Kriegsschiffe, ein buntes, abwechselungsvolles Bild. Zum Glück kannte ich das Gepräge des Innern einer brasilischen Stadt zur Genüge, um mir durch das Betreten der Hafenanlagen und durch das Geschäftsviertel nicht den erhebenden Eindruck verwischen zu lassen. Der Schmutz und üble Geruch in den engen Straßen hatte das eine Gute, daß ich so bald wie möglich in die oberen Regionen zu kommen strebte. Selbst die berühmte „Rua d'Ouvidor", von der gleichen Bedeutung wie die Kölner Hochstraße und die Berliner „Unter den Linden", fesselte mich nicht. Mein erster Besuch galt dem deutschen Kollegen, Herrn Dr. Gruel, jenem um das Deutschtum, um die Gemeinde und die höhere deutsche Schule so verdienten Manne. Ueber 27 Jahre steht er nun schon in treuer und gesegneter Arbeit. Wir Riograndenser haben an seinem 25-jährigen Amtsjubiläum, bei dessen Gelegenheit ihm auch eine Allerhöchste Auszeichnung durch unsern Kaiser zu teil wurde, auch Anteil genommen. Denn bevor Dr. Gruel nach Rio de Janeiro kam, wirkte er im Süden unseres Staates als Pfarrer. Ich denke gern an die Stunden im Pfarrhause auf dem Berge von Santa Thereza. Das mag wohl mit der Erfahrungsthatsache zusammenhängen, von der mein verehrter Gastfreund sagte: „Wer vom Wasser des Corcovado getrunken, behält ewig die Sehnsucht nach Rio de Janeiro zurück." Der Blick auf die Stadt am Abend war bezaubernd. Man konnte wähnen, ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht" zu träumen. Tausend und aber tausend Lichter illuminierten die Straßen und die in Hainen versteckten Häuser. Lichtpunkte tauchten auf und verschwanden. Die hellerleuchteten Wagen der elektrischen Bahn huschten bergauf und bergab. Man sah von ihnen nur das Licht, das aus den Fenstern leuchtete. Dazwischen sprühten blitzartig elektrische Funken, während mächtige Bogenlampen ganze Partien aus dem Dunkel hoben und sie weithin kenntlich machten.

Auf dringendes Anraten fuhr ich am Abend eine halbe Stunde ins Gebirge hinein, um in dem Hotel „International" zu übernachten. Das hat neben der Eigenschaft, sehr vornehm und — teuer zu sein, den unbezahlbaren Vorzug, in völlig fieberfreier Gegend herrlich gelegen, dem Reisenden die denkbar größte Sicherheit vor dem gelben Fieber zu gewährleisten. Rio de Janeiro bei Abend und noch dazu in der heißesten, also der gefährlichsten Zeit, birgt die höchste Gefahr für den Reisenden. Mancher hat sich dort den Todeskeim geholt.

Der 24. Februar, der Tag unserer Abreise, war ein hoher Feiertag, der Gedenktag der Proklamation der republikanischen Konstitution. Fast alle Schiffe, auch das unsrige, hatten Festesschmuck angelegt. Die Kriegsschiffe hatten über die Toppen geflaggt und sahen in ihrem Paradekleid prächtig aus. Unter den Besuchsgästen, die uns an Bord geleiteten, befand sich auch ein Landsmann aus meiner Heimatstadt Essen (Ruhr), der in Rio de Janeiro als Kaufmann thätig war. Zufällig stellte sich diese interessante Beziehung heraus. Es war dem Herrn H. eine Freude, mir Andenken und Grüße an seine Eltern und gute Nachrichten mitzugeben, die ich dann auch gern übermittelt habe.

Bei der Ausfahrt aus der Bai von Rio de Janeiro begrüßten wir die Kriegsschiffe mit unserm unheimlichen Nebelhorn und dippten die deutsche Flagge am Achterdeck, eine Höflichkeit, die nicht unbeachtet und unerwidert blieb.

Bahia.

In dreitägiger Fahrt kamen wir nach Bahia. Wir sparten Kohlen, indem wir langsam fuhren. In der That versäumten wir nichts dadurch. Es war gerade Fastnachts-Dienstag. Da war kein Gedanke an die Möglichkeit, Hafenarbeiter zum Aus- und Einladen zu erhalten. Seit Samstag wurde schon gefeiert. Am Dienstag erreichten die „Feiertage" ihren Höhepunkt. Mit dem Herrn Kapitän und Schiffsarzt begab ich mich ans Land. Volksstudien wie an solchem Tage

zu machen, an dem die ganze Bevölkerung, hoch und niedrig, auf den Straßen umherzieht oder in den Fenstern und auf den Balkons sich sehen läßt, diese Gelegenheit würde ich nie wieder bekommen haben. Einen ganz seltsamen Eindruck machte die Stadt. Sie zerfällt in eine Unter- und Oberstadt. Jene birgt die großen Kaufhäuser und Warenlager und ist dementsprechend wenig anziehend. Zur Oberstadt führt eine Bergstraße, ein stattlicher, aber dunkler und schlecht gelüfteter Aufzug (Lift). Die Straßen sind infolge des bergigen Charakters der Stadt nicht angenehm zu gehen. Das Pflaster läßt zu wünschen übrig. Dagegen nimmt sich das Villenviertel auf dem Plateau, in dem auch das deutsche Klubhaus liegt, sehr vornehm aus. Nach Tausenden mochte die Menge zählen, die sich durch die Straßen wälzte. Wir Europäer kamen uns inmitten der fast nur aus Farbigen bestehenden Menschenmasse ganz fremdartig vor. Die Bevölkerung von Bahia soll zu $^5/_6$ aus Negern und Mulatten bestehen. Herkulische Gestalten, wie sie nur die gesunden reinen Rassen afrikanischer Neger aufzuweisen haben, erregten mein höchstes Staunen. Alle Farbentöne, vom Ebenholz-schwarz bis zum matten Grau, waren vertreten. Einige Indianertypen fielen mir durch ihre markanten Gesichtszüge auf. Unsere Furcht, belästigt zu werden, war grundlos. Schreiend, johlend, pfeifend, trommelnd zogen die Trupps an uns vorbei. Aus den Fenstern regnete es Konfettis in Mengen. Serpentinas, lange bunte Papierstreifen, flogen herab und hinauf. Ein regelrechter Fastnachtszug nötigte uns, Halt zu machen. Buren und Engländer waren reichlich vertreten. Die Abneigung gegen letztere war offenkundig. Ohm Krüger wurde lebhaft begrüßt. Die Negerinnen hatten sich mit weißen, die weniger von der Natur Gefärbten mit schwarzen Masken versehen. Ganze Banden von Negern mit ihren afrikanischen Originalmusikinstrumenten durchliefen die Straßen. Zwischen den Verkleideten stolzierten farbige Damen in hochmodernen Kostümen mit goldenen Spangen und Korallenschmuck einher. Schwarze Herren im eleganten Gehrock,

mit goldenen Kneifern und silberbeschlagenen Spazierstöcken schienen sich ihrer Würde voll bewußt zu sein. Der „Fechaportas-Klub" trat diesmal nicht hervor. Er hatte als „Thürschließer-Vereinigung" bisher den seltsamen Beruf gefühlt, alle Geschäftsinhaber durch einen Höllenlärm zum Schließen ihrer Geschäftsräume während der Fastnachtstage zu zwingen.

Jene mehr harmlose und kindische Ausgelassenheit hat aber noch eine Kehrseite, die sich nicht beschreiben läßt. Bei dem tiefen sittlichen Standpunkt der Bevölkerung nimmt die Zügellosigkeit einen entsetzlichen Charakter in diesen Tagen an. Dabei befinden wir uns in Bahia in einer Hochburg der römischen Kirche. Bahia hat den ehrenden Beinamen der „Allerheiligenstadt". So viel Tage im Jahre, so viel Kirchen und Kapellen soll es in der Stadt geben. Auf die Früchte der von ihr gepflegten Frömmigkeit, die sich in ihrem Herrschaftsgebiete, zumal in den südlichen Ländern, aber auch bei uns so eklatant während der Fastnachtstage sich zeigen, braucht Rom nicht stolz zu sein. Die kleinen und die großen Kinder fühlen sich in ihrem Rechte, den Taumelbecher der Sinnenlust bis auf die Neige zu leeren. Sie müssen sich entschädigen für die kommende lange Fastenzeit. Die tolerante Allmutter drückt ein Auge, wenn nötig auch beide Augen zu. Daher ihre Beliebtheit gerade auch bei den Protestanten im Auslande, welchen die sittenstrenge Amts- und Lebensauffassung der „ungewandten" evangelischen Missionare ein Dorn im Auge ist. Der Aschermittwoch repariert allen Schaden, das Aschenkreuz macht die Sünde und Schande der tollen Tage wieder gut. O sancta simplicitas!

Was hat solchen nüchternen Beobachtungen gegenüber das Prangen mit einer Frömmigkeit zu sagen, die in toten Bauwerken nur sich zeigt, aber ohne Lebenskraft ist und des sittlichen Wertes entbehrt! Immerhin freut es den Deutschen im Auslande, daß der deutsche Katholizismus eine Sonderstellung vor dem romanischen einnimmt. Nationaler Urkraft, dem durch die Reformation herbeigeführten Reinigungsprozeß

dem Streben, hinter der reineren, höheren Darstellung altevangelischen Christentums nicht zurückzustehen, der unbewußten Beeinflussung durch protestantische Umgebung, verdankt der deutsche Katholizismus seine Lebensfähigkeit und sein relativ höheres Niveau. Von dem Besuch in dem Franziskanerkloster war ich recht erbaut. Der Pater Guardian zeigte uns mit größter Bereitwilligkeit und Zuvorkommenheit die Schätze. Kostbare Wandgemälde auf Porzellan, nach Delfter Art, zierten die Gänge. Die Darstellung war eine lebensvolle und fesselnde. Die Motive entstammten der Heil. Schrift oder dem Leben des Stifters. Dazwischen fand sich in sinnbildlicher Wiedergabe eine Anzahl christlicher Tugenden. Ueberreichen Schmuck wies das Innere der Kirche an Schnitzwerken aus schwarzem, wertvollem Holze auf. Auf großen Reichtum in älterer Zeit deutete die schwere Vergoldung der Schnitzereien hin. Jetzt zeigen sich schon hier und da Spuren des Verfalls, was recht zu bedauern ist. Daß von den 30 Brüdern keiner der Schule sich widmet, ist bezeichnend. Es böte sich ihnen doch ein reiches Feld der Thätigkeit, aber — Bildung macht frei, und daß kein Brasilianer mehr Lust hat, Mönch zu werden, ist schon Ursache genug, dem um sich greifenden Geist der Aufklärung und geistiger Freiheit keinen Vorschub zu leisten!

Abends genossen wir vom Deck des Schiffes den selten schönen Anblick der erleuchteten Stadt auf dem Berge. Doch hatten wir nach zweieinhalbtägigem nicht ganz freiwilligem Aufenthalt von Bahia genug. Ein gutes Teil der freundlichen Erinnerung gilt dem Herrn Konsul und namentlich dem Herrn Konsulatssekretär Wolf, der sich meiner trotz Siedehitze in aufopfernder Weise annahm. Durch diese Herren in den deutschen Klub eingeführt, erinnerte uns ein historisch bemerkenswertes Dokument sonderlich an die alte Heimat. Im Fremdenbuche fand ich die eigenhändige Unterschrift Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich und seines Gefolges, der Offiziere S. M. Glattdecks-Korvette „Olga“. Ich habe

nach dem Original das beigedruckte Bild anfertigen lassen, was von allseitigem Interesse sein dürfte. Im Jahre 1883 hatte Prinz Heinrich Bahia und dem deutschen Klub auf seiner zweiten Reise um die Welt einen Besuch abgestattet. Die Erinnerung an die Herzlichkeit, mit der man den edlen Hohenzollernsproß und seine Begleiter hier aufgenommen hatte,

1883.

Datum	Name	Stand	Wohnort	Eingeführt durch
J			S. M. S. Olga	
Juli 1	Heinrich, Prinz von Preußen			Vorstand
	[illegible]	Corvetten-Capitain und Commandant S. M. S. Olga		
	Fritze	Capitain-Lieutenant		
	v. Frantzius	Capitain-Lieutenant		
	[illegible]	Lieutenant z. See		
	Dr. Thörner	Stabsarzt		
	Müller	Lieutenant z. S.		
	[illegible]	Masch.-U.-Ingen.		
	[illegible]	[illegible]		
	von Witzleben	[illegible]		
	[illegible]	[illegible]		
		[illegible] d. Prinzen Heinrich von Preußen		
	Breusing	Capitain-Lieutenant		
	Ritter	Unterlieutenant z. See		
	[illegible]	Lieutenant zur See		
8	[illegible]	Kaufmann	Rio de Janeiro	E. Meister
Juli 10	Rich. Liebmann	"	Hamburg	[illegible]
"	H. [illegible]	"	do	do
11	A. [illegible]	"	Bahia	E. Meister

mochte wohl zu den besten Eindrücken gehören. Einer Notiz zufolge, die ich gelegentlich über diesen Besuch fand, hatte der Prinz einige hochinteressante Ausflüge ins Innere gemacht, doch „man war froh, daß man der Stadt entronnen war, in deren Straßen man weiter nichts als Neger gesehen hatte, Neger, die faul in den Thorwegen lagen, Neger, die sich laut schreiend

drängten und stießen, unsauberes Volk mit schmutzigen Kö
Kleidern, schmutzigen Hemden und schmutzigen Füßen. D
frische Meeresluft wirkte wohlthuend, nachdem man noch
lang die wahrhaft pestilenzialische Atmosphäre in den eng
Gassen der Unterstadt von Bahia geatmet hatte".

Der Abschied von Bahia war für mich gleichbedeut
mit dem endgültigen Abschied von Brasilien. Gegen 5 Uh
morgens kündigte das Nebelhorn die bevorstehende Ank
lichtung an. Im Nu war ich an Deck. Doch dauerte e
noch eine geraume Zeit, bis der Dampfer abfuhr. Mit de
Tagesgrauen wurde es in Bahia lebendig. Licht um Lic
erlosch. Der Himmel zeigte eine trübe, graue Färbung. Da
Meer machte infolgedessen auch kein aufheiterndes Gesicht.
Von den Fahrgästen ließ sich keiner sehen. Das war mir
angenehm. Der Leuchtturm hielt mir eine Vorlesung, die
nur für mich bestimmt war und keiner Zeugen bedurfte.
„Warum bist du so traurig?" so fragte er mich. „Warum
läßt du dich bedrücken durch das, was hinter dir liegt?
Von mir magst du lernen und meine Lehre als kostbares
Vermächtnis eines alten, bewährten Freundes über den Ozean
mitnehmen. Ob die Wellen schmeichelnd mich umkosen, ob sie
heimlich meine Stellung unterwühlen wollen, ob sie in
rasender Wut mit dem Sturme als Bundesgesellen mich
hinabzuzerren versuchen, — ich bleibe derselbe. Ich weiß,
daß ich unerschütterlich fest gegründet bin. Ich weiß, daß
ihre Wut in Ohnmacht endet. Doch täuscht mich auch nicht
der Wellen Werben und Spielen im Glanze der lachenden
Sonne. Ich lebe ernst meiner Pflicht, thue sie furchtlos und
treu, bin den Seefahrern ein wachsamer Wächter und Warner,
darüber hinaus kann ich nicht schaffen und wirken. Da laß
ich den Herrn sorgen, der Wind und Wellen gebietet, der
Leben und Tod, das Wohl und Wehe der Menschen in Seiner
Hand hält. Er geleite auch dich durch Wogen und Wellen!
Lebe wohl und gedenke meiner in Liebe! Gute Nacht!" —
Dann schloß er seine müden Augen und ließ mich allein mit

meinen Gedanken, die nicht zur Ruhe kommen wollten. Schon überzog sich der Osten des Himmels mit purpurfarbner Glut. Die Morgenröte stieg herauf als Vorbote des Königs der Gestirne. Wie die letzten Nebel vor dem Nahen der Sonne sich zerstreuten, so schwand auch meine Traurigkeit. — **Brasilien, Ade!**

In der Höhe von Pernambuco kamen merkwürdige Fahrzeuge in unsere Nähe, sogenannte „jangadas“, von denen ich mir ein Modell in Bahia gekauft hatte. Es waren schmale, lange Floße mit mächtigem Segel und einem langen, hölzernen Schwert in der Mitte, welches ein Umschlagen des Fahrzeuges verhindern soll. Die Besatzung bildet ein Mann oder auch mehrere Männer, die auf Fischfang ausgehen. Das ganze Gerät besteht aus einer kleinen, zu beiden Seiten offenen Strohhütte, einer Bank und einem Fischkasten. Eine Flasche voll Wasser und ein wenig Brot bildet die kärgliche Nahrung. Die armen Leute wagen sich weit hinaus aufs Meer, allen Unbilden desselben schonungslos preisgegeben.

Kapitel 5.

Der Heimat zu!

Kap-Verdesche und Canarische Inseln. Alte Bekannte auf Teneriffa. Ein Mord auf hoher See. Mein Freund Maximo. Auf europäischem Boden. Lissabon. Schiffsbrand. In heimischen Gewässern. Aus + 34° R. im Schatten in — 1° R. Allerlei Sehenswürdigkeiten. Dover. Marconi und „Kaiser Wilhelm der Große“. Potosi. Nebel in der Nordsee. Die „alte Liebe“. Daheim.

Der nordwestafrikanischen Küste kamen wir in der Höhe von Senegambien auf der Fahrt an den Cap-Verdeschen Inseln vorbei, am nächsten. Brava, Fogo, S. Thiago hatten durch ihre gewaltig aus dem Meere aufragenden Berge und z. T. wunderlichen Formationen etwas außerordentlich Anziehendes. In 12 Tagen erreichten wir Teneriffa. Ueber 100 Seemeilen voraus entdeckte der wachhabende Offizier den schneebedeckten

[illegible] hielten die Schneewolke lange für weißes [illegible] der Schneefelder war unsere freudige [illegible] unserer Kinder, welche [illegible] kannten. Um der gelben Flagge [illegible] eine kleine Quarantäne [illegible] Geduld bis zum andern Morgen [illegible]. [illegible] Teneriffa meldete ich zum ersten Male [illegible] meine nahe bevorstehende Ankunft [illegible]. Auf der Insel, in der Stadt [illegible] verändert. Einen alten [illegible] wieder, der schon einmal [illegible]. Wir konnten ihn wieder nicht los werden. [illegible] nicht in gutem Andenken [illegible] Tragen einiger kleiner Sachen [illegible] Ansicht meiner mehr kaufmännisch [illegible] zu groß war. Das Geschäft [illegible]. Wer beschreibt aber die Entrüstung [illegible] und den Schmerz, mit dem sie [illegible] cavaliero generoso! O großmütiger [illegible]!

Eine [illegible] Erinnerung wurde aufgefrischt, als wir an der Bark „Johannes [illegible]“ vorbeifuhren. Der erste [illegible] hatte auf hoher See im Verfolgungswahnsinn den [illegible] Frau und Kind ermordet. Aus Furcht vor ihm [illegible], sich ihm entgegenzustellen. Doch gelang es der Besatzung, heimlich die Behörde von Teneriffa davon in Kenntnis zu setzen. Von der Mannschaft eines spanischen Kriegsschiffes wurde die Bark erstürmt und die Gerechtigkeit nahm ihren Lauf. Englische Viehtransportdampfer, für Transvaal bestimmt, sahen wir uns nicht eben mit freundlichen Augen an. Die neuesten Nachrichten über den Fortgang des Burenkrieges wurden begierig entgegengenommen. Die Sympathie gehörte ungeteilt den Buren, während die ruchlose Beutegier ihrer Bedrücker scharf verurteilt wurde. Weniger regte sich der Teil der Fahrgäste darüber auf, welcher im

Zwischendeck die Stunden bis zur Ankunft des Dampfers auf heimischem Boden zählte. Es waren die Portugiesen und Spanier. Da bei ihnen der Sinn für peinliche Sauberkeit nicht übermäßig ausgebildet sich zeigte, so wurden sie durchweg gemieden. Aber es waren doch auch Menschen, die ein Verständnis für einen freundlichen Gruß und ein freundliches Wort hatten. Ich habe gern mit ihnen geplaudert und mir von ihren Schicksalen in Brasilien erzählen lassen. Sie hatten meist Schweres und Enttäuschungen mancher Art erlebt. Einer Frau, der Mutter meines kleinen Freundes Maximo, war es besonders hart ergangen. Hatte sie doch ihren Mann verloren und mußte arm heimkehren, wie sie ausgewandert war. In tiefer Bewegung reichte sie mir zum Abschied die Hand. In ihrer andalusischen Heimat wird sie des brasilischen Urwaldes oft noch mit Wehmut gedenken.

Ich selbst war sehr bewegt, als ich wieder europäisches Gebiet vor mir hatte.

Lissabon.

Malerisch liegt an der Mündungsstelle des Tejo, wie die Portugiesen ihn nennen, oder des Tajoflusses, wie die Spanier sagen, der Leuchtturm, über den wir hinaus bis nach Belem fuhren. Hier gingen wir vor Anker. Es war ein besonderer Gnadenakt des Herrn Kapitäns, daß er mir und einigen Herren einen Ausflug nach Lissabon erlaubte. Nach Erledigung der Quarantänefragen und der geschäftlichen Angelegenheiten sollten wir mit dem Agenturdampfer fortfahren dürfen. Da durch einen Irrtum der Agentur unsre Ankunft nicht gemeldet und keine Ladung vorbereitet war, so hatte der Kapitän kaum Veranlassung, den Aufenthalt zu verlängern. Unsre Zeit war so knapp bemessen, daß wir gerade eine Fahrt nach der Stadt und einen kleinen Gang durch dieselbe machen konnten. Dennoch war ich froh und dankbar, mir einen Eindruck von Lissabon verschaffen zu können. Vom Schiff aus hätten wir herzlich wenig gesehen.

Nach unangenehmen Auseinandersetzungen mit den Schiffersleuten, die hier das Monopol für Beförderung der Passagiere an das Land haben, fuhren wir endlich ab. Diese Bootsführer sind eine unverschämte Gesellschaft. Sie waren erbost darüber, daß wir uns nicht mehr als je 1,50 Mark dafür abpressen ließen, daß unser Agenturdampfer uns die 5 Minuten lange Strecke bis zur Landungsstelle schleppte! Den Dampfer zu benutzen, durften wir nicht wagen. Die Kerle sahen in ihrer Schiffertracht possierlich aus. Sie trugen gestrickte Jacken, um den Leib eine breite, lange Binde und auf dem Kopfe die phrygische, auch Pudel-, Zipfel- oder Plümmelmütze genannt. Der Kiel ihrer Boote war bunt bemalt, nach Art venetianischer Gondeln.

Die Lage der Stadt ist reizend. Lissabon zählt wohl mit Recht zu den schönsten Städten Europas. Sie zieht sich bis weit in die Berge hinein und wird von einer befestigten Kuppe überragt. Der seeartig sich erbreiternde Tejo verleiht der Stadt natürlich den Hauptreiz. Die Straßen sind zum Teil eng und schmutzig, zum Teil breit, wohlgepflastert und mit schönen Häusern geziert. Was mir in Brasilien schon auffällig gewesen war, fand ich hier wieder: Häuserfronten ganz oder teilweise mit blauen oder mehrfarbigen Fayence-Platten bekleidet, ähnlich unseren Küchenwandbekleidungen. Jedes Haus wies natürlich eine Anzahl Balkons auf. Die Zierde der Hauptstadt Portugals ist ein großer, nach dem Wasser zu schön eingefaßter Platz, die „Praça do Commercio“.

Hier warteten wir auf unsern kleinen Dampfer und hatten unsere Freude an den schmuck uniformierten Soldaten, an den bunten Trachten der Landleute, an dem Getriebe auf dem Wasser, als plötzlich eine riesige Rauchwolke aufstieg und alles vor uns in Dunkel hüllte. Die Glocken fingen an zu läuten. Von der Festung donnerten die Geschütze. In einem Augenblick war der ganze Strand schwarz von Menschen. Alles blickte mit ängstlicher Spannung hinaus. Der Wind trieb die Rauchwolken seitwärts und man gewahrte nun einen

schrecklichen Schiffsbrand. Ein großer norwegischer Seedampfer, mit Schwefel vollgeladen, war das Opfer. Die ganz gemütlich anrückende Feuerwehr vermochte nichts auszurichten. Vorsichtig wurde der Dampfer an das gegenüberliegende Ufer geschleppt, wo man ihn an seichter Stelle festlegte und voll Wasser pumpte. Mir wurde ganz unheimlich bei dem Gedanken, wenn auf hoher See solch ein Unglück sich ereignete. Es wäre wohl das denkbar schrecklichste.

Die Fahrt an der Küste von Portugal entlang brachte uns noch manchen Genuß. Schloß Cintra, hoch im Gebirge thronend, das Entzücken aller Reisenden, das Kloster Mafra, die imponierenden Vorgebirge Kap Roca, Kap Finisterre, Kap Afrika und Villano, gaben viel Anlaß zum Staunen und Bewundern.

Frau Biscaya hatte zum Glück nicht ihre schlimmste Zeit. Grob war sie freilich, doch immerhin erträglich. Kurz vor der Einfahrt in den Kanal hatten wir das seltene Schauspiel einer Wasserhose, eigentlich war es nur ein Wasserhöschen, denn es hatte höchstens eine Länge von 40 Meter. Eine Unmenge von Schiffen begegnete uns, darunter ein sonderbar gebauter Petroleum- und ein Weizendampfer. Der Aufenthalt am Deck wurde von Tag zu Tag ungemütlicher. Die Temperatur sank immer mehr. Der Gegensatz von + 34° R. im Schatten und — 1° R. — so kalt war es in der Nordsee — und das innerhalb 3 Wochen, war ein zu großer. Die Salons mußten geheizt werden. Wolldecken und Winterkleider wurden herausgeholt. Wir getrösteten uns des wonnesamen Frühlings daheim, um nachher so bitter enttäuscht zu werden. Was mögen unsere lieben Gefährten aus dem sonnigen Desterro wohl von uns geglaubt haben, denen wir mit einer gewissen herausfordernden Begeisterung den Frühling in Deutschland, das Erwachen in der Natur geschildert hatten! Wie ungemütlich sie sich gefühlt haben mögen, kann ich mir denken, der ich mich am liebsten hinter dem Ofen aufhielt noch im „wunderschönen Monat Mai“.

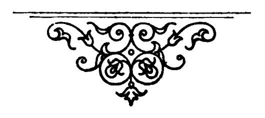
Den schönsten Frühlingstag hatten wir im Kanal la Manche. Während uns noch bei Quaissant ein lieblicher Hagelschauer beglückte, hatten wir warmes, klares Wetter bei Dover. Bis nach Deale konnten wir sehen. Frankreichs Küste war eben noch sichtbar.

Zwei weltberühmte Schiffe begrüßten wir in der Nordsee. Das größte Segelschiff der Erde, den prachtvollen Fünfmaster „Potosi", dessen Besitzer der Großrheder Laeisz in Hamburg ist. Dann kam uns der Norddeutsche Lloyd-Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" entgegen. Er bot mit seinen vier gewaltigen Schornsteinen einen imposanten Anblick dar. Der Hauptmast war durch eine große Telegraphenstange verlängert. Es wurden die ersten größeren Versuche mit dem Marconi-Apparat für drahtlose Telegraphie gemacht. Der Erfinder befand sich selbst an Bord des Schiffes.

In der letzten Nacht auf See überfiel uns ein dichter Nebel. Die Fahrt wurde gefährlich. Kaum merklich bewegte sich der Dampfer weiter. In ganz kurzen Zwischenräumen dröhnte das Nebelhorn markerschütternd durch die unheimliche Stille. Rechts und links läuteten die Segelschiffe, welche vor Anker lagen, um nicht überrannt zu werden. Zu sehen war beim besten Willen nichts. Es waren aufreibende Stunden für die Offiziere, da sie allein auf ihr Gehör angewiesen waren und gespannt lauschen mußten, ob die Warnungsrufe entgegenfahrender Schiffe von rechts oder links kamen. Endlich fiel der Nebel. Von einer ganzen Flotte sahen wir uns umringt. Gottlob, daß wir aller Gefahr glücklich entronnen waren!

Bei der „alten Liebe" machten wir Halt. Die Gesundheitspolizei von Cuxhaven prüfte uns eingehend, waren wir doch doppelt verdächtig, weil wir aus Ländern kamen, in denen Pest und gelbes Fieber herrschte. Man entdeckte aber nichts Bedenkliches. So ging es denn weiter die Elbe hinauf. Je mehr wir uns Hamburg näherten, um so heftiger pochte das Herz. Mit einigem Erfolg bezwang ich meine Erregung.

Seit 4 Monaten war ich ohne Nachricht von den Meinigen, da bei meinem unsteten Leben in dieser Zeit kein Brief mich hatte treffen können. Wie mochte es ihnen ergehen? Wie würde ich sie antreffen? Der Abend kam. Die Elbufer wurden erleuchtet. Die Schiffsschraube stellte allmählich ihren Dienst ein. Ein kleiner Dampfer schleppte uns. Ein zweiter besorgte die Steuerung. Im Binnenhafen war es dunkel. Wir sahen wohl Menschen am Ufer, die unserer offenbar harrten. Die Finsternis vermochten wir jedoch nicht zu durchdringen. Jeder strengte sich aufs äußerste an, in den Wartenden einen seiner Lieben zu erkennen. „Henny, sag' mal was!" tönte es vom Ufer herauf. Das brach den Bann und das Schweigen. Der Dampfer stoppte. Einem halb zagenden Anruf folgte jedesmal ein Jubelruf des Erkennens. Zu lange, viel zu lange dauerte das Anlegen. Noch war die Brücke nicht ganz befestigt, da war schon jemand am Lande und umarmte Mutter, Schwester und Schwager — eine unbeschreibliche Wonne, und auf das Schiff, in die Salons strömten in Scharen die Anverwandten und Freunde, um die Ihrigen nach den Zeiten langer Trennung an das Herz zu schließen.



Druck von W. Girardet in Essen (Ruhr).

Druck von W. Girardet, Essen, Ruhr.

